Reise eines Verbannten

durch

Holland, Rheinpreussen, Nassau, die Grossherzogthümer Hessen und Baden, Würtemberg, Baiern, Tyrol, nach Italien und Sicilien.

Vom

Baron von Haussez.

Nach dem Französischen mit Anmerkungen

von

Ferd. Freiherrn von Biedenfeld.

Erster Band.

Weimar 1835.

Druck, Lithographie und Verlag von B. Fr. Voigt.

It. sing. 14917 (1

1148/2

<36602479140016

<36602479140016

Bayer. Staatsbibliothek

Reise eines Verbannten

durch

Holland, Rheinpreußen, Nassau, die Großherzogthümer Hessen und Baden, Würtemberg, Baiern, Tyrol nach Italien und Sicilien.

Von dem

Baron von Haussez,
vormaligem königl. französischen Staatsminister unter Carl X.

Mit Anmerkungen deutsch bearbeitet

von

Ferdinand Frhrn. von Biedenfeld.

Erster Theil.

Weimar 1835.
Druck und Verlag von Bernhard Friedrich Voigt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

84/11386

Vorwort.

> Wenigstens werde ich Frankreichs Küsten wiedersehen!

Diese rührenden Worte vernahm ich einst aus dem Herzen und Munde eines edlen Kindes, welches in die Verbannung zog. Ich wiederholte sie in dem Augenblick, als ich ein fremdes Land verließ, um ein anderes künftig zu bewohnen und dabei einen weiten Umweg nahm, um mein Geburtsland zu vermeiden. Gleich diesem Kinde, für dasselbe und mit demselben war ich verbannt. Es hatte mir einen Trost angedeutet: dies war Alles, was es für mich thun konnte. Ich erfaßte diesen Trost, ich fand Genuß und Reiz darin.

Bei der Ueberfahrt von England nach Holland hatte ich, gleich einer Wolke, einige Punkte der Dünkirchen umgebenden Dünen erblickt. Der rasche Lauf des Fahrzeuges hatte mich schnell davon entfernt.

Erst von den Ufern des Rheins begegnete Frankreich wieder meinen Blicken, als sie über die ganze Kette der Vogesen hinstreiften.

Als ich die Gipfel dieser Berge, welche mein Vaterland begrenzen, nicht mehr sehen konnte, glaubte ich zum zweitenmal zur Flucht aus demselben gezwungen zu sein. Selbst ohne ein Vaterland, wollte ich nun untersuchen, wie die Vaterlande anderer Leute beschaffen sind. Ich studirte die Länder, welche ich durchzog, und benutzte zu diesem Behuf alle Mittel, die mir zu Gebote standen. Ich beobachtete, ich frug.

Diese Blätter sind die Frucht meiner Forschungen, oder wenn man lieber will, der Zerstreuungen, welche ich in meinen mißlichen Verhältnissen suchte.

Fänden sich darin einige Sachen oder Gedanken, die meinem Vaterlande nützen können, so würde ich meine Verbannung segnen.

Inhaltsverzeichniß

des ersten Bandes.

Seite.

Vorrede.

Holland 1

Allgemeine Ansicht. Dämme. Kanäle und Straßen. Städte. Haag, Leyden rc. Hospizien u. Hospitäler. Schöne Künste. Handel. Heer, Seemacht. Volksgeist. Gewohnheiten, Sitten.

Rheinpreußen 32

Emmerich. Cöln. Coblenz.

Deutsche Bundesstaaten 41

Neuwied. Bingen. Mainz. Wiesbaden. Frankfurt. Hanau. Oppenheim. Worms. Großherzogthum Baden. Mannheim. Schwetzingen. Heidelberg. Carlsruhe. Baden-Baden. Königreich Würtemberg. Stuttgart. Geislingen. Ulm. Königreich Baiern. Augsburg. München. Religiöser Geist. Militärische Lage. Politische Verhältnisse. Handelsverhältnisse und Industrie. Betrachtungen. Weg von München nach Inspruck.

Kaiserthum Oestreich 99

Oestreichisches Tyrol. Weg von München nach Inspruck. Weg von Inspruck nach Sterzing. Sitten u. Gebräuche. Moralische Zustände. Weg von Sterzing nach Venedig.

Italien 123

Lombardisch-Venetianisches Königreich. Venedig. Bettelei. Padua. Montecelice.

Seite.

Römische Staaten 146

Ferrara. Bologna. Imola, Faenza ꝛc.

Herzogthum Modena 161

Ackerbau. Modena. Carpi.

Oestreichische Staaten 169

Lombardisch-Venetianisches Königreich. (Fortsetzung.) Mantua. Verona. Brescia. Bergamo. Mailand. Hospitäler. Gebäude. Theater. Geselligkeit und Gesellschaften. Umgegend von Mailand. Laco di Como. Brianza. Laco Maggiore. Die Karthause von Pavia. Schlachtfelder. Einfluß der französischen Herrschaft. Politische Lage. Strategische Lage.

Königreich Sardinien 228

Piemont. Straße von Mailand nach Turin. Turin. Umgegend von Turin. Einzelne Bemerkungen. Ackerbau. Politische Lage. Straße von Turin nach Genua. Genua. Straße von Genua nach Lucca.

Großherzogthum Toscana 251

Straße von Bologna nach Florenz. Florenz. Palläste. Denkmale. Kirchen. Museum. Gallerie Pitti. Schöne Künste. Literatur. Gefängnisse. Geistlichkeit. Theater. Pferderennen. Geselligkeit. Volkssitten. Verschiedene Bemerkungen. Politische Lage. Straße von Florenz nach Lucca.

Herzogthum Lucca 297

Lucca. Bäder. Politische Zustände. Pisa. Livorno. Lebensweise. Miethkutscher.

Holland.

Allgemeine Ansicht.

Bei der Anfahrt an Hollands Küsten erräth man die Nähe des Landes nur aus dem Schaum der Wogen, welche über den Sand hingleiten, der in unmerklicher Aufsteigung bis zu einem höhern Strand sich erhebt, über welchem nichts erscheint. Kommt man näher, so erblickt man darin Dämme, aber nicht das kleinste Fleckchen des Landes, welches diese beschützen. Selten sieht man Häuser, bevor man ausgestiegen ist. Tiefer innen breitet sich der Boden in Sümpfe aus, die man allmälig durch breite und tiefe Gräben austrocknet und in Wiesen verwandelt. Alle diesen Gräben enthobene Erde verwendet man zu Bildung der Dämme, auf deren Kamm die zwölf Fuß breiten Straßen ziemlich gefährlich sich hinziehen. Alle diese Straßen sind mit kleinen, sehr harten Backsteinen gepflastert und mit Sand bestreut.

Alle zum Bau der Dämme nicht nöthige Erde wird zu allmäliger Erhöhung der Bodenfläche benutzt.

Vor Allem ist die Sorgfalt auf Cultur der Wiesen gerichtet, dann auf Bau von Getreide und Oelpflanzen.

Die Bauerhöfe (Meiereien, Pachthöfe) liegen in der Regel einsam auf höheren Plätzen. Unmittelbar mit den Wohnungen sind die Wirthschaftsgebäude verbunden. Aeußerste Ordnung, Sorgfalt und Reinlichkeit beseitigen alle Nachtheile, welche sonst aus dieser Nachbarschaft entspringen müssen, bis zum Unmerklichen.

Die Häuser sind aus Backsteinen oder Brettern gebaut. In ziemlicher Entfernung stehen die Dörfer von einander, rings um sie her grünen Bäume, verbergen die Häuser und lassen nur die Kirchthürme bemerken. Windmühlen, zum Ausschöpfen der Gewässer, Mahlen des Getreides, Oelschlagen und Holzsägen bestimmt, werden hier durch ihre außerordentliche Höhe und Eigenthümlichkeit der Bauart wahre Zierden der Landschaft. Sie verleihen einen pittoresken Reiz, den kein anderes Land aufzuweisen hat.

Auf den ersten Blick schon zeigt sich eine eigene Regsamkeit und Beweglichkeit durch das ganze Land, eine rastlose Lebendigkeit. Sie ist die natürliche Folge der überall sich durchkreuzenden Fluß- und Kanalschifffahrt, welche durch Wiesen und Felder, Dörfer und Städte hinziehend, die Farben der Segel und Wimpel mit der Farbenpracht einer außerordentlich reichen Vegetation anmuthig verschmelzt.

Hollands Binnenschifffahrt ist ein Kind der Nothwendigkeit. Die Einwohner mußten die eine Hälfte des Bodens unter Wasser setzen, um die andere Hälfte austrocknen und benutzen zu können. Bevor sie an Handel dachten, mußten sie an Bodencultur denken, so gingen gewiß die Austrocknungsplane den Schifffahrtsideen voran. Aber diese folgten jenen auf dem Fuße und ihre Resultate verschmolzen sich so bedeutsam, daß bald mehr und mehr Kanäle im Interesse des Akkerbaues sowohl als des Handels überall eröffnet wurden.

In einem so feuchten, Steinkohlen und Holz völlig entbehrendem Lande mußte das Bedürfniß von Brennmaterialien nothwendig auf Torfgrabungen führen. Um Torf zu erhalten, mußte man in bedeutende Tiefen hinabgehen, damit für ewige Zeiten manche fruchtbare Gegenden mit Lagunen bedecken und den ohnehin lästigen Ueberfluß an Wasser bedeutend vermehren. Es läßt sich kaum berechnen und vorhersehen, wohin diese Art von Vorurtheil, welches zur Nothwendigkeit geworden zu sein scheint, führen, womit es endigen wird, indem es ohne Mittel und Hoffnung der Wiederherstellung täglich mehr des ohnehin so seltenen Bodens verschlingt.

Dem Reichthum an Wiesen und Weiden entspricht keineswegs die Größe, Schönheit und Ergiebigkeit des Viehes.

Umsonst sucht man auf diesen unermeßlichen Grasungen jene Thiere, welche einem Paul Potter und Van der Meulen einst zu Modelen gedient. Kleine Kühe von schlechter Raçe, beinahe lauter schwarze, plattgruppige Pferde mit gemeinen Köpfen, unvollkommener Bildung des Körpers und unverhältnißmäßigen Beinen zeugen von Vernachlässigung der Verbesserung der Raçen *).

Dämme.

Die Holländer beurkunden bei ihrem Dammbau jenen Fleiß, jene Einsicht, Verständigkeit und Sparsamkeit, welche all ihr Thun und Treiben charakterisiren. Weil ihrem Lande Steine fehlen, legen sie Weidenfaschinen ungefähr einen Fuß dick so über einander, daß eine Lage parallel mit dem Strom hinstreicht, die andere ihm senkrecht die Spitzen bietet. Pfähle befestigen diese Faschinen über einander; Sand füllt alle Zwischenräume aus. Die wenigen Steine, welche man aus Norwegen sich verschaffen kann, dienen nur, um durch ihr Gewicht das Werk zu befestigen und die Cirkulation der Wagen auf den Dämmen zu erleichtern.

Hollands Dammbau ist warlich ein bewunderungswürdiges Werk! Welch einen schauerlichen Anblick gewährt das Meer, welches mit seinem ungeheuern Druck, mit aller Wuth seiner Orkane gegen diese mit Sand bedeckten Reißbüschel ankämpft und jeden Augenblick unrettbar zwei Millionen Seelen zu ersäufen droht. Und — diese leben so sorglos als

---

*) Dem Herrn Verfasser scheint es mit seiner Beschreibung der holländischen Rinder und Pferde zu gehen, wie jenem französischen Reisenden, der 1792 durch Heidelberg kommend, einen dreitägigen Regen erlebte, und 1806 dahin zurückkehrend abermals mit Regen auf der Neckarbrücke empfangen — ganz ruhig die Bemerkung in sein Tagebuch schrieb: „Hier regnet es seit 1792 noch immer.“ Sollte Baron Haussen wirklich die riesige Raçe holländischer Pferde nicht kennen und dort nirgends gesehen haben? Was ihre schwarze Farbe betrifft, so kann dies leicht eine optische Täuschung gewesen sein; indem gewöhnlich Leute, welche früher Alles in Rosenschimmer erblickten und plötzlich enttäuscht worden, dann Alles schwarz zu sehen pflegen. Den holländischen Kühen wird es ein Leichtes sein, gegen sein Verkleinerungsglas sich siegreich zu vertheidigen. Wahrscheinlich vergaß der Herr Reisende den Theil ihrer Größe, der in dem fetten Gras versteckt war, mitzumessen. A. d. U.

wohnten sie auf der Spitze des Montblanc oder der Cordilleren! Verschiebt sich eine einzige Faschine, gräbt unbemerkt ein Maulwurf, eine Maus das kleine Loch — so ist es um Damm und Land geschehen. Daran denken die Holländer wohl, aber nur um solchem Unfall zu begegnen, ohne davor zurückzuschrecken.

Zehn Fuß tief unter dem Meeresspiegel geht man umher, ißt und trinkt man, handelt und feilscht man, scharrt Geld zusammen, lacht zuweilen, raucht immer, ohne sich um das Meer zu bekümmern, welches jeden Augenblick alle Schätze überfluten und alle Pfeifen auslöschen kann. So ist die Welt! Gut ist's, daß es so ist!

Um was handelt es sich denn auch eigentlich für die Generation, welche jenes Unglück einmal beträfe? Nur um eine Spanne Zeit mehr oder weniger, um das allmälige Hinsterben Einzelner oder den plötzlichen gemeinschaftlichen Tod Aller. Manchem würden damit eine Menge von Uebeln und Schmerzen erspart, denen er nicht entronnen wäre, wenn das Meer nicht seine Drohung erfüllt hätte.

Kanäle und Straßen.

Alle Waaren und bei Weitem der größte Theil der Reisenden werden auf Kanälen transportirt, auf Schiffen, welche gegen 60 Personen fassen und von Pferden gezogen werden. Sie legen in jeder Stunde ungefähr 2 Meilen (französische?) zurück und lassen nur kleine Frachtgebühr sich bezahlen. Ueberdies dienen die Kanäle zum Ableiten des Wassers, welches ohne solche alles Land überschwemmen würde. Haben sie keinen natürlichen Abfluß, so hilft man künstlich durch Windmühlen mit Pumpwerken. Diese heben das Wasser in höher liegende, in das Meer ausmündende Kanäle.

Die Horizontalität des Landes macht den Schleußenbau mehrentheils überflüssig. Nöthig wird dieser nur an Stellen, wo Kanäle von verschiedener Spiegelhöhe eine bedeutende Schifffahrt hemmen würden. Außerdem hört ein Kanal oft plötzlich auf, dann wird Alles über eine kurze Strecke Landes in einen andern Kanal hinüber geschafft. Selbst die so wich-

tige und lebhafte Verbindung von Rotterdam mit Amsterdam ist diesen kleinen Hemmnissen unterworfen, welche einen neuen Beweis von der Geduld und Oekonomie der Holländer liefern. Sie hassen jede Art von Ausgabe, welche nicht durch absolute Nothwendigkeit gerechtfertigt ist.

Die Straßen, lediglich für die im Verhältniß zu jedem andern Land geringfügige Cirkulation von Diligencen, Posten, leichten Fuhrwerken ꝛc. bestimmt, bedürfen keiner großen Festigkeit. Woher sollte diese auch kommen in einem Lande, welche nur mit Backsteinen solche zu bauen und zu unterhalten im Stande ist. Hier leisten die Backsteine hinlängliche Dienste und gewähren eine angenehme leichte Fahrt.

Alle Straßen bilden den Kamm eines Dammes oder den Rand eines Kanals. Nur die Zuverlässigkeit der Pferde gibt Sicherheit in so bedenklicher Lage. Die Ebenheit dieser Straßen wird oft durch Brücken unterbrochen, welche ganz unverhältnißmäßig hohe Spannung haben, um die Schiffe darunter weggleiten zu lassen. Auf größern Kanälen werden die Brücken zu diesem Behuf aufgezogen. Wie schnell dies auch bewerkstelligt werde, immer hält es doch die auf den Straßen Reisenden bedeutend auf.

In der Nähe der Städte sind alle Straßen und Kanäle mit Häusern besetzt. Eleganz der Architektur zeichnet diese nicht so sehr aus als die weitgetriebene Sorgfalt für ihre Erhaltung und eine gewisse Originalität einzelner Bauten. Kleine, schlecht gezeichnete, aber an seltenen Blumen und kostbaren Sträuchern reiche Gärten bilden ihre Umgebung.

Städte.

Meines Erachtens lobt man die holländischen Städte weit über Gebühr in Allem, was ihre Straßen, Häuser, Kanäle und gepriesene Reinlichkeit betrifft. Viel Wahrheit enthält solches Lob, aber auch manche Uebertreibung. Ueberall tritt das Nützliche sichtbar hervor. Schönheit, selbst Bequemlichkeit zeigen sich nirgends. Die Straßen sind schlecht gereiht, mehrentheils sehr eng, immer schlecht gepflastert. Vor den Häusern verengen 3 bis 4 Fuß breite, Gott weiß, zu

welchem Zweck, mit Ketten abgesperrte Räume, die Straße, ohne den Hausbesitzern selbst irgend einen Vortheil zu gewähren. Fallthüren, ohne irgend eine Wehr und Sicherung öffnen sich bei jedem Schritt bis in die Trottoirs herein. Nur höchsten selten zeigen Inschriften die Namen der Straßen an. Die Nummern der Häuser laufen nicht straßenweise fort, sondern durch die ganze Stadt.

Alle Straßen sind der Länge nach durch Kanäle getheilt und so dicht mit Bäumen besetzt, daß beide Häuserreihen in ewiger Waldesnacht ruhen. Ueber diese Kanäle hinweg laufen Brücken, deren steile Aufgänge die Cirkulation hemmen und den Niveau der Straßen stören. Wie pittoresk auch die Maschinerie zu Aufhebung mancher dieser Brücken erscheinen mag, wenn Schiffe durchziehen, so beseitigt dies keineswegs die aus ihrem Bau unmittelbar entspringenden Uebelstände.

In der Mitte sind die Straßen (der Fahrdamm) mit kleinen Steinen gepflastert, an den Häusern (auf dem Bürgersteig, Fußweg) mit Backsteinen. Erklären konnte ich mir nicht, woher der unaufhörliche wahrhaft betäubende Lärm von Wagen und Pferden rühre. Glücklicher Weise ist man auf den Einfall gekommen, die Mehrzahl der Wagen und Kutschen, statt auf Rädern sie gehen zu lassen, auf Schleifen zu ziehen. Stattlich schreitet der Kutscher neben seinen Pferden her.

Auf diese Kanäle innerhalb der Städte thun sich die Holländer warlich zu viel zu gut. Ihrer Industrie mögen sie allerdings sehr förderlich sein; aber gewiß machen sie den Aufenthalt unbequem, ohne die Schönheit im mindesten zu erhöhen. Ihr Wasser ist trübe, schmuzig, stinkend, ekelhaft in seinem stagnirenden Zustand. Der Kiel jedes Schiffes wühlt den scheußlichen Grund auf und verbreitet ein greuliches Miasma, welches ein sehr ehrenwerther Nationalgeist für ein Präservativ gegen Brustübel und nöthigen Falls für ein sicheres Heilmittel derselben erklärt.

Mag immerhin die Natur der Localität solche Kanäle in den Städten bedingen, mögen nützliche Gewohnheiten und reelle Vortheile damit verknüpft sein, nur sage man nicht, daß sie zu Verschönerung und Gesundheit einer Stadt dienen.

Einzelne Häuser sind mit großem Aufwand meublirt und mit kostbaren Gemäldesammlungen geschmückt. Die Mehrzahl derselben ist nur merkwürdig durch die Verschwendung von Marmor an Böden, Tischen und Lambrien. Wo Eisen nicht unerläßlich ist, wird immer Holz verwendet.

Bürste, Borstwisch, Pinsel und Besen sind unaufhörlich in Bewegung. Diese Reinlichkeit ist eher ein Beweis der Unermüdlichkeit als des Verstandes. Ihre Vortheile kommen in keinen Vergleich mit dem Comfort englischer Reinheit.

Rotterdam und Harlem machen von einigen der vorangehenden Bemerkungen eine Ausnahme. Aber alle passen auf Dortrecht, Leyden, Haag und Amsterdam.

Haag, Leyden rc.

Von welcher Seite man auch nach dem Haag gelangen mag, überall erblickt man nur einen unermeßlichen Wald, so dicht und hoch stehen die rings um die Stadt gepflanzten Bäume. Merkwürdig machen diese Stadt nur ihre köstlichen Spazirgänge; ihre Plätze mit Pflanzungen; ein Kreis unregelmäßiger Gebäude, welche lange Zeit ihren Souveränen zur Residenz dienten, und jetzt die Sitzungssäle der Kammern enthalten; der Palast oder vielmehr das Haus des Königs, der ein Bürger ist aus Gewohnheit und Politik, und ein Museum mit einer Gemäldegallerie und reichen Sammlung japanischer Merkwürdigkeiten. Von den Gemälden sind einige vortrefflich, die meisten aber sehr mittelmäßig.

Identisch sind bei allen holländischen Städten die Bedingungen der Lage und der Zusammenstellung, daher haben sie auch alle unter sich nothwendigerweise eine gewisse, sehr anschaulich hervortretende Familienähnlichkeit. Etwas mehr oder weniger breite Straßen, eine größere oder kleinere Lebhaftigkeit bilden den einzigen Unterschied.

Rotterdam und Amsterdam sind große Städte, schön, wenn man damit den Umstand bezeichnen will, daß Straßen und Kanäle bedeutende Räume einnehmen; traurig, insofern man ihre Häuser, und die ernste schwerfällige Geschäftsmiene ihrer Einwohner betrachtet; die Neugierde reizend, sobald

man die eigenthümliche Regsamkeit einer in Alles sich mischenden Schifffahrt im Auge hat. Museen, besondere Sammlungen zahlreicher und kostbarer Gemälde bieten den Liebhabern, welche Zutritt gewinnen können, eine sehr angenehme Unterhaltung.

Leyden gewährt jedem Freund der Wissenschaften die köstliche Hülfsquelle einer Universität mit allen ihren Accessorien, z. B. botanische Gärten, ein Museum egyptischer Alterthümer, worin übrigens allzu viele Gegenstände in allzu großem Wirrwarr durch und neben einander liegen; ein anderes Museum japanischer und naturhistorischer Merkwürdigkeiten, die vollständigste osteologische Sammlung der Welt, mit großem Ueberfluß an Schädeln. Ueberdies, um dies Alles zu zeigen und gehörig zu erklären, sehr unterrichtete, gelehrte und gefällige Herren Professoren.

Harlem trägt ganz das Gepräge einer Stadt voll Leute, welche nichts zu thun haben, und, um beschäftigt zu erscheinen, einigen Tulpenzwiebeln und Anemonenknollen sehr ideale und sehr hohe Preise anweisen. Harlem sieht weit lustiger aus, als alle übrigen holländischen Städte. Hier sind Kanäle keine unerläßliche Bedingung, und in diesen Häusern muß man sich viel wohler befinden, als in andern holländischen Wohnungen. Alle die Gärten, die dem Sand entwuchsen, der die große See von dem sogenannten Harlemer Meer trennt, sind so trefflich unterhalten, mit so schönen Bäumen beschattet, mit vielen zierlichen und eleganten Pavillons geschmückt, worin man seinen Thee trinkt und Zerstreuung findet im Anblick des rastlosen Getümmels auf den Straßen, daß man beinah versucht werden muß, während des Sommers wenigstens dort sich anzusiedeln. Für den Winter mag diese Versuchung freilich weniger stark erscheinen, man müßte denn für die Entenjagd und das Schlittschuhlaufen außerordentlich eingenommen sein. Denn dies sind hier die einzigen Freuden einer Jahreszeit, die überall traurig, aber abscheulich in Holland ist.

Von Harlem führt die Straße an einem prachtvollen Kanal hin in gerader Linie und sehr reich an Wechsel schöner Aussichten nach Amsterdam. Diese Stadt gewährt keineswegs

mit ihrer Außenseite den imposanten Anblick einer großen Hauptstadt. Eben so wenig entspricht ihr Inneres den Begriffen, welche so viele allzu reizende und schmeichelhafte Schilderungen erwecken mußten. Alles trägt darin das Gepräge unaufhörlichen, unermeßlichen Handels. Auf dem Gesicht der Einwohner ist zu lesen, daß sie beschäftigt sind und lediglich mit dem Gedanken an ihr Geschäft umgehen. Davon spricht man vorzugsweise in den Salons. Auf den Straßen sieht man Geschäftsbedrängte, Eile habende Leute, die sich ohne Complimente ansprechen und nicht einmal Zeit genug finden, sich gehörig guten Morgen oder guten Abend zu sagen. Im Hafen, in den Magazinen, auf den Kanälen, auf den Quais, an der Börse äußert sich eine Regsamkeit und Thätigkeit, welche *nur in* London ihres Gleichen findet.

Ohne gerade an ihnen zum Lobredner zu werden, kann man von den Holländern ihr Aeußeres betreffend im Allgemeinen sehr viel Günstiges sehen. Eine Ausnahme davon macht die Bevölkerung von Amsterdam, offenbar, weil in ihr alle Raçen der Welt sich durchkreuzten. Aus dieser Vermischung Aller mit Allem entsprang ein Volk von Hinkenden, Bucklichten, Einäugigen, welche, der Himmel weiß, in welchem Thal von Josaphat ihre Glieder, deren keines zu dem andern passen will, zusammen gelesen zu haben scheinen. Glücklich diejenigen, welchen es gelang, zwei gleich lange Beine oder zwei gleichfarbige Augen zu erwischen. Aber, gleichsam als hätte die Natur, eines solchen Werkes sich schämend, wenigstens dessen ganze Entwickelung nicht wollen zu Stande kommen lassen; Alles ist tief unter dem gewöhnlichen Maß geblieben. Buffon erfand einst für alle die Hundebastarde, welche aus verschiedenen Hundegattungen entstanden, kaum noch die allgemeinen Merkmale des Hundegeschlechts beibehalten hatten, den bezeichnenden Namen der Straßenhunde. Billigerweise sollte ein anderer Naturforscher eine analoge Benennung für jene Figuren aufsuchen, welche namentlich des Sonntags, auf allen Quais und Straßen von Amsterdam ihre Unförmlichkeit und Scheußlichkeiten zur Schau tragen.

Ich spreche hier nur von der Straßenbevölkerung. Die Klasse des Salons hat den Nationaltypus der Holländer so

ziemlich zu erhalten gewußt, sie sieht der großen Familie, welcher jene ganz fremd sind, noch sehr ähnlich.

Eine der schönsten Städte Hollands ist Utrecht. Ohne allzu viele Kanäle und Brücken hat sie gar keine Dämme, einige sehr schöne Gebäude, darunter einem 360 Fuß hohen Kirchthurm, von dessen Spitze das Auge seine ganze Sehkraft an dem Unbegrenzten üben kann. Vollkommene Fläche überall, nirgends dringt der Blick bis zu den Gebirgen. Hier übersieht man Meer, Dünen, Kanäle, Wiesen, einzelne Gehöfte, pappelumgrünte Dörfer, Städte, die ganze grenzenlose Monotonie einer holländischen Landschaft. Bewunderung überrascht beim ersten Anblick, bald folgen Ermüdung und Langeweile, man steigt wieder herab, zufrieden solches gesehen zu haben, wenig lüstern, es wieder zu sehen.

Ferner kann man ein gut erhaltenes Spital besuchen, ein Stadthaus betrachten, das eben so neu als elegant sich zeigt, eine große Kaserne, welche alles Schöne in sich vereinigt, was man überall an diesen Gebäuden sieht. Aber was man sehen muß, weil man in der That nirgends etwas Besseres der Art sehen kann, das ist die köstliche Promenade rings um die Stadt, welche die Stelle der früheren Festungswerke einnimmt *). Von diesen hat man nur die Gräben beibehalten. Ihr klares Wasser ziert einen geschmackvollen Garten, der in jeder seiner Einzelnheiten dem Liebhaber solcher Anlagen trefflichen Stoff zu Studien und allen Administrationen, welche Kraft, und was noch viel seltener ist, den Willen haben, die ihnen anvertrauten Städte zu verschönern, ein nachahmungswürdiges Muster bietet. Auf allen meinen Reisen habe ich nichts gefunden, was geschmackvoller entworfen und glücklicher ausgeführt wäre. Man sollte sich in Utrecht niederlassen und geschähe es nur, um dort spaziren zu gehen. Auch für den Geist ist dort in trefflichen Bibliotheken und Museen bei den gelehrten Professoren der Universität Nahrung und Bereicherung zu finden.

---

*) Wäre der Herr Verfasser tiefer in Deutschland eingedrungen und aufmerksamer auf Manches gewesen, so würde er vielleicht gefunden haben, daß Mannheim und Frankfurt a. M., Leipzig, Breslau und Prag ähnliche Promenaden angelegt haben, die jedem Vergleich, ohne zu erröthen, sich preisgeben dürfen. A. d. U.

Nichts gewährt eine klarere Ansicht und einen schönern Begriff von einem großen Landschaftsgarten als die Umgebung von Utrecht. Auf schönen baumbepflanzten Straßen wandelt man mitten durch eine Reihe ununterbrochener herrlicher Parke voll der mannigfaltigsten, sämmtlich höchst pittoresken Gebäude. Die Rasen, Blumen, Bäume, Sträucher sind sorgfältigst gepflanzt, alle Gewässer sind bewunderungswürdig klar und durchsichtig. Bei jedem Schritt nimmt eine neue Scene unsere Theilnahme oder Neugierde in Anspruch.

Dennoch hat die Natur zu allem diesen nur sehr wenig beigetragen. Sie gab nur eine unermeßliche Sandebene. Die Industrie des Ackerbaues bedeckte diese mit Pflanzungen und Bäumen. Die Ordnung, aber jene in so hohem Grade nur in Holland mögliche Ordnung that das Uebrige. Dies Ensemble ist bezaubernd. Himmel, Luft, Qualität und Disposition des Bodens geben diesem Lande viel Aehnlichkeit mit den Landes de Gascogne. Holland scheint mir so, wie diese werden könnten. Ich hatte mich so in diesen Gedanken hineingeträumt, daß ich jetzt plötzlich zu erwachen und den liebsten meiner Administrationsträume vor mir erfüllt zu sehen glaubte *). Selbst die Armeekolonien, welche ich in der Bretagne zu gründen im Sinn, und wofür ich bereits Plane vor-

*) Der Herr Minister hat hier vollkommen Recht, ohne sich vollkommen richtig ausgedrückt zu haben. Sagen hätte er dürfen: „Hätten wir auf unsern Ministersitzen nicht so viel und so bunt geträumt; hätten wir, statt ewig nur an Restauration manches Entschwundenen zu denken und von Wiederherstellung historischer Privilegien zu träumen, ernstlich darauf gedacht, die schöne Friedenszeit zum Heil des Landes zu verwenden, so wären wir jetzt nicht genöthigt, Reisebeschreibungen herauszugeben und in fernern Ländern zu träumen. Frankreich, eins der dichtest bevölkerten und in den Naturwissenschaften gebildetsten Länder der Erde, hat längs seiner großen Küste von Boulogne bis an die Fasaneninsel unermeßliche Dünenstrecken, Blousen, öde Flugsandwüsten und Moräste, deren Urbarmachung Tausende von müßigen Händen nützlich beschäftigen und dann Hunderttausenden reichliche Nahrung geben würden. Dies wäre eine Eroberung gewesen, würdig unserer Zeit und wohlthätiger als jene hohlen Phrasen von der natürlichen Grenze des Rheins rc." Frankreich hat mehr Mittel dazu, als irgend ein anderes Land. Weiß es nicht wie man solches bewerkstelligt, so sende es seine Expecten nach Holland, Belgien, an die Nordküste von Deutschland und Preußen, wo der See, den Sandfluten und den Stürmen täglich neue Strecken für den Nutzen der Bevölkerung abgenöthigt werden und in grüne, lachende Fluren sich verwandeln, oder in schützende Holzungen. Preußens Dünen- und Flugsandbaue könnten ihm eben so nützliche Lehren ertheilen, wie dessen Schulanstalten durch Cousin bereits gethan haben.
A. d. U.

gezeichnet und Elemente gesammelt hatte, fand ich hier, und sonderbarerweise gerade so, wie ich sie gebildet haben würde, wenn ich alle Bedingungen in Frankreich vorgefunden hätte, die, Holland eigen, dort fehlen und für das Gedeihen solcher Anstalten unentbehrlich sind. Diese Bedingungen heißen: Einheit und Consequenz der Regierung und Lebenslänglichkeit der Aemter; Beharrlichkeit bei einem System und mehr Vertrauen zu den Menschen, die dasselbe durchführen sollen. Woher soll aber Bestimmtheit und Festigkeit des Willens kommen, wenn solche selbst bei der Regierung, von welcher alles Wollen ausgehen soll, nicht zu finden sind?

Hospizien und Hospitäler.

Zum ersten Mal in meinem Leben durchreiste ich ein Land ohne Bettler *)! Ehre den Anstalten, welche ein solches Resultat erzielen! Ehre den Magistraten, welche solchen Anstalten Achtung und Wirksamkeit zu verschaffen wissen! Ehre auch dem Gewissen, vielleicht selbst der Eigenliebe der vielfältigen Religionssekten, die nicht dulden, daß ihre Mitglieder das öffentliche Mitleiden belästigen, und den Bedürfnissen abhelfen, bevor solche auf der Straße zur Schau gestellt werden. Aber die von Privatleuten sehr reich dotirten milden Anstalten tragen auch sehr viel dazu bei. Alle solche Institute sind der dem holländischen Geiste eigenthümlichen Sorgfalt, Ordnung und Klugheit administrirt. Es finden sich de-

*) Das Nichtvorhandensein von Bettlern ist kein Beweis vom Nichtvorhandensein des Unglücks und Elendes. Sehr glaubwürdige Zeugnisse belehrten mich, daß es in Amsterdam Anstalten genug gibt, wo jeder Arme für einen Stüber seine Mahlzeit und Schlafstätte findet. Aber welch eine Mahlzeit! Welch eine Schlafstätte! Die selbst an den ordinärsten Tischen verschmähten Ueberbleibsel und Abfälle werden oft sogar an den Straßenecken gesammelt und in ungeheuern Kesseln durch einander geworfen, nochmals gekocht und dann in sehr kärglichen Portionen an Elende verkauft, deren Heißhunger allem Ekel trotzt. Die Betten dieser Jammergestalten bestehen aus Stricken, die von der Decke herabhängend eine Art von schrecklicher Hängematte bilden. Hierein schieben die Armen ihre von Mangel und Arbeit halb geräderten Leichname und seufzen dem Schlafe entgegen, der denn auch ihrem Uebermaß von Ermattung zu Hülfe kommt. Dies nennt man denn freilich auch eine menschliche Existenz. Solch ein Leben führen die Leute an den Kanälen, während für die Mehrzahl derselben warlich die Religion kein Grund ist, warum sie sich nicht hineinstürzen und begraben.
A. d. V.

rer für jede Art von Lage, Gebrechlichkeit und Betrübniß. Jedes Leiden ist eines Asyls gewiß, wo es Unterkunft, Schutz und Hilfe findet. Hier haben Taubstumme und Blinde lediglich ihr Gebrechen zu beurkunden, um ohne allen Unterschied auf Glauben und Kirche Aufnahme zu erhalten; denn um nichts handelt es sich in solchen Anstalten als um Hilfeleistung. Jeder erhält den Religionsunterricht seiner Kirche. Eine Ausnahme davon wird nur mit den Juden gemacht, und diese besteht lediglich durch deren eigenen Willen und durch ihre Ehrfurcht vor manchen ihrer Religionsgebräuche, deren Uebung ganz unverträglich mit der Einrichtung solcher Anstalten sein würde.

Beinahe jede der Städte hat Hospizien, worin die durch das *Absterben* der Eltern hülflos gewordenen Kinder eine Erziehung finden, wie sie solche von ihren Eltern erhalten hätten. Die Aufklärung der Vorsteher macht in der eifrigsten Sorgfalt keinen Unterschied zwischen den vom Unglück ihnen anvertrauten und ihren eigenen Kindern. In Amsterdam erscheinen die Waisenkinder in den Farben der Stadt halb roth und halb schwarz *). Mit dem 20. Jahr verlassen sie die Anstalt und treiben nun auf eigene Rechnung das Gewerbe oder Handwerk, für welches sie erzogen wurden.

Aus einer solchen Anstalt ging Van Speike hervor, dessen heldenmüthiger Tod in jüngster Zeit dem Ruhm der Holländischen Marine neuen Glanz verlieh. Eine Inschrift und zwei Gemälde sagen den Fremden, welche die Anstalt besuchen, daß auf die Empfehlung der Vorsteher Van Speike in die königliche Marine aufgenommen worden und binnen wenigen Jahren zum Schiffslieutenant vorgerückt war; daß er, am 13. Februar 1831, durch einen Sturm unter eine der Batterien von Antwerpen verschlagen, sein Fahrzeug in die Luft

---

*) Mir will diese Ostentation mit den Vaterlandsfarben eben so wenig behagen als überhaupt eine so auffallende und geschmackwidrige Tracht für solche arme Kinder. Wozu? Warum? — Ich glaube unmaßgeblich, daß hierin die holländischen Wohlthätigkeitsanstalten von dem größern Theil unserer deutschen Waisenhäuser ꝛc. manches Nützliche und Erfreuliche lernen könnten. Namentlich würden die preußischen und sächsischen Institute selbst darüber Aufklärung geben, worüber die reicher und glänzender äußerlich erscheinenden französischen Anstalten schweigen.

A. d. U.

sprengte mit der ganzen Equipage und 50 Belgiern, welche herangekommen waren, des gescheiterten Schiffes ohne Mühe sich zu bemächtigen.

Man erkannte einen Theil des Leichnams dieses braven Offiziers an dem Orden, den außer ihm am Bord des Fahrzeugs niemand getragen. Dieses Stück seiner Brust war über hundert Klafter weit fortgeschleudert worden.

Nach ächt holländischer Idee läßt der Maler den Van Speike seine Pulverkammer mit seiner Cigarre anzünden und wählte diesen Moment zum Gegenstand seines Gemäldes.

Bisson, der im Jahr 1827 durch eine ähnliche That sich berühmt gemacht, bediente sich dazu der Pistole. Zwei identischen Handlungen drückte der Nationalcharakter sein verschiedenes Siegel auf, indem er die Helden verschiedene Mittel erwählen ließ. Eine Cigarre, eine Pistole; der Holländer und der Franzose bedienten sich dessen, was sie gerade in der Hand hatten *).

Die Unterhaltung der holländischen milden Anstalten verdient alles mögliche Lob. Sie gleicht beinahe dem Besten, was man dieser Art in Frankreich findet. Die Kranken werden mit gleicher Sorgfalt gepflegt. Getränke und Speisen sind gesund, obgleich weniger gut als in französischen Spitälern.

In den mehrsten, nicht für Kranke bestimmten Hospizien sind je zwei Pensionäre auf ein Bett beschränkt. Beinahe überall sind die Bettstellen aus Holz und so übel gebaut, daß sie von Insekten nicht gereinigt werden können. Ueberdies stehen sie sämmtlich in nicht schönster Ordnung dicht beisammen. In den Hospizien für Kinder hat man statt der Bettstellen fast durchgängig Hängematten eingeführt. Dieses halte ich für einen durchaus schlechten Gebrauch, weil diese Lager unter der Last der Körper sich biegend und krümmend — leicht nachtheilig auf dessen Bau und Wuchs wirken.

---

*) Diese poetische Exclamation ist ein schimmerndes Franzosenspiel mit Worten. Sie enthält weder einen Wink zur wirklichen Charakteristik beider Völker, noch zu der Schilderung der beiden gepriesenen Individualitäten. Ein „Nichts über Nichts!" aus welchem übrigens jene alte Laune hervorblickt und jener alte Geist des Ungeistes, der von Coblenz seinen Namen erhalten, nichts vergessen und nichts gelernt hat.

A. d. U.

Die Diät erscheint mir nicht sehr zweckmäßig, da nur wöchentlich zweimal Fleisch gegeben wird, und Vegetabilien nebst dem Käse offenbar allzu häufig dabei in Anwendung kommen.

Die administrativen Formen unterscheiden sich nur sehr wenig von denen der ähnlichen französischen Anstalten, sowohl was Anzahl, Zusammenstellung und Eifer der Beamten selbst, als was den Geschäftsgang betrifft. Vergleiche ich sie hier, so geschieht es nur, um beiden Ländern für ihre Art und Weise Lob zu spenden.

Schöne Künste.

Baukunst.

Es bedarf in jeder Sprache einer großen Umschreibung, um das auszudrücken, was der Holländer mit dem Wort Baukunst eigentlich sagen will. Seine Baukunst heißt die Kunst: Backsteine auf einander legen, bis ein Haus daraus wird, dessen schmale Giebelseite nach der Straße heraussteht. In dieser gewöhnlich durch drei Fenster durchbrochenen und in viele Stockwerke sich erhebenden Façade wird einige Symmetrie gerade nicht streng erfordert. Die etwas prätentiös angebrachten Verzierungen bestehen in gewundenen und verdrehten Kragsteinen und in sehr massiven Guirlanden von Blumen und Früchten. Mitten aus einem heraldisch gemalten Wappenschild springt eine Art von Schnappgalgen hervor, an welchem die Flaschenzüge zum Hinaufziehen der Waaren in die höheren Stockwerke angebracht sind. Das einzige Wunder dieser Baukunst besteht darin, daß sie trotz der sehr starken Frontons, womit sie belastet, dennoch die obern Stockwerke stets hervorragen, also überhängen läßt. Kommt man einem solchen ächt holländischen Haus zu nahe, so flieht man voll Schrecken zurück, weil es mit seinen überhängenden Stockwerken und Giebeln jeden Augenblick einstürzen zu wollen scheint. Man kommt auf die Vermuthung, daß unter den Baumeistern die Preisaufgabe bestehe, das Problem des Thurms von Pisa an allen Gebäuden zu lösen. Niemand konnte für

diese Bizarrerie ein genügendes Motiv mir angeben, stets mußte ich mit jener Antwort mich begnügen, welche in allen Ländern alle alten Albernheiten entschuldigen muß oder soll: „Es ist so der Gebrauch!"

In den Städten stößt man auf einige hübsche Gebäude, doch ist deren Zahl nie so groß, wie in den Städten anderer Länder. Den ersten Platz nehmen immer die Rathhäuser ein. Das zu Amsterdam, welches in eine königliche Residenz umgewandelt wurde, verdient besondere Erwähnung.

In ganz Holland habe ich nicht eine einzige wahrhaft schöne Kirche gesehen. Die Kathedralen von Rotterdam, Leyden, Amsterdam rc. sind eigentlich nur große Schiffe, ohne äußern Charakter und ohne Styl. Ihre Gewölbe aus Dielen stützen sich auf Säulen, die ohne eigentliches Verhältniß und ohne Ordnung aufgerichtet in willkürlichen Verzierungen sich endigen. Selbst diese sind kaum erkennbar unter ganzen Lagen von Kalk, weil stets der weiße Anstrich sorgfältig wiederholt wird, sobald Glanz und Weiße nur etwas sich verlieren. Was den Kirchen in architektonischer Hinsicht fehlt, wissen die Holländer mit ihren Wunderwerken von Orgeln zu ersetzen. Stolzer sind sie auf ihre Orgel zu Harlem, als die Engländer auf ihre Wunderbaue von Westminster, York und Canterbury.

Malerei.

Die Zeiten, in welchen die Malerei auf ihre großen Talente aus Holland stolz war, sind längst vorüber. In dem jetzigen Umfang des Staates von Holland wurde ohnehin keiner der merkwürdigsten Künstler geboren. Wo der Heißhunger nach Geld vorwaltet, kann ja nur höchst selten die Kunstliebe in eigentlichen Schwung kommen. Seehafen und Handelsstädte sahen nur eine kleine Anzahl von Malern und Musikern in ihren Mauern geboren werden. Den Künsten widmet man daselbst nur jene mittelmäßigen Köpfe und Charaktere, welche sich nie zu dem Talent — Reichthum zu erlangen — versteigen können. Man bezahlt seine Schuld an den Geschmack, indem man Gemälde kauft und berühmte Musiker

kommen läßt. Aber darin besteht auch die ganze Aufmunterung der schönen Künste.

Ich sah in Holland sehr kostbare Gemäldesammlungen, stets aus Werken alter Meister bestehend. Die wenigen Bilder von Zeitgenossen scheinen nur darum neben jenen alten Herren zu paradiren, um den bekannten Grundsatz: „daß man neue Gemälde nicht neben alte Bilder hängen solle," recht anschaulich zu lehren. Die Stümpereien hängen den Meisterstücken gegenüber.

Die jetzige Schule, darf man anders einigen Künstlern, welche Farben auf Leinewand tragen, ohne alle Einheit des Systems, der Mittel und des Zwecks, und ohne daß irgend ein hervorragendes Genie den übrigen Pinselern Anweisung und der Kunst eine bestimmte Richtung gäbe — eine Schule nennen — bringt nur Darstellungen aus dem Innern der Häuser, Genrebildchen, Landschäftchen und Seestückchen hervor in niedlichen Rähmchen, nie größer als gewöhnliche Staffeleibilderchen.

Von der ganzen Größe der alten Schule ist nichts mehr übrig als, gleichsam durch Tradition, eine gewisse Nettigkeit und Reinheit der Zeichnung und Schönheit der Colorits. Beide Eigenschaften erscheinen indessen heutzutage um so verdienstlicher, als sie bei gewissen Schulen ganz außer Gebrauch gekommen sind, obgleich sonst mit großem Recht diese gewissen Schulen bei allen Kennern in weit höherem Ansehen stehen, als dies der jetzigen holländischen Schule widerfahren kann.

Musik.

Die musikalische Kunst der Holländer besteht darin, daß sie pünktlich, aber ohne alle Wärme und ohne eigentlichen Musikgeist, das wiederholen, was die Meister anderer Länder componirt haben. Ich werde mich wohl hüten, so undankbar zu sein, daraus den Holländern einen Vorwurf zu machen. Dieser musikalischen Armuth verdanke ich das Glück, Frankreichs Volkslieder wieder zu hören, nachdem ich so lange schon dieses süßen Genusses beraubt gewesen. Auf den Straßen, in den Theatern, selbst auf den Fahrzeugen und Kähnen der Kanäle erquickten diese Melodien mein Ohr und erfreuten die Phan-

tasie eines Verbannten mit den wonnigsten Träumen einer magischen Versetzung in die Heimath.

Uebrigens machte ich hier die Bemerkung, daß eine große Vervollkommnung der musikalischen Organisation gerade nicht unerläßlich zum Glück eines Volks nöthig ist. Diese Vervollkommnung bildet sich selten ohne jene gewisse überschwengliche Empfindlichkeit und Reizbarkeit, welche immer sehr gefährlich wird, wenn sie ihre Richtung und Anwendung auf eine gewisse Klasse von Gegenständen und Ideen sucht *). Manche in Frankreich so anmuthig componirten Melodien singt man schlecht in Holland, aber sehr lustig. Singt man sie überhaupt noch in dem Lande, in welchem sie geboren wurden?

Dramatische Kunst und Theater.

Holland hat Lustspiele und Trauerspiele, welche, wie man sagt, sehr schön sein sollen. Selbst darüber urtheilen kann ich nicht, da ich kein Wort der Sprache, worin sie geschrieben sind, verstehe, und trotz alles Nachsuchens keine Uebersetzung auftreiben konnte. Indessen besuchte ich dennoch die theatralischen Darstellungen, als verstünde ich Alles, was dort verhandelt und gesprochen wird. Zu meinem großen Erstaunen wurde mir das Verstehen sehr erleichtert. Nichts sah ich als Uebersetzungen französischer Theaterstücke. Vorzüglich von den Stücken der Melodrama- und Vaudeville-Theater hatten die Herren Bearbeiter nicht nur die Stoffe, sondern auch alle Einzelnheiten, allen Geist und selbst alle Albernheiten und Läppereien entlehnt. Die Melodien der französischen Couplets

---

*) Lange war man begierig, neben den bekannten öffentlichen Ursachen der Julirevolution, auch einige der geheimen Ursachen zu erfahren. Siehe da, einer der dabei nicht wenig betheiligten Herren Minister hat plötzlich die Güte, solche Aufklärung zu geben. Also, zu musikalisch waren die Franzosen, um länger sich bourbonisiren und gar polignacisiren zu lassen! Zu musikalisch, ei! ei! da müssen denn doch die jetzt so sehr stumpfen Holländer öfters auch recht empfänglich und reizbar für Musik gewesen sein! Also — man hemme die musikalische Bildung, man ersticke die Liebe für Musik, damit Niemand mehr Hang zu gefährlichen Ideen habe! — Ich weiß es besser, woher solche kommen. Ein vielreisender Pastor vertraute mir das Geheimniß, daß überall, wo Schweizerkäse häufig gespeist werde, unfehlbar viel Neigung zur Unzufriedenheit und Gährungsstoff zu allerlei Explosionen sich ausbilde. Also: fort mit der Musik und fort mit dem Schweizerkäse, dann ist Allen geholfen. A. d. U.

müssen holländischen Worten sich anpassen. Dies hat gar nichts zu bedeuten; Dank sei der auf allen Theatern und in allen Paterres der Welt angenommenen Sitte, daß man beim Gesang die Worte nicht deutlich ausspricht und ob sie verstanden werden können, sich nicht bekümmert. Auf solche Weise könnte man Isaure, le nouveau Pourceaugnac, Ketly und noch hundert Stücke derselben Gattung in holländischer Sprache eben so leicht zu Paris selbst aufführen, wie ich solche auf den Bühnen von Haag und Amsterdam gesehen habe, ohne daß das Publikum für gewisse Couplets weniger sich enthusiasmirte, als es dies zu thun gewöhnt ist *).

Bei einigen Schauspielern fand ich ein schönes Talent für Ausdruck und Action, vorzüglich in allen Rollen, welche nicht über die Sitten der niedern Volksklassen sich erheben. Diese Sitten schienen mir mit großer Einsicht erfaßt und sehr wahr geschildert zu werden. Als Ausnahmen vom gewöhnlichen dortigen Schlag erwähne ich eines Schauspielers und einer Schauspielerin, welche durch Adel in Haltung und Declamation, so wie durch Eleganz der Darstellung im Gebiet des Pathetischen selbst auf Frankreichs besten Bühnen würdig erscheinen würden. Auch darf ich die Bemerkung nicht verschweigen, daß sie bei dem Publikum in hoher Gunst und Achtung stehen. Dieses beurkundet damit seinen guten Geschmack und reine Beurtheilungskraft.

---

*) Hier hat Herr von Haussez warlich ganz vergessen, daß er ein Franzose ist und was in Paris Liederspiel, Operette, Vaudeville bedeuten. Die eigentliche Oper leidet in Frankreich an derselben Krankheit wie in Deutschland. Theils hat der Tonsetzer bei seinen Singstimmen oft ganz vergessen, daß Worte dabei ausgesprochen werden sollen, theils haben Sänger und Sängerinnen sehr oft vom Gesang zu wenig gelernt und des Nachdenkens über die eigentliche Bestimmung ihrer Kunst zu wenig gewonnen, als daß sie um die fatalen Worte sehr viel sich bekümmern sollten. Aber bei der Darstellung der Vaudevilles in Paris hat es damit doch wohl eine andere Bewandtniß. Den Werth und die Wirksamkeit ihrer Couplets entscheidet fast allein der Text und diesen verständlich vorzutragen, bemühen Sänger und Sängerinnen sich eifrigst, damit nicht alle übrige Mühe verloren gehe. Dies weiß Herr von Haussez selbst sehr gut, indem er von Couplets spricht, welche gewöhnlich Enthusiasmus erregen. Womit können sie Enthusiasmus erregen? Lediglich durch die deutliche Darlegung des in Worten enthaltenen Witzes, der Satyre, der Bezeichnungen. Die Melodien bilden dabei in der Regel nur eine Verzuckerung, Bemäntelung, selten eine eigene Pointe. Herr von Haussez widerspricht sich also selbst.

A. d. U.

Handel.

Gegenstand des holländischen Handels ist Alles, was in allen andern Ländern producirt und consumirt wird. Holland ist der Commissionär der gesammten Erde, kennt und studirt die Bedürfnisse jeder einzelnen Gegend und erforscht die Mittel, ihnen zu genügen.

Was die Produktion betrifft, so kann Holland, vorzüglich seit dem Verlust seiner Colonien und seit der Trennung von Belgien, keine bedeutende Rolle mehr spielen. Für die Consumtion bietet es mit seinen zwei Millionen Einwohnern und deren gewöhnter Sparsamkeit nicht sehr bedeutende Absatzwege. Darum muß dies Land auf Kosten des Handels des ganzen übrigen Europa seinen Handel erhalten und erhöhen.

Weniger unterstützt es dabei die gleichwohl sehr günstige topographische Lage, als das wahre Handelsgenie seiner Bewohner. Gewiß bietet ein Land, dessen ganze Küste nur aus einer Reihe von Hafen, dessen ganze Oberfläche aus Strömen und Kanälen besteht, deren Schiffbarkeit auf Hunderte von Meilen *) in andere Länder hinaufführt und mit andern Transportmitteln sich verzweigt, Vortheile, die anderwärts schwer zu erreichen sind. Dennoch bildet die ganz eigenthümliche Handelsbefähigung und Geschicklichkeit seiner Bewohner, die zähe Beharrlichkeit und Ausdauer bei wohl berechneten und in einander greifenden Spekulationen, die Klugheit in Wahl und Anwendung der Mittel, die Verleugnung alles dessen, was irgend vom vorgesteckten Ziel abführen könnte, den eigentlichen Kern der holländischen Handelskraft. Das Land selbst, so wie Geist und Charakter der Einwohner sichert für immer ein gewisses commmerzielles Uebergewicht und bedeutende Blüte des Handels.

Heer, Seemacht.

Die Verhältnisse zwangen Holland, eine für die Größe des Landes an Menschen und Geld exorbitante Kriegsmacht

---

*) Wo von Meilen in diesem Buche die Rede ist, spricht der Verfasser stets von französischen Meilen (Lieues); ich habe seine Berechnungsart beibehalten. A. d. U.

aufzustellen und jetzt noch zu erhalten. Die Regierung machte die löblichsten Anstrengungen, um der Nation die ungeheuern Opfer möglichst zu erleichtern. Gespart wurde, wo nur immer Ersparniß zulässig war. Dennoch gedieh eine Heeres-Organisation, welche zu Entwickelung jeder Kraftäußerung vollkommen befähigt.

Die Rekrutirung geschieht mittelst der Conscription, welcher alle männlichen Einwohner vom 18. Jahre unterworfen sind. Die Zweckwidrigkeit dieser Theorie würde gewiß bald in die Augen fallen, wenn ein Krieg von einiger Dauer ausbräche. Welche Dienste kann man von einer Jugend erwarten, deren physische Kräfte, durch den Trieb des Wachsthums in sich selbst noch geschwächt, von der moralischen Kraft noch nicht gehörig unterstützt wird, die in solchem Alter noch keine nachhaltige Energie entwickelt? Zwar dürften die Holländer, vermöge ihrer topographischen Lage nur höchst selten zu einem entfernten Krieg berufen, kaum zu einem Kampf innerhalb ihrer eigenen Grenzen gezwungen werden und die Strapazen einer Belagerung dürften immer mit der Jugend der Krieger verträglich bleiben *). Dennoch erscheint diese als ein wirklicher und bedeutender Uebelstand.

Fünfjährig ist die Dienstzeit. Hiernach werden die Krieger in dem Augenblick verabschiedet, in welchem ihre militärische Erziehung kaum begonnen hat und erst durch die Entwickelung der vollkommenen physischen Kraft als wirklich nutzbar sich hätte erweisen sollen **).

---

*) Herr von Haussez ist der Ansicht, daß ungewöhnlich junge Krieger, wie er die holländischen schildert, weit eher die Strapazen einer Belagerung als die Beschwerden eines gewöhnlichen Feldzugs mit ihrer unreifen Kraft ertragen würden. Sehr viele alte Militärs, welche beide Arten von Kampf und Strapazen bestanden haben, behaupten dagegen, daß zwei gewöhnliche Feldzüge (worunter russische und java'sche nicht verstanden werden) bei weitem nicht so viel Anstrengungen erforderten und Strapazen herbeiführten, als eine ordentliche Belagerung innerhalb oder außerhalb der Festung; daß Trancheen, Laufgräben, Schanzen, Stürme, Kasemattenjammer und Nächte hinter den Pallisaden und der unaufhörliche Zustand des qui vive bei weitem mehr Kraft und Ausdauer erheische. — Wer hat Recht? Ich wette, daß von zehn Soldaten wenigstens sechs gegen den Minister stimmen.

A. d. U.

**) Fünf Jahre Dienstzeit sollen zu wenig sein, um eine Linieninfanterie zu bilden? Nach fünf Jahren soll die militärische Erziehung kaum begonnen haben? Herr von Haussez hat schwerlich selbst Soldaten erzogen oder den in Paris einrückenden deutschen noch nicht fünf Jahre lang erzo-

Um der Kritik nichts zu vergeben, muß ich auch von der Kleidung sprechen. Schnitt und Qualität des Tuchs ist tief unter Allem, was man anderwärts sieht. Alles übrige verdient unbedingtes Lob, wie die Schönheit und Güte der Waffen, der Manövers, Evolutionen, der Regelmäßigkeit im Dienst und vor Allem der Nationalgeist. Alles vereinigt sich, um Holland eine wahrhaft kraftvolle, des höchsten Vertrauens würdige Armee zu geben.

Zwölf Linienschiffe, zwanzig Fregatten und eine große Anzahl kleinerer Fahrzeuge, nach Form und Bewaffnung mehr zu einem Vertheidigungs- als Angriffskrieg bestimmt, bilden eine imposante Flotte. Wenigstens für jene Art von Krieg, wozu Holland genöthigt werden könnte. Gleich dem Landheer ist auch die Seemacht einer bedeutenden Verminderung fähig, sobald die äußern Conflikte, welche eine solche Vermehrung bedingten, verschwunden sein werden. Die Haltung der Fahrzeuge ist vortrefflich. Der Muth der Seeleute hat in den letzten Kämpfen so glänzend sich bewährt, daß sie gleiche Bürgschaft bieten wie das Landheer.

Volksgeist.

Der phlegmatische Charakter der Holländer eignet diese mehr als jedes andere Volk für die Formen einer repräsentativen Verfassung. Allen spekulativen Ideen von Natur gram, halten sie sich lediglich an das positive, begnügen sich mit dem Guten und lassen sich auf viele gewagte Dinge und schimmernde Aussichten nicht ein. Die Beamtenlaufbahn führt nicht zum Reichthum, die den Beamten gezollte Achtung hat keinen Cours an der Börse, also sind beide ohne reellen Werth. Alles in Allem ist hier das Vermögen, nicht der leere Glanz. Darum gibt es auch nur wenige Leute hier, welche bedeutende Lust zeigen, die Bahn des Geldes zu verlassen, um die Bahn der leeren Ehre zu verfolgen. Deshalb treibt jeder die Staats-

genen Kriegern ordentlich ins Auge gesehen! Er scheint die Armee als einen Zweck des Staats zu betrachten und nicht als das, was sie wirklich ist, als ein Mittel zu höherm Zweck. Er scheint das eigentliche Wehrwesen und die Parade nicht gehörig unterscheiden zu wollen.

A. d. U.

geschäfte wie seine eigenen; Alles wird möglichst sanft, unmerklich, ruhig, ohne Anstoß, mit kluger Umsicht gethan, ohne daß man sich bekümmerte, unter welcher Form und durch wen Alles geschehe, wenn nur Alles tüchtig geschieht. Hier weiß man nichts von jenem erkünstelten Mißtrauen gegen die oberste Gewalt, von jenem Getobe der Parteien gegen Personen und Systeme. Die Regierung bildet ein König und eine königliche Familie, welche in der besten Bedeutung des Worts populär sind. Der Hof ist ohne auffallendes Gepränge. Zwei nicht sehr zahlreiche gesetzgebende Kammern sind ohne Rücksicht auf politische Rücksichten und Parteiinteressen zusammengesetzt. Die Verwaltung bewegt sich noch in den durch die französische Herrschaft eingeführten Municipalformen, der holländische Charakter hat sich daran gewöhnt, Alles gleitet mehr, als daß es Fortschritte auf einer Oberfläche hinmacht, die so glatt und eins ist, wie die Kanäle, welche das Land durchschneiden. Nichts geht schnell, aber Alles gelangt an seinen Platz. Nichts kommt in Verwirrung, weil nichts heftig bewegt und gerüttelt wird. Holland ist noch ganz dasselbe, wozu es die Befreiung vom spanischen Joch gemacht hat. Es wird auch bleiben, was es ist, so lange nicht irgend eine auswärtige Macht es gewaltsam einer Lage entreißt, welche es liebt und welche zu erhalten die eigene Klugheit ihm gebietet.

Die Holländer bequemen sich zu einigen administrativen und polizeilichen Formen, welche mit allem Recht jeden ihr Land bereisenden Fremden gewaltig stören. Nirgends ist die Polizei so scharf inquisitorisch, nirgends so wenig gewandt und gefällig, man möchte bei ihr alle Geduld verlieren. Vorzüglich weiß sie bei dem Verfahren mit Pässen ihre lächerliche Wichtigkeit ganz zu entwickeln. Am Eingang jeder Stadt muß man sie vorzeigen, warten, bis sie gelesen und verbucht sind, nicht selten viele alberne Fragen beantworten, und dabei überdies des ersten besten gefälligen Vorübergehenden als Dolmetschers sich bedienen, weil stets nur holländisch gefragt und verstanden wird. Diese ganze liebenswürdige Ceremonie wiederholt sich an der Thüre des Gasthofs. Den Paß muß man abermals vorzeigen, bevor man ein Zimmer erhält. Der geringste Dienstbote des Wirths liest ihn, dreht ihn nach al-

len Seiten, untersucht alle Siegel und Unterschriften und steckt ihn endlich phlegmatisch in die Tasche. Kaum hat man sein Zimmer betreten, so sieht man den Hausherren mit einer dintevollen Feder hinter dem Ohr, einem tabellirten Papier in der Hand gravitätisch erscheinen. Dies Papier enthält in holländischer Sprache eine Menge von Fragen, welche man sämmtlich beantworten muß. Für seinen Paß erhält man einen Empfangschein, welchen man auf das Polizeibüreau zurückliefern muß, wenn man den Paß wieder haben will. Hier wird eine schon bis auf die Hefe erschöpfte Geduld neuen Prüfungen ausgesetzt. Die Fragen über die Person des Reisenden und über Ursache und Zweck seiner Reise mehren sich ins Unzählige. Man hüte sich ja zu sagen, daß man das Land nur seines Vergnügens wegen bereise. Das glaubt kein Holländer, weil jeder recht gut weiß, daß man sich dort keineswegs amüsirt. Die Polizeibeamten lesen Alles von der unerläßlichen Ueberschrift und Eingangsformel solcher Papiere an bis zu dem letzten Visa. Diese Operation dauert ungeheuer lang, weil sie sich in den Kopf setzen, auch die allerunleserlichsten Unterschriften entziffern zu wollen. Endlich wird man mit der Vermahnung entlassen, den angenehmen Zeitvertreib, welchen man so eben überstanden hat, ja nicht zu vernachlässigen. Allerwärts, wo man gerade zu übernachten Lust hat, wiederholt sich durch ganz Holland diese liebe Scene mit allen ihren Einzelnheiten.

Gewohnheiten.

Die Holländer unterscheiden sich von allen übrigen Nationen durch den stationären Zustand ihrer Civilisation, ihrer Sitten und Institutionen. Sie sind die Chinesen von Europa. Nimmt man etwa die Kleidertracht der höheren Klassen aus, so erkennt man heute noch in den Städten, auf dem Lande, in den Salons, hinter den Fenstern, wo sie mit Hilfe von Spiegeln alle auf der Straße Wandelnden belauschen, überall noch dieselben Frauen, welche einem Gerard Dow, Van Dyk, Teniers, Rembrandt, Ostade rc. zu Modelen dienten. Derselbe Kopfputz, dieselben Formen der Gewänder. Sie

zeigen sich sogar noch in derselben Attitude, mit derselben Gewohnheit, welche die Stelle einer völlig unfruchtbaren Phantasie ersetzt, mit jener Neugierde, die sich an alle sie nur irgend erregen könnenden Gegenstände eifrigst heftet.

Die Schönheit der Holländerinnen besteht ausschließlich im Glanz einer sehr weißen Haut. Diese sehr weiße Haut bedeckt ziemlich stark, doch nicht auffallend markirte Züge, die regelmäßig aber reizlos sind, weil sie keinen Ausdruck haben, kein Gefühl aussprechen.

Die weibliche Erziehung wird, was deutsche, französische und englische Sprache betrifft, so sorgfältig betrieben, daß diese ihnen ganz geläufig und ihre Litteraturen bekannt sind. Mit weniger Geschmack, Liebhaberei und Erfolg kultiviren sie die angenehmen Künste. Was sollten sie auch damit in einem Lande thun, wo nur das geachtet und erstrebt wird, dem ein positiver Zweck zum Grunde liegt? Die Damen sind übrigens sehr geneigt, der Galanterie der Fremden entgegenzukommen, wahrscheinlich nur, um ihre Landsleute zu ähnlichem Benehmen einzuladen. Allein bis jetzt blieben alle derartigen Versuche vergeblich, obschon die Damen mit Beharrlichkeit und Ausdauer an einer Umgestaltung der allerdings für sie sehr kläglichen Sitten arbeiten.

Im Ganzen hat die Erziehungsmethode für das weibliche Geschlecht viel Aehnlichkeit mit der englischen. Aber viel rationeller in Holland, trachtet sie nicht wie dort die Frauen durch zerstreuende Gewohnheit zu dem einsamsten, zurückgezogensten Leben vorzubereiten. Die Holländerinnen genießen bedeutender Freiheiten.

Sitten.

Die ganze Erziehung des Volks ist darauf berechnet, daß von jeder Klasse alle Versuchung und alle Mittel, sich zu erheben, entfernt bleiben, wenigstens so weit dies auf gewaltsame und die Staatsordnung störende Weise geschehen könnte. Jeder Handwerker kann lesen, schreiben und rechnen. Dies zu erlernen, verbraucht er die ganze Jugend, bis zu der Stunde, in welcher die Lehrlingszeit für irgend ein Handwerk beginnt.

In Holland ist Alles ruhig, Alles ladet zur Ruhe ein. Ein ebener einförmiger Boden, langsam fließende Gewässer, Aussichten, welche sich dem Blick enthüllen, ohne die Einbildungskraft zu beschäftigen, Alles wirkt auf den Nationalcharakter. Ueberall ist dieser Einfluß bemerkbar. Man rede, man handle, Alles athmet Phlegma, Geduld, Gleichgültigkeit für eine Menge von Empfindungen, welche anderwärts überall Aufregung hervorbringen würden. Das Interesse ist die sehr energische Leidenschaft der Holländer. Aber, siehe da, auch dafür handelt der Holländer nur sehr bedacht, ohne sich drängen und eilen zu lassen. Die Zeit, die er in Betracht der Schnelligkeit verliert, gewinnt er wieder in Betracht der Beharrlichkeit. Er schreitet rastlos darauf los, ohne sich je von seinem Ziel abwenden zu lassen, ohne je theilweise die Kraft preiszugeben, die anderwärts so oft unmerklich zersplittert wird. Er zählt mehr auf ein mäßiges Positives, denn auf einen an Versprechungen reichen Glücksfall. Nichts verschwenden ist stets aller seiner Berechnungen erste. Diesen Calcul wendet er immer, überall und auf Alles an. Alle Stoffe zur Kleidung sind bei ihm viel gröber als in den andern Ländern; weit weniger kostspielig ist der Haushalt; die Möblirung einfacher, weniger gesucht. Den Mangel an Pracht und Reichlichkeit ersetzt eine kleinliche Reinlichkeit. Alle öffentlichen und Privatkutschen haben noch die Gestalt der Fuhrwerke des 17. Jahrhunderts. Eine Art von Ehrensache für einen reichen Mann, eine Art von Adelsdiplom für einen Edelmann ist es, in derselben Karosse, welche schon mehreren Generationen gedient hatte, sich ziehen zu lassen. Die ganze Schifffahrt der Holländer ist langsam, aber sparsam und sicher, ihre Fracht die kleinste von ganz Europa. Mit einem Wort, bei ihnen gilt: nicht verschwenden, heißt gewinnen!

Diese Ansicht der Dinge enthebt sie allen Räsonnements und schützt sie vor den Gefahren der Neuerungen. Sie bleiben diesem einfachen wohlverstandenen Calcul durchgreifend treu in der Politik sowohl als im Handel, für die Regierungsform wie für ihren Haushalt. Darauf gründet sich auch hauptsächlich ihre Anhänglichkeit an das Haus ihrer Könige, welches wahrhaft national durch seinen Ursprung und durch seine

Gewohnheiten allmählig zu der weisen Routine gelangte, in nichts von der übrigen Nation sich auszuzeichnen, seine Interessen mit denen des Landes zu verschmelzen, auf dieselbe Weise und nach denselben Formen zu regeln. Der König ist nicht nur ein ächter Holländer durch Lebensweise und alles Fernehalten von Ceremonien und Etikette, sondern auch durch seinen Hang zu Spekulationen. Er ist ein großer Bankier, der viel Geld verleiht und Kapitale bei allen großen Unternehmungen anlegt.

Zuweilen zeigen die Holländer auch Luxus, doch scheint sich dieser vorzüglich auf die Verschönerung ihrer Landhäuser zu beschränken. Dort zeigen sie sich auch viel zugänglicher, traulicher und heiterer als in der Stadt. In den Pavillons, welche in so mannigfachen Gestalten die Ufer der Kanäle schmücken, sieht man zahlreiche Versammlungen. Alle scheinen sehr begierig nach Zerstreuung, dies beurkundet der Eifer, womit sie Alles, was ihnen unter die Augen kommt, untersuchen.

In diesen Häusern hat man sich an eine so strenge und kleinliche Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt, daß man nicht weiß, worüber man mehr staunen muß, ob über die Größe solchen Erfindungsgeistes oder über die Verschwendung so bedeutender Erhaltungskosten bei sonst so sparsamen Leuten. Hier hat der Kleinigkeitsgeist seinen Thron aufgeschlagen. Ueberall zeigt er sich, drückt Allem sein Herrschersiegel auf. Alles (ich spreche nur von den Möbeln) erscheint hier polirt, gerieben, gewaschen, gewichst, gekämmt, geglättet, blühend wie Er. Tritt man aus einem solchen Haus, so wird man beinahe versucht, ein wenig Unordnung und Schmutz hinein zu wünschen.

Nichts haben die Holländer an ihren Sitten, an ihrer Sprache und an ihren politischen Gesinnungen verändert. Patrioten sind sie, weil sie es immer waren und sich dabei wohl befanden. Nicht gewohnt, über Thatsachen, noch weniger gegen Thatsachen zu räsonniren, halten sie sich einfach an das Wohlsein, dessen sie genießen und zeigen nicht die geringste Lust, daran etwas zu ändern. Daher darf man nur ihre Lage verändern wollen, um sogleich ihre gewöhnliche Kaltblütigkeit verschwinden und eine solche Energie von ihnen ent-

wickeln zu sehen, daß man unwillkürlich davor zurückweicht und allen Plänen gegen sie entsagt. Aber selbst ihr Muth ist eigentlich nur Reflexion, er versteigt sich nie weiter als bis zu dem, was er kann, behilft sich mit den Mitteln, welche er hat, verschanzt und erwartet den Angriff. Der Nationalcharakter sprach sich ganz und augenscheinlich bei der Vertheidigung von Antwerpen aus; nicht minder in der Widersetzlichkeit des Königs gegen alle Forderungen Englands und Frankreichs in Betreff Belgiens, so wie in der Vereinigung aller Gefühle, Anstrengungen und Opfer des Königs und der Nation in jener für Holland so glorreichen Epoche. Nie hat man ein Volk so voll Liebe für seinen König, so voll Stolz für dessen Uebereinstimmung und Hilfe gesehen. Warlich in solcher Zeit ein des Erwähnens würdiges Phänomen!

In allen Verhältnissen hat das holländische Volk bewiesen, daß es geduldig und muthig bleibe im Leiden. Muß es der Uebermacht weichen, so besteht sein Widerstand in einer Protestation gegen die Gewalt, seine Beruhigung ist ein Athemholen im Unglück, seine ganze Haltung eine Drohung gegen seine Unterdrücker.

Mit allen Ereignissen, welche der Losreißung Belgiens folgten, wollte Holland seine Feinde gewissermaßen verhöhnen, indem es mit unermeßlichen Kosten während der ungeheuern Ausgaben für den unnatürlichen Kriegszustand, Arbeiten unternahm, welche nur in einem Zustand völliger Ruhe und Handelswohlstandes ausführbar schienen. Während Kriegsschiffe, die in wenigen Wochen gezimmert waren, von seinen Stapeln liefen, stiegen ungeheure Dämme empor, um Amsterdam zu schützen und seinen Hafen zu sichern. An allen Punkten der weiten Küste begannen großartige Werke und kein Zweig, keine Kasse des Gemeinwesens litt Mangel.

Dieses patriotische Volk, welches selbst in Angelegenheiten seines Ruhms noch an das Positive denkt und eben so wohl berechnet, was eine gelegentlich erwiesene Ehre dem Staat für Nutzen bringen könne, als wie viele Zinsen ein bei der Bank eingelegter Gulden abwerfe, dieses Volk, sage ich, vernachlässigt keineswegs das Andenken seiner großen Männer und Helden. Ruyter, Tromp, de Witt und einige An=

dere ruhen unter Monumenten an der Tempel ehrenvollsten Plätzen. Was nur von Van Speike's Resten gesammelt werden konnte, wurde noch blutig in die Kathedrale von Amsterdam gebracht, wo ein Marmor an den ehrenvollen Tod des Seemanns erinnert und ihn als Beispiel aufstellt für Alle, welchen nach einem Grabmal, vom Vaterland aufgerichtet, gelüsten sollte.

Nie war der Eifer für das allgemeine Beste ganz von allem Gefühl persönlicher Eigenliebe und Eigennutzes befreit und er ist es noch nicht. Diese Eigenliebe paradirt in vielen Gemälden, auf welchen die in jeder Stadt nach einander folgenden Bürgermeister, Schöffen und selbst die Schützenhauptleute abgebildet sind. So lange die Van Dyk's, Rubens, Rembrand ꝛc. ihre Pinsel gebrauchten, um diese Bürgergesichter zu färben, konnte man einer Manie, welche Meisterwerke erzeugte, allen Beifall zollen. Jetzt aber kann man nur noch darüber lachen, seitdem die gänzlich entartete Malerei daraus nichts mehr zu machen weiß, als Pasticcios für Schenkenschilde passend.

Wer einmal die Natur und Gesinnung des holländischen Volks kennt, der kann von ihm nicht mehr die Leichtigkeit und Anmuth der Form, jene Gewandtheit und Wärme im geselligen Leben, jenen feinen Geschmack für die Künste, noch jene Ausbildung und Vollendung im Umgang verlangen, welche man anderwärts findet. Der Holländer zieht jene Eigenschaften, welche gerade davon abführen, vor. Er fühlt sich glücklich bei Gewohnheiten, die, weit unter seinen Fähigkeiten ihn zurücklassend, ihm als etwas Ueberflüssiges erscheinen, dessen er in seinem Wohlstand entbehren kann. Die in andern Ländern so oft vorkommende Phrase: „N. ist zu Grunde gerichtet und hat sein Vermögen aufgezehrt" kann in holländischer Sprache nicht vorkommen. Niemand richtet sich in Holland zu Grunde.

Setzen dort zu Lande die Fortschritte im Vermögen nicht durch Schnelligkeit des Wachsthums in Staunen, paradiren sie nicht durch auffallenden Glanz und Luxus, so sind sie darum doch vorhanden. Zeigt sich eine große Gelegenheit,

leidet der Staat an irgend einem bedeutenden Unglück, dann treten die Männer auf und zeigen sich als die Besitzer kolossaler Kapitale und wetteifern unter einander in Großmuth, ich möchte sagen in Verschwendung, wenn jemals dieses Wort einen ehrenvollen Begriff mit sich verbinden könnte.

Beurtheilt man Holland nach denselben Grundsätzen, welche man auf Frankreich und England anwendet, versetzt man einen Holländer aus seinem Comtoir in einen Pariser Salon oder an die Börse von London, vergleicht man ihn und sein Benehmen mit allem dortigen, so muß nothwendig der Mann und sein Land sehr lächerlich erscheinen. Zum Glück werden jener und dieses sehr wenig darum sich kümmern, denn beide fühlen sich für einander geschaffen, beide sind für einander wie gemodelt, beide sind, was sie sein sollen und erfüllen treulich alle ihre gegenseitigen natürlichen Obliegenheiten und fragen den Henker nach dem Urtheil, welches man anderwärts über sie fällt.

Fragen könnte man freilich: würde Holland untergehen, würden seine Dämme aufhören, das Land zu schützen, wenn der Holländer aufhörte, auf öffentlicher Straße, auf den Spazirgängen und selbst in den Salons in Rauchtabaksqualm sich einzuhüllen? Wenn der Holländer einiger Anmuth in seinem Benehmen, einiger Höflichkeit und Politur in seinen Gebräuchen und Gewohnheiten sich befleißigte?

Wahrscheinlich, nein! Vielleicht, ja!

Wer weiß, ob nicht gerade dieses Fernbleiben von allen jenen Ursachen, welche jetzt alle andern Völker gleichsam unter sich verbinden, die Holländer vor der Ansteckung mit Principien, welche diese Völker aufregen und umstürzen, bewahrt? Wer weiß, ob es nicht durch seine plötzliche Unterbrechung der electrischen Kette dem electrischen Schlage entgeht, der alle aus ihrer Lage herausschleudert? In seiner völligen Abgeschiedenheit von der übrigen geselligen Welt, nur durch die Fäden des Handels mit ihr zusammenhängend, entgeht die holländische Nation den politischen Gährungen und Stürmen oder bewahrt sich wenigstens, sollte es je davon ergriffen werden, vor deren äußersten Folgen.

Meines Erachtens beweist Holland mit all seinem Thun und Lassen viel gesunden Menschenverstand *).

*) Ueber Holland und die Holländer als äußere Erscheinung sind zweierlei Ansichten nicht wohl möglich, da die Physiognomie des Landes und seiner Bewohner eine von allen übrigen zu auffallend verschiedene ist. Ueber Trefflichkeit oder Jämmerlichkeit des Volksgeistes haben wir fast eben so wenig mehr eine Stimme, als über die Trefflichkeit oder Schlechtigkeit einer Regierung. Ueberall ist das Grundprincip nach Parteiansicht verrückt, der Maßstab nach verschiedenen Doctrinen ein verschiedener. Daher darf man sich kaum wundern, daß zwei so ganz differirende Reisende, wie unser Exminister und jener Hr. Amédée Clausade über alle solche Dinge ziemlich einerlei Ansicht sind. Der Letztere unterscheidet sich nur darin, daß er nicht immer alle Dinge in der ministeriellen Vogelperspective beschaut, sondern auf ebenem Boden frank und frei mit ihnen conversirt. Haussez ist ganz außer sich über die Pracht der Gärten von Utrecht und schildert sie hesperidisch. Clausade hat sie gar nicht bemerkt und ist entzückt von den Reizen der Promenaden Nimwegens, welchen Haussez kein Wort gönnt. Haussez findet die Holländer eigentlich nur darum erträglich, weil sie ihre Minister nicht fortgejagt haben. Clausade wünschte ein Holländer zu sein, wenn er kein Franzose wäre! Holland hat eigentlich seinen Nicolai noch nicht gefunden. A. d. U.

Rheinpreussen.

Emmerich.

Nimwegen, Hollands letzte Stadt an der rheinpreußischen Grenze, würde einen ungünstigen Eindruck über das Land, aus welchem man scheidet, zurücklassen, wenn die Phantasie beim Andenken an seine unebenen, engen und schmuzigen Straßen, seine garstigen Häuser und schlechten Wirthshäuser verweilte. Nimwegen bietet dem Reisenden durchaus nichts Interessantes. Es sei denn jene Promenade, auf welcher man beim Anblick unbedeutender Reste schlecht erhaltener Trümmer eines römischen Tempels herkömmlicher Weise in Extase gerathen muß, weil man dort zugleich die weite Aussicht über ein flaches Land mit seinen zahlreichen Dörfern und großen Anpflanzungen an dem breiten Flusse hin genießt. Selbst die Gesichter der Frauen reizen nur wenig, denn sie haben in der Verschmelzung des holländischen Typus mit dem deutschen weder entschiedenen Charakter mehr, noch besondere Anmuth.

Die Fahrt waalaufwärts nach dem Rhein ist sehr monoton. Hier kann man Besseres nicht thun, als seine gesammelten Notizen zu ordnen. Ich überließ mich dieser Beschäftigung, als unser Dampfboot bei einer kleinen Stadt anlangte, welche man Emmerich nennt. Von dem Eintritt in ein anderes Gebiet überzeugte mich der Besuch eines halben Dutzends der seltsamsten Figuren, welche je die Staaten Sr. Majestät des Königs von Preußen hervorgebracht haben.

Sie schienen eigens dafür bestimmt, um einen schneidenden Begriff von Allem zu geben, was an Grenzzollwächtern inquisitionsmäßiges und polizeilich Unerfreuliches vereinigt sein kann.

Die zwei in Schnurr- und Backenbart am besten eingetheilten Gesichter richteten einige Worte an mich, welche der Interpretation nach die Frage über den Inhalt meiner Koffer enthielten und eine zweite Frage darüber anhingen: woher ich komme und wohin ich wolle? Ich übergab meine Schlüssel nebst meinem Paß und erhielt beide weit schneller zurück als das ausnehmend mürrische Aussehen der geehrten Herren Beamten mich hatte vermuthen lassen. Während der Untersuchung und Visirung meines Passes glaubte ich als billigen Tausch für mein Signalement, die Personalbeschreibung des Herrn Polizeikommissärs aufnehmen zu können. Hier ist sie: Größe sechs Fuß, gekrümmter Rücken, grüne Augen, Haare, Augenbraunen, Schnurrbart, Backenbart brennend roth, das Bischen, was von menschlicher Haut sichtbar war, blaßgelb.

Zwischen dem ungeheuersten Schnurrbart, welcher jemals ein von Natur ohnehin nicht sehr sanftes Gesicht bis zum Trostlosen verwilderte, erblickte ich einen Schimmer frischer Lebensfarbe; es war eine Rose. Wer hätte jemals unter dem dicken und rothen Bart eines Polizeibeamten eine Rose gesucht? Wahrscheinlich, um den Rosengeruch nicht aufkommen zu lassen, trug er auf der rechten Seite an einem Knopf einen gestickten Tabaksbeutel, vermuthlich die Arbeit irgend einer Schönen, die seinen Reizen erlegen war, und auf der linken Seite eine ungeheure Tabakspfeife, diese beiden unfehlbaren und unerläßlichen Kennzeichen der Außenseite eines preußischen Unterthans.

Diese Anhängsel setzten mich, der allen Tabak damals verabscheute, nicht lange in Erstaunen. Ich erklärte mir ihren Gebrauch als etwas sehr Nöthiges, um den deutschen Physiognomien, welche ohne solchen alle sich durchaus ähnlich sähen, einige Abwechselung und Verschiedenheit zu verleihen. In der That besteht auch ihre ganze Verschiedenheit nur in veränderter Form der Pfeifen, welche einen Theil jedes deutschen Gesichts ausmachen, so gut wie Nase, Mund und Au-

gen. Die Pfeife ist jedem Deutschen ein eigenes Organ, ein Athemwerkzeug. Sein Hauch erscheint in Gestalt einer Tabakswolke. So stark ist die Macht der Gewohnheit, daß die Frauen keinen Mann zum Liebhaber mögen, der nicht seine Pfeife zu rauchen weiß, kaum dürften sie mit einem Cigarrenraucher sich begnügen *).

C ö l n.

Während der 24stündigen Fahrt von Nimwegen nach Cöln schwimmt man durch ein flaches Land, ohne Ansichten und Aussichten, in welches kaum Wesel, Düsseldorf und einige andere weniger bedeutende Städte einigen Wechsel bringen. Der erste Anblick von Cöln erfüllt mit der ganzen Theilnahme, welche eine historisch bedeutende, große, schön liegende, von imposanten Gebäuden beherrschte Stadt immer erregen muß. Bevor wir zur Stadt gelangten, wurde meine Neugierde durch ein mir ganz neues Schauspiel ausnehmend gereizt. Das Frohnleichnamsfest wurde gefeiert. Aus der auf

*) Herr von Haussez entsetzt sich sehr über die großen Schnurr- und Backenbärte der Grenzbeamten, jammert über die Unerträglichkeit des Inquisitionsverfahrens und des vexatorischen Wesens der preußischen Grenzpolizei und ist am Ende gutmüthig genug, den Gegenstand seines Jammers, das ganze Verfahren der Officianten, zu erzählen, woraus erhellt, daß die Herren weder chikanirten, noch bestochen sein wollten, sondern einfach, höflich und schnell ihre eigentlich nicht sehr peinliche Pflicht übten. All' seine Deklamation läuft endlich darauf hinaus: „daß der Zollbeamte einen großen rothen Bart hatte, einen Tabaksbeutel am Knopf trug und eine Tabakspfeife bei sich führte.“ Dies ist Alles, was einem Minister an der Grenze zweier so sehr verschiedenen Länder auffällt und bemerkenswerth erscheint. Warlich ein erhabener Zug von Geist. Doch nein, der Herr Minister ist ein Feinschmecker und Fernseher. Beim ersten Schritt auf die deutsche Grenze bemerkt der Mann, daß alle Deutschen so ähnlich sich sehen, daß man sie nicht wohl unterscheiden könnte, wenn sie nicht verschiedene Formen von Tabakspfeifen gewählt hätten, um ihren Physiognomien verschiedenen Charakter damit zu verleihen. Ist das ministerieller Witz, so danke ich den Himmel, daß ich nicht Minister bin, um nicht so witzig sein zu müssen! Clausade erzählt bei ähnlicher Veranlassung ganz einfach: Nahe bei dem Dorf der Heinrichskapelle hört das neutrale Gebiet auf. Zwei schwarz und weiß gestreifte Grenzsäulen bedeuten euch, daß ihr auf preußischem Boden angelangt seid. Solltet ihr daran irgend zweifeln, so erscheinen einige mit Orden und Ehrenbändern reich geschmückte Zollbeamte, um daran überzeugend zu erinnern. Uebrigens verfahren diese Leute mit preiswürdiger Artigkeit, quälen und begehren nicht. Ich wünsche nur, daß wir bei unserer Rückkehr eben so artige französische Beamte finden mögen.

A. d. U.

einer Ufererhöhung gelegenen Kirche stieg eine Procession zu einer mit Laubwerk, Blumen, Fahnen und Thronhimmel reich geschmückten Barke herab. Der Clerus bestieg diese Barke unter dem Donner der Kanonen und des Musketenfeuers, deren Rauch wirbelnd sich vermengte mit den Wolken von Weihrauch, die alle Luft mit Wohlgeruch erfüllten. Ungefähr funfzig kleinerer aber nicht minder reich geschmückter Fahrzeuge, mit Schaaren von Gläubigen und Musikern erfüllt, folgten mit heiligen Gesängen jener Priesterbarke. Stromaufwärts ging die Procession bis unter die Mauern von Cöln, beschrieb dann einen großen Bogen und zog in derselben Ordnung wieder nach der Kirche, von der sie ausgegangen war. Diese religiöse Ceremonie hatte etwas Eigenthümliches, anderwärts nie Gesehenes. Sie führte meine Phantasie unmittelbar zurück zu jenen griechischen Theorien und täuschte sie angenehm mit der Schönheit der Gegend, durch den seit langer Zeit nicht mehr gewohnten Glanz der Atmosphäre, wie durch diese einer christlichen Feier gegebene Form.

Ganz Cöln glänzte in Feiertagsschmuck und Festkleidern. Ich sah die Pracht einer katholischen Procession, erhöht durch die Gegenwart einiger Regimenter eines lutherischen Königs. Ich konnte meinen Beifall der Toleranz nicht versagen, welche Andersgläubige in großer Anzahl um die Procession versammelte und alle einem fremden Cultus volle äußere Ehrfurcht bezeigen hieß.

Einen andern Beweis des Geistes der Ausgleichung und Versöhnlichkeit findet man in den überaus reichen Beiträgen der preußischen Regierung zu der Wiederherstellung des Doms von Cöln. Weit interessanter als die Reichthümer der Heiligen und die Reliquienschätze, erschien mir die bewunderungswürdige Architektur dieses unvollendeten Riesenbaues. Kostbare Steine, Gold, Gebeine sind etwas Scharmantes für das Auge. Mehr oder minder zweideutige Sagen sind für den Glauben. Der meinige spart für Besseres sich auf; ich glaubte nur sehr Weniges von dem, was man mir erzählte und kam auch nicht außer mir über Alles, was ich sah. Ein behagliches, nachhaltig wohlthuendes Gefühl wollte ich mit mir in die Ferne nehmen. Daher betrachtete ich jene kühnen Bo-

gen, jene schlanken, ungeheuer hohen Säulen, jene Fenster voll reicher glänzender Farben und Bilder und ging wieder hinaus.

Die Stadt ist groß, zerfällt aber in kurze, enge Straßen ohne alle Symmetrie. Nicht ein einziges öffentliches Gebäude, nicht ein einziges Privathaus bemerkte ich, welches das Unangenehme des allgemeinen Eindrucks tilgte. Die Fortificationen rings um die Stadt wurden mir sehr gerühmt. Wenig neugierig: Bastionen, Kurtinen, offene und bedeckte Wege zu durchlaufen, theilte ich auf Treue und Glauben hin den Enthusiasmus der Einwohner.

Ohnehin würde schwerlich die militärische Galanterie ein Weiteres mir gestattet haben. Ich beschränkte mich daher darauf, an dem Tabaksqualm einer am linken Rheinufer neu angelegten Promenade mich satt zu athmen und dasselbe Vergnügen in einigen Gärten zu genießen, wo Cölns Schönheiten ihr stark gezuckertes und mit wohlriechenden Kräutern gewürztes Getränke, den sogenannten Maiwein behaglich schlürfen. Ziemlich gute, jedoch zu geräuschvolle Orchester vervollständigen die Annehmlichkeiten dieser Gärten und machen sie den Guinguettes in der Umgegend von Paris so ziemlich ähnlich.

Coblenz.

Die Rheinreise wieder fortsetzend, hoffte ich endlich einen der Bewunderung würdigen Punkt zu finden. Nachdem wir an Bonn vorüber waren und dort mit Ausnahme der schönen Lage nichts hatten sehen können, entwickelte sich allmälig jene lange Reihe von pittoresken Wundern, welche an beiden Ufern des Stroms sich drängen. Damit keine ihrer Einzelnheiten dem Auge verloren gehe, hat die Natur beide Gebirge sehr nahe an einander gerückt. Am linken Ufer erblickt man eine mächtige Kunststraße und verliert sie nur dann aus dem Auge, wenn sie durch eines der zahlreichen Städtchen und Dörfer sich durchwindet, welche im Schutz der über das ganze Gebirg hin zerstreuten mittelalterlichen Burgen und Vesten erbaut wurden.

Bei Coblenz scheinen die Gebirge mit der unüberwindlichen Festung Ehrenbreitstein sich zu endigen; allein sie

rücken nur näher an den Rhein heran und spiegeln sich in seinen Wellen mit zahllosen Dörfern an ihren Abhängen, trefflichen Pflanzungen und Scheiteln von Waldungen. Die Natur scheint hier mit einiger Koketterie ihre ganze Pracht und Herrlichkeit nur demjenigen zeigen zu wollen, der von der Platforme der Coblenz mehr bedrohenden als beschützenden Citadelle herab sie betrachtet. Aber auch hier, welch ein Zauber von Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit fern und nahe; zwei schöne Flüsse befeuchten die ganze Landschaft, wo sie sich berühren, ragt die ganze Stadt mit dem zweifachen Gesicht empor, das Eine alt und abstoßend, das Andere jung, einladend, anmuthig von schönen Werken auf allen benachbarten Höhen beschützt. All' dieses kriegerische Rüstzeug ist freundlichst maskirt mit Pappelpflanzungen, deren Wipfel hoch in der Luft die Grundlinien der großen Bastionen wiederzeichnen, die kriegerische Bestimmung der Bauten verrathen. Von Ehrenbreitstein aus erscheint die ganze Gegend wie ein Garten, dessen mannigfaltige Gebäude Kasernen, Pulvermagazine, einzelne zerstreute äußerst pittoreske Forts bilden.

Auf allen Bergen am Rhein hin ziehen sich vom Wasserspiegel bis auf die Höhen die Terrassen der Rebpflanzungen, deren Ertrag seinen Namen von dem Strom entleiht. Eine kostspielige, mühselige Arbeit muß dieser Weinbau sein, wenn man nach den vielen Mauern urtheilt, welche das Einstürzen der Erdneigen abwehren, und die Abschüssigkeit der Bergwände betrachtet. Wallnußbäume schießen aus den Felsspalten empor und beschatten Korn- und Gerstensaaten. Aller Ackerbau beurkundet Verstand und Kenntniß und jenen Geist der Geduld und Ausdauer, welche zu den Tugenden der Deutschen gehören.

Nirgends ragt irgend eine steile Felsspitze empor, ohne mit den Trümmern irgend einer Burg oder Veste gekrönt zu sein. Die Zeit ließ sie stehen als Zeugen ihres wechselvollen Laufs und der geselligen Zustände jener Jahrhunderte, in welchen solche Mauern und Thürme zugleich zur Beschützung, zur Unterdrückung und zum Prunk dienten. Betrachtet man die wenigen Reste ihrer Außenseiten und Einrichtung, so überzeugt man sich sogleich, daß ihr Bau ursprünglich Schutz ge-

gen stets drohenden Feind bezweckte, und daß erst viel später, nachdem sie als Wehren sich sattsam bewährt hatten, dabei an Annehmlichkeiten des Lebens gedacht wurde. Einige dieser Trümmer tragen die Spuren gewaltsamer Zerstörung an sich; andere zerfielen offenbar nur, weil sie von allen Bewohnern verlassen worden. Deutlich sieht man es der ganzen Gegend an, daß die Menschen, sobald sie nur mit einiger Sicherheit aus jenen finstern Mauern sich herauswagen konnten, sogleich anfingen, bequemere Wohnorte sich zu gründen und jenen Berghorsten zu entsagen. Keine Seele zeigt Lust, solche Schlösser wieder aufzubauen. Indessen verdankt man einer königlichen Laune die Wiederherstellung des Schlosses Rheinstein, welches Prinz Friedrich von Preußen aus dem Styl des 12. Jahrhunderts in den des 19. übersetzen ließ, indem man, die ursprüngliche Form und Eintheilung beibehaltend, Alles den Gewohnheiten und Bedürfnissen unserer Zeit anpaßte. Ich zweifle sehr, ob dabei die Annehmlichkeiten oder vielmehr die Bizarrerie dieses Ensemble alles Unpassende und Sinnwidrige überwiegen *).

Jede dieser Ruinen hat ihre eigenen Volkssagen und Mährchen von Drachen, Riesen, Zauberern und Teufeln; Romänchen von tapfern Helden und ritterlichen Kämpen und Liebesabentheuern für die höhere Volksklasse. Selbst die allerfriedlichsten dieser Klasse sind sehr leicht zu erwärmen und für jeden, der sich schlägt, zu enthusiasmiren. Daher findet man immer auf den Dampfschiffen gewisse Erzähler von Pro-

---

*) Abermals ist Clausade hierüber anderer Ansicht. Lassen wir ihn erzählen: Asmanshausen, einige Häuser, ein spitziger Glockenthurm, die Ruinen von Falkenberg. Dies Alles sah ich nur durch die Fenster während des Mittagessens. Nun sprang Alles auf, um den Rheinstein zu bewundern. Dieses schöne mit Sinn, Talent und Geschmack reparirte Schloß gehört dem Prinzen Friedrich von Preußen. Warlich, es ist überraschend schön. Von Zeit zu Zeit kommt der Prinz mit zahlreichem Gefolge hierher und dann tragen Alle im Schloß die Kleidung des 11. und 12. Jahrhunderts. Ein scharmanter Gedanke, wenn er nicht allzu oft sich wiederholt. Ich selbst möchte wohl den alten Rheinstein an solch einem Tage sehen, wenn er plötzlich aus langem Schlaf erwacht und sich wieder in die Zeiten seines vorigen Glanzes zurückgezaubert sieht! ꝛc. — Kein Minister wird über Poetik examinirt und ist auch nicht gebunden, an Poesie zu glauben und poetischer Anschauung fähig zu sein. Nüchternheit ist eine hübsche Tugend. Gepriesen sei Herr von Haussez, daß er selbst am Rhein noch so nüchtern bleiben konnte. A. d. U.

fession, welche es für ihre Pflicht halten, alle Reisegefährten mit historischen Vorlesungen zu belehren und zu belustigen. Solch ein deutscher Titus Livius vergißt auch die kleinste Nebensache nicht und bedient sich dabei eines so scharfen entscheidenden Tons, daß auch der geringste Zweifel eine herbe Unhöflichkeit wäre. So muß man denn wohl an jene zärtliche Liebe eines Roland zu glauben scheinen, der, statt, wie man bisher erzählte, bei Roncevaux sich erschlagen zu lassen, hier in einer Einsiedelei aus Gram darüber starb, weil im gegenüberliegenden Kloster die Dame seines Herzens aus Kummer über die voreilige Nachricht von seinem Tod den Schleier ergriffen hatte. Glauben muß man an jene Sagen von der Pfalz, welche die edlen Herrinnen in dieser Rheininsel öde Thürme bannten, wenn sie ihren Gebietern einen Erben gebähren wollten, damit nicht irgend ein Bastard der edlen Linie eingeschoben werden könnte. Glauben muß man an die Mäuse, welche zur Bestrafung, der Himmel weiß, welcher Missethat irgend einen Mainzer Erzbischof verfolgend, hier ihn erreichten und auffraßen, obgleich er einen Arm des Rheins aus Vorsicht durchschwommen hatte, um dem Zahn dieser seltsamen Gerechtigkeitsvögte zu entrinnen. Zweifelt ihr an einer solchen Geschichte, so zeigt man euch auf einer Klippe die Einsiedelei des Neffen Karls des Großen und in einem am Fuß des Hügels frühestens vor 100 Jahren erbauten Haus das Fenster der Zelle seiner unglücklichen Geliebten. Das Pfalzschloß steht noch, um die Wahrheit aller von ihm gebräuchlichen Erzählungen zu beurkunden; und heute noch könnet ihr in jenem Thurme jenes Erzbischofs die zahllosen Löcher sehen, welche die rächenden Mäuse durch die Steine gefressen hatten, um zu ihrem Feind zu gelangen.

Die Frömmigkeit der alten Zeit hat sich bei der Ausschmückung der Rheinufer nicht vergessen. Die kleinsten Weiler verkünden sich durch eine höher als die Wohnhäuser liegende Kirche mit dem Alles überragenden Glockenthurm. Höher hinauf, mehrentheils über den Burgen, aber auf leichter zugänglichen Punkten stehen Kapellen, als sollten sie den Unterdrückten Trost gewähren nach dem Unglück, Ruhe nach aller Quälerei. Der Pfad, der zu ihnen hinaufführt, ist rechts

und links sehr regelmäßig mit 3 bis 4 Fuß hohen Steinwürfeln besetzt, auf welche der Künstler des Dorfs mit ziemlich groben Zügen etwas aus der heiligen Geschichte oder der Biographie des Ortsheiligen gemalt oder gemeiselt hat. Bei Rhuteinheim bemerkte ich im Vorüberfahren eine sehr zahlreiche Procession von weiß gekleideten jungen Mädchen, die nach einer solchen Kapelle hinaufzog. Bei jedem Stein verweilte der Zug, sang irgend ein heiliges Lied mit jenen wohligen, reinen, harmonischen deutschen Stimmen und trat dann die Reise wieder an. Musik, Decoration, Costüme, nichts fehlte dieser Scene *).

*) Ist dies wirklich Alles, mein Herr Staatsminister, was Sie über eines der interessantesten Länder zu sagen wissen? So schnell rauschte Rheinpreußen an Ihnen vorüber, so spurlos? Erinnern Sie sich dabei nicht einmal des Mannes auf dem Throne, der Sie wieder nach Paris geführt? Bemerken Sie nicht einmal, daß dieses Coblenz nicht mehr jenes von 1792, noch jenes von 1802—1803 ist? Oder sind Sie grausam genug, alle schönen Träume Ihrer Phantasie, alle hohen Gedanken Ihres Geistes darüber absichtlich uns vorzuenthalten? Auch hier ist Clausade wieder weit mehr offenherzig, sogar poetischer.

Deutsche Bundesstaaten.

Neuwied, Bingen ꝛc.

Die Fürsten von Neuwied waren mit die Ersten, welche es für angemessen hielten, den Gewohnheiten des Jahrhunderts sich zu fügen. Sie stiegen von ihrem schwer zu erklimmenden Schlosse herab und bauten sich ein neues am rechten Rheinufer, am Ende einer fruchtbaren Ebene. Ihre aus 40 Dörfern bestehenden Staaten hatten natürlich nicht Ueberfluß an Menschen genug, um der neuen Stadt, welche sie um ihr Schloß her gründen wollten, Einwohner zu liefern. Darum appellirten sie an den Handel, indem sie die Stadt zu einem Freihafen erklärten; an die Religiosität, indem sie vollkommene Religionsfreiheit verkündeten; an alle geselligen Verhältnisse, indem sie ihrem neu erstehenden Rom die Rechte einer Freistätte verliehen. Nicht fruchtlos wurden solche Mittel angewendet. Diese Residenz umfaßt jetzt 4 bis 5000 jüdische, katholische, wiedertäuferische, protestantische, mährische ꝛc. Abentheurer, welche Bijouterien, Kessel, Leinwand, Hüte ꝛc. verfertigen, schlecht und gerecht leben, in sehr reinlichen Häusern geradlinigter Straßen wohnen, von dem Ertrage ihrer Industrie sich nähren, die, trotz der Thätigkeit Aller, um keinen Schritt weiter vorrückt.

Bingen ist ein niedliches Städtchen an jener Stelle, wo der Rhein vor seiner Einengung zwischen den Bergen in seiner ganzen Majestät sich ausbreitet. Gegenüber auf dem rechten Rheinufer erhebt sich der durch seinen Wein so berühmte Johannisberg. Die Erhöhung des Ruhms, den die-

ser Wein dadurch erlebte, daß der Berg das Besitzthum eines berühmten Staatsmannes wurde, ist nicht das kleinste der diplomatischen Wunder unserer Tage *). Das Schloß ist die ächte Wohnung eines Weinbauers, ohne Spazirgänge, Nebengebäude oder irgend etwas Luxuriöses, welches auch nur Einer Rebe den Platz rauben, den Weinbau hindern könnte. Hier scheint man das alte Sprichwort, „ein Weinberg soll andere Schatten nicht haben, als den vom Hut seines Herrn!" buchstäblich verstanden zu haben. Von der Höhe, welche dieses weitläufige und unbedeutende Gebäude trägt, genießt man eine köstliche Aussicht über den Rhein hin mit seinen Inseln und all den reichen Thalmündungen. Die Landschaft gewinnt einen großartigen Charakter. Die Perspective erweitert sich, alles Einzelne verschwindet, verschwindet in ein prachtvolles Ganze, der Schauplatz wird unermeßlich. So wie man an dieser neuen Decoration vorüberwandelt, glaubt man auch in ein anderes Jahrhundert zu gelangen und der Barbarei des Mittelalters entrückt, die Epoche unserer Civilisation zu betreten. Man erhebt die Augen nicht mehr, um irgend ein altes Schloß zu entdecken, welches die Ritterschaft, gleich einem Adlerhorst, auf eine Felsspitze hingepflanzt hat. Statt der in peinlicher Nähe beisammen stehenden Weiler mit gothischen Häusern, erblickt man auf beiden Ufern an den weingrünenden Berglehnen heitere Dörfer, eine andere Gewohnheiten verkündende Sorgfalt, größern Wohlstand, anmuthigere Sitten, einen bessern Zustand der Geselligkeit. Die Räume zwischen den verschiedenen Dörfern nehmen elegante Landhäuser mit Parken ein. Diese bereiten allmählig auf das grandiose Schloß von Biberich, der Residenz des Herzogs von Nassau, vor. Links vom Reisenden schließt sich in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen der Horizont mit holzbewachsenen Ber-

---

*) Armer Johannisberg! Herr von Haussez wußte nichts von deinem Ruhm, bevor du Eigenthum des Fürsten Metternich geworden! Welch' erbärmliches Ding ist die Geschichte, wenn sie nicht einmal zu den Ohren des Ministers kommt! Den feinen Hieb oder Stich hat übrigens die Diplomatie um Herrn von Haussez und Consorten schwer verschuldet. Warum predigte sie nicht 1830 einen allgemeinen Kreuzzug, um ihn und seine Genossen wieder zu Herren des schönen Frankreichs zu machen!

A. d. U.

gen, welche den bekannten Rheingau begrenzen. Rechts schließt sich eine weniger reiche und schöne Landschaft mit der Stadt Mainz, deren weit hinaus zerstreute Befestigungswerke an beiden Ufern des Rheins ihr Dasein von Ferne verkünden. Endlich erscheint die Stadt selbst als der letzte und schönste Theil des Panorama, welches man mit Wohlgefallen zu betrachten endlich ermüdete.

Mainz, Wiesbaden.

Mainz erfüllt bei weitem die Hoffnungen nicht, welche seine herrliche Lage und die großen Gebäude an seinen Quais erregen. In seinen engen und schlecht unter sich harmonirenden Straßen findet man mehr schöne Gebäude, als nöthig sind, um eine Stadt unter die architektonisch merkwürdigen Orte zu zählen. Aber alle diese stehen in schlechter Umgebung, ohne Perspective, ohne passenden Rahmen; so daß man ihre Schönheit nicht beurtheilen kann. Ueberall ist Verschwendung an Bildhauerarbeit bemerkbar. Indessen hat sie, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur Heilige hervorgebracht, deren groteskes Aussehen von aller Lust nach dem Paradies zurückschrecken würde, wenn man glauben müßte, daß diese Bildnisse nur die fernste Aehnlichkeit mit den wirklichen Heiligen hätten. Alle diese Heiligen, ursprünglich dahin gepflanzt, um die heiligen Friedensstätten der Mönche und Nonnen zu bezeichnen, stehen jetzt wahrlich sehr unpassend an den Eingängen von Kasernen, wozu die alten Klostergebäude benutzt werden.

Mainz hat sein kirchliches Regiment, seine reich dotirten Canonici und die Legion seiner geistlichen Körperschaften verloren, um administrativ einem protestantischen Fürsten unterworfen zu werden, und militärisch dem unmittelbaren Schutz des deutschen Bundes anvertraut zu sein*). Jeder liegt in

---

*) Herr von Haussez ignorirt oder scheint ignoriren zu wollen, daß der Lüneviller Frieden, also Frankreich, der Stadt Mainz Alles genommen hat, was er jetzt dort vermißt. Gegen Darmstadt schreibt er à la Reisebilder, ganz scharmant in der That, nur mit ein klein wenig weniger Witz, viel weniger Geist, sehr viel weniger Humor, gar keiner Spur von Poesie. So

ewigem Hader mit den Bürgern wegen ihres Beitrages zur Unterhaltung seiner Armee von 600 Mann, bei welcher das Avancement so reißend vor sich geht, daß man Generallieutenante, Generalmajore und Obersten in Ueberfülle zählt; zur Unterhaltung eines sehr zahlreichen Ministeriums und eines Theaters, dessen Unternehmer und oft auch einziger Zuschauer der Souverän selbst ist. Zu noch gar vielen Ausgaben, welche keineswegs den Vortheil der Stadt erzielen, soll diese beischießen. Der deutsche Bund vermehrt während dessen die Bevölkerung der Stadt mit 8000 Oestreichern und 8000 Preußen, welchen im Fall eines Krieges noch 8000 Mann Bundestruppen beigegeben werden sollen. Damit ist die Stadt trefflich administrirt und trefflich bewacht, dennoch, trotz aller dieser Sorgfalt und Vorliebe sehr unzufrieden über Alles, was man für sie thut. Hier zum erstenmal hörte ich plötzlich jenes Concert von Lobeserhebungen und Segenswünschen verstummen, welches in Holland und Preußen den Regenten erklingend meine royalistischen Ohren so sehr erquickt und mich überzeugt hatte, daß mit so vielen Manieen auch der Haß gegen Regierungen verschwunden sei. Mein Traum zerrann. Ich erwachte in diesem Deutschland, wo der philosophische Mysticismus in einen politischen Mysticismus sich verwandelt hatte. Der Geist, der in den Köpfen der Universitätsstudenten kocht, gährt auch in den Gemüthern der Einwohner eines Landes, welches reichliche Ursache hätte, zweimal sich umzusehen, bevor es seine jetzige Lage zu verändern trachtete. Ich zitterte, ich das Opfer solcher politischen Erschütterungen, bei dem Anblick der Feuerbrände, die man in ein ruhiges und glückliches Land geschleudert hatte, um auch dort die Glut anzufachen, die mein Vaterland verzehrt. Schon ist, wie in Frankreich, Blut geflossen. Ueberall bedient sich der Revolutionsgeist derselben Mittel. Aber hier hatten die Regierungen, an unserm Unglück sich spiegelnd, in Zeiten

schreibt ein nach Absolutismus strebender Minister gegen eine fürstliche Regierung im Zorne einer übeln Laune, und man nimmt es zuweilen einem liberalen Wildfang sehr übel, wenn er weniger boshaft, aber witziger und poetischer dagegen losfährt? Herr von Haussez macht wahrlich der Welt mehr zu schaffen mit dem Studium seines wahren Geistes und Charakters, als selbst Kamäleon Talleyrand. A. d. U.

allen Fortschritten einen starken Damm entgegengesetzt und dieselben Mittel kräftig angewendet, deren Gebrauch sie uns so sehr zum Vorwurf machten. Wir unterlagen, darin besteht unser Verbrechen *). Sie triumphirten, darin besteht ihre Rechtfertigung.

Bald hat man die Kathedrale von Mainz mit all ihrer schwerfälligen Architektur sattsam betrachtet. Sie ist reich an künstlicher Holzarbeit auf den Chören und an höchst bizarren Denkmalen, womit man sie zu schmücken glaubte. Am ersten Tage schon hat man mit zwei oder drei Wachtparaden genug gesehen. Die Garnison von 16000 Mann, welche man in ihrem Gefolge vereinigt sah, sieht man dann wieder zerstreut durch alle Straßen. Gesättigt ist man bald von dem unaufhörlichen Getrommel, dieser lärmenden Anzeige, daß man in einem Waffenplatz sich befinde.

Man eilt, andere Zerstreuungen in Wiesbaden zu suchen. Ein hübsches Städtchen, drei Meilen von Mainz, wo der Herzog von Nassau seine hohe und seine niedere Kammer versammelt, mit ihnen sich einige Zeit herumbalgt, nöthigenfalls sie auflöst, übrigens die Administration seines Herzogthums sehr gut besorgt, ohne daß Europa viel Notiz davon nähme **). Hierher kommen auch viele Kranke, um Gesundheit zu suchen und noch mehr Gesunde, um ihr Geld zu verlieren. Dies Alles geschieht in einer kleinen allerliebsten Stadt mit hübschen Häusern und zahlreichen Bädern. Bequem und sehr angenehm wären diese, wenn sie nicht aus

---

*) Herr von Haussez beurkundet hier abermals, wie sehr empfindlich er darüber ist, daß nicht alle Monarchen der Erde sogleich 1830 ihre sämmtlichen Heere aufboten, um im Triumph ihn auf seinen Ministersessel zurückzuführen. Doch diese Empfindlichkeit könnte man ihm hingehen lassen. Allein er entblödet sich nicht, die einzelnen Skandale in Deutschland mit der Nationalrevolution Frankreichs im Jahre 1830 nach einer Elle zu messen. Noch mehr, er läßt von seinem Unmuth so weit sich hinreißen, daß er — der Recht haben wollende Staatsmann — die fürchterliche Theorie aufstellt: der Erfolg entscheidet lediglich über den Werth der Handlungen. Alle seine Gegner können fortan ruhig schweigen, er selbst hat über sich selbst den Stab gebrochen. A. d. U.

**) Ist dies der Ton, der dem ehemaligen Minister eines constitutionellen Landes in einer Skizze über ein constitutionelles Land geziemt? Wundert man sich noch, daß Frankreich solche Herren bei seiner Staatsverwaltung nicht wollte? A. d. U.

einem schmuzigen und stinkenden Wasser beständen *). Ueberdies besitzt die Stadt ein schönes Theater und einen glänzenden Gesellschaftssaal. Rechnet man zu aller dieser Annehmlichkeit die Nähe von Frankreich, so wird man nicht mehr darüber erstaunen, daß Wiesbaden ein wahrhafter Ort des Vergnügens, der Vereinigungspunkt einer zahlreichen, auserwählten Gesellschaft ist **).

Frankfurt.

Von Wiesbaden nach Frankfurt fährt man durch ein trefflich bebautes Land, seine Topographie macht es bei weitem nicht so schön, als die überall sichtbaren Spuren des Wohlstandes. Einige Tage vor meiner Ankunft war Frankfurt der Schauplatz eines Revolutionsversuches gewesen. Aber die 8 — 9 dabei ums Leben Gekommenen waren bereits begraben, und 2 oder 3 Andere, die man unter die Zahl der Mörder rechnete, saßen gefangen. Die Sache war verraucht, man sprach nicht mehr davon. Ueberall in der Welt werden Revolutionsangelegenheiten sehr leicht vergessen; dies hat seine schöne und seine sehr fatale Seite. Von allen Revolutionen dauert nichts fort, als die daraus entsprungenen Uebel ***). Das Andenken an Alle, welche für oder gegen eine Revolu-

---

*) Eau de Cologne und eau de mille fleurs sind keine Mineralwasser! Rhabarber schmeckt anders als Perigordtrüffeln! Asa foedita riecht nicht gleich der Vanille! Darüber eigentlich beklagt sich Herr von Haussez mit seiner Bemerkung über das Wasser von Wiesbaden. Ob er wohl weiß, wie Nießwurz aussieht und riecht? A. d. U.

**) Hört es ihr Deutschen, hört! Wiesbaden ist nur darum ein wahrhafter Ort des Vergnügens, ein Vereinigungspunkt einer zahlreichen und auserwählten Gesellschaft, weil Frankreich ihm so nahe liegt. Dazu kann nur der Wiener Buffo ein passendes Lied anstimmen:

„Wenn das nicht gut für d'Wanzen ist!“

Deutschland! haben dich die französischen Theorien noch nicht hinlänglich klug gemacht, so wird wohl die französische Eitelkelt dies endlich vollkommen zu Stande bringen. A. d. U.

***) Herr von Haussez stellt damit der Welt ein scheußliches Prognostikon. Zum Glück ist er selbst nicht albern genug, daran zu glauben, er müßte es denn unter Frankreichs bedeutende Unglücksfälle in Folge seiner früheren Revolutionen rechnen, daß Männer seines Gleichen Minister geworden sind. Kein rechtlicher Mann wird irgend eine Revolution für ein sehr erfreuliches Glück halten. Aber eben so gewiß wird auch kein aufrichtiger Mann von Verstand so sehr Albernes über ihre Folgen predigen. A. d. U.

tion sich geopfert haben, verschwindet noch schneller, als selbst die Leidenschaften oder die Interessen, in deren Namen so Viele geopfert wurden. Auf keine Weise bei den Frankfurter Revolutionsversuchen selbst interessirt, that ich wohl am besten, Frankfurts Einwohnern nachzuahmen. Unbekümmert um alles Vergangene und Zukünftige gab ich der Gegenwart mich hin, beschäftigte mich mit dem, was meinen Blicken begegnete, und hatte Ursache, damit zufrieden zu sein. Breite, wohlgepflasterte, mit prächtigen Hotels besetzte Straßen; zwar nicht regelmäßige, aber weite und schön beflanzte Plätze; öffentliche Anstalten für alle Bedürfnisse reichlich versehen; eine schöne Gemäldegallerie *); ein sehr vollständiges naturhistorisches Museum; ein botanischer Garten; Brunnen mit spärlichem Wasser, aber dafür sehr reich verziert mit Marmor, Bronze, Obelisken, Säulen, Urnen, Statuen; ein Theater, woran und worin nicht Alles Pracht und Herrlichkeit ist, jedoch eine treffliche Gesellschaft spielt; für Alle, welchen Bewegung mit zu dem Vergnügen gilt, Spazirgänge, die, wenn gleich nicht sehr geschmackvoll vertheilt und angelegt, doch sandige und schattenreiche Baumgänge bieten; vor Allem eine Geselligkeit ansässiger, reicher und fein gebildeter Menschen, welche die zufällige und gelegentliche Gesellschaft der deutschen und auswärtigen Bundestagsgesandten belebt. Kann irgend eine Residenz des Anziehenden und Reizenden mehr bieten? Daher gehört auch Frankfurt in Allem, was das Leben angenehm macht, so wie durch freundlichen Umgang und heitere Politur der Geselligkeit unter die europäischen Städte ersten Ranges.

Ueberdies ist Frankfurt der Stapelplatz, das Comtoir

---

*) Ich wollte bei der Aufzählung der einem Kunstliebhaber bemerkenswerthen Gegenstände nicht ein Meisterstück nennen, welches nach meinem Geschmack hoch über Allem steht, was mir von Werken der modernen Kunst bekannt geworden ist. Ich meine damit die Ariane des Bildhauers Daneker. Sitzend, beinahe liegend auf ihrem Löwen, hat die schöne Griechin jene Vollendung der Formen und jene Ueppigkeit der Lage, welche nur die reichste Phantasie erschaffen konnte. Beleben möchte man sie können; man hält dies nicht für unmöglich, denn Leben oder wenigstens Anlage zum Leben besitzt diese erhabene Schöpfung schon in hohem Grade. Selbst den furchtbarsten Verdammungsurtheilen zum Trotz stelle ich diese Ariane von Frankfurt unmittelbar hinter jene Venus von Florenz. In ihr glaube ich ein Mittel entdeckt zu haben, die moderne Bildhauerkunst an die Sculptur der Alten anzuknüpfen. A. d. V.

des ganzen westlichen Europa. Seine Handels- und Bankverbindungen erstrecken sich über alle Handelsplätze und verbreiten in der Stadt selbst einen Wohlstand und Reichthum, die wenigstens relativ nirgends übertroffen werden.

Frankfurt gehört, wie Jedermann weiß, unter Deutschlands freie Städte. Dies heißt so viel, als: die Stadt regiert oder vielmehr administrirt sich selbst, jedoch unter der Bedingung, daß es nichts thue, was seinen benachbarten Souveränen mißfalle, Alles zu thun, was diesen angenehm ist, sich selbst zu bewachen, 1500 Soldaten zu unterhalten und diese, so oft es verlangt wird, zur Disposition des deutschen Bundes zu stellen. Erfüllt es diese Bedingungen, so verpflichten sich seine erlauchten Alliirten, sich niemals in seine Angelegenheiten zu mischen, außer in solchen Fällen, wo ihnen diese schlecht zu gehen scheinen, und niemals die Stadt mit ihren Soldaten zu belegen, außer wenn irgend eine Nothwendigkeit, welche sie selbst übrigens beurtheilen, eine solche Maßregel erheischen sollte *).

Die Stadt hat zwei Bürgermeister, welche, bis beinahe auf die Lictoren, sich einbilden, eine gleiche Autorität wie die alten römischen Consuln auszuüben. Dann einen Senat, der einem Dutzend Bankiers das Recht verleiht, die Wichtigen zu spielen. Ferner einen Rath, der den Bürgern weiß macht, daß sie etwas seien. Endlich eine Nationalgarde, deren Epauletten, Borden und Uniform den gemeinsten Ehrgeiz befriedigen. Eine solche unermeßliche Freiheit und günstige Lage muß dann natürlich mit einigen Unbequemlichkeiten und Widerwärtigkeiten erkauft werden. Dahin gehören z. B. übermäßig hohe Steuern, die Plackerei von 5 bis 6 die Stadt

---

*) Herr von Haussez schwatzt hier abermals mit dem ganzen, einst so liebenswürdig, jetzt aber fad erscheinenden Leichtsinne eines altbourbonischen Franzosen über deutsche Angelegenheiten und staatsrechtliche Verhältnisse des deutschen Bundes. Er scheint sich nicht die Mühe geben zu wollen, über dergleichen Dinge sich gründlich zu unterrichten. Er schwimmt und plätschert kindisch auf der Oberfläche der Dinge umher, sprudelt Blasen, spritzt Tropfen gegen die Sonne, daß sie funkeln und Farben spiegeln, und macht gewaltigen Spektakel über so kindisches Spiel. Erbost über alles Deutsche in Politicis scheint er selbst der Gutmüthigkeit der deutschen Regierungen, welche so edlen Flüchtling so artig behandelten, recht witzig spotten zu wollen. A. d. U.

umgebenden verschiedenen Grenzzollstädten, wenn man sich nur eine Viertelmeile Wegs entfernen will (denn weiter erstreckt sich das Gebiet dieser Republik nicht). Aber man ist gewissermaßen frei, ungefähr so wie jener Hund in der Fabel, der am Halse die Spuren des Bandes trug, woran er angekettit gewesen. Wer denkt für solche Freiheit an Zwang und Plackereien und Opfer, womit solch ein köstlicher Vorzug erkauft werden muß?

Hanau.

Während meines Aufenthaltes in Frankfurt ergriff ich eine Gelegenheit, um die Einwohner der Umgegend kennen zu lernen. Ich ging nach Hanau, wohin eine Todesfeier die Leute auf zehn Meilen in die Runde gelockt hatte. Dies Fest sollte, wie man mir sagte, das Andenken eines deutschen Generals verewigen, der, um eine Niederlage nicht zu überleben, sich auf ein Pulverfaß setzte und in die Luft sprengte. Man hat begonnen, sich zu enthusiasmiren. Man hat sich verbindlich gemacht, jährlich an dem Todestag des Helden traurig zu sein, ja sogar zu weinen. Die Vorsehung hat sehr gnädig dafür gesorgt, daß kein Schmerz dieser Welt lange anhalte. Denn ist auch Sorge das Loos der Mehrzahl hienieden, so gehört doch der Kummer zu den Ausnahmen. Statt mit Seufzern das Grab des Tapfern zu umgeben, trinkt man ihm wacker zu, und macht dann ein tüchtiges Tänzchen. Bei dieser traditionellen Todesfeier behält es sein Bewenden. Deshalb glaubte ich Lustigkeit im Walde von Hanau zu finden, und ich fand sie wirklich auf den Tausenden von Gesichtern, die meinen forschenden Blicken sich boten. Die Männer rauchten, tranken, speisten. Die Frauen tanzten. Alle sahen aus, wie die Zufriedenheit selbst. Was an dem ganzen vor meinen Blicken sich entrollenden Schauspiel nichts verdorben hätte, was ich umsonst überall suchte — das war Schönheit. Gewöhnlicher Wuchs, Gesichtszüge ohne alles Besondere, ein gewisses nationales, beinahe familienmäßiges Sichähnlichsehen, blaue Augen, blonde Haare, ein Teint, der in der That sehr weiß wäre, wenn ihn nicht die hier

häufiger als irgendwo vorkommenden Sommersprossen und die Sonne so ziemlich gebräunt hätten. So sieht das gemeine Volk aus. Dieselben Züge, nur weniger verbrannt, mehr verwischt, durch Erziehung und sorgfältige Kleidung mehr versteckt oder veredelt, finden sich bei den höhern Klassen wieder *).

Diese Versammlung von 6 bis 8000 Menschen fand in sehr wohl bebauter, mit schönen Forsten beschatteter Gegend Statt, und gewährte den Anblick eines Jahrmarktes in irgend einer Provinzstadt Frankreichs. Orchester, welche die Walzer befeuerten, Zelte, unter welchen die Trinker saßen, mitten inne ein dichtes Gedränge einer wogenden Masse, durch welche man nur mit Mühe sich Bahn brechen konnte, Betrunkene, welche am Boden stampften und zappelten.

Alle Volksversammlungen in Deutschland gewinnen durch die große Mannigfaltigkeit der verschiedensten Trachten ein pikanteres Ansehen, als in irgend einem andern Lande. Jeder Gau hat seine eigenthümliche Tracht. Neben der Kappe und dem langen blauen Rock der Bauern aus der Ebene, sieht man den spitzen, bändergeschmückten Filz, oder die Mütze von Rehfell mit künstlichen Blumen oder vergoldetem Blechwerk aufgestutzt, die runde Jacke, kurze Hose und Schuhe mit Silberschnallen der Bergbewohner. Hier haben die blonden Haare der Frauen keinen andern Schmuck, als einen Kamm, einen Pfeil oder einen Silberstreifen, der sie zusammenhält. Dort sind sie mit einer Art von Scheitelhäubchen in schwarzer Seide oder Goldstoff bedeckt, von beiden Seiten fließen breite Bänder bis zum Knöchel herab. Oft verstecken sich die Haare ganz unter großen Strohhüten. Goldene oder silberne Ketten, Halsbänderchen und Schnüre von farbigen Glasperlen, hier sehr lange und dort sehr kurze Röcke, fischbeinbesetzte Mieder und Leibchen, welche der Taille die verschiedenartigsten, bizarrsten, naturwidrigsten Formen verleihen oder

---

*) Ganz dieselben Bemerkungen machte der Herr Verfasser bereits an der holländischen Grenze. Vielleicht finden wir dasselbe wieder an der italienischen Grenze. Nun betrachte mir einer die Menschen in Emmerich und der Umgegend, dann jene um Frankfurt und Hanau, und sage mir noch, daß alle Deutsche nur Ein Gesicht, nur Eine Gestalt und Eine Haltung haben. A. d. U.

Gewänder, welche ihrer vollsten Entwickelung keine Gewalt anthun, ganz ungewöhnlicher Schmuck und seltsame Zierrathen bilden für jeden Fremden ein außerordentlich lebhaftes, auffallendes, ja unvergeßliches Gemälde.

Von dieser Scene der Lust wendete sich meine Phantasie unmittelbar zu den blutigen Schrecken jenes glorreichen Kampfes einer französischen Division, die hier, eine Armee von Baiern niederwerfend, sich Bahn brach und mitten durch diese Macht, welche Verrätherei ihr in den Weg stellte, den freien Rückzug erzwang *). Dieser Gedanke bemächtigte sich so ganz meiner Seele und erregte diesem Fest so fremdartige Erinnerungen, daß ich unwillkürlich den Plan der Schlacht von Hanau vor Augen im schwirrenden Volksgedränge die zwei kämpfenden Armeen erblickte, Geschrei, Gewirr, Getümmel, Kampfgetöse; in den langen Reihen von Wagen, Reitern und Fußgängern, welche nach Frankfurt hinzogen, sah ich die französische Armee; in den nach allen Seiten und Richtungen zerstreuten Gruppen den geschlagenen Feind in Unordnung; in den Betrunkenen, welche am Boden lagen oder wankend und ächzend sich fortschleppten, alle Todten oder Verwundeten. Beinahe wäre ich selbst für meinen Theil stolz geworden auf den Ruhm jener glänzenden Schlacht.

---

*) Hier zeigt Herr von Haussez eine so glänzende Phantasie, daß man ihn wirklich für einen der Verfasser Napoleonischer Bulletins halten sollte. Mit einer Hand verdeckt er einige französische Divisionen, damit nur Eine derselben zum Schlagen komme, mit der andern zieht er baiersche Armeen aus der Erde, um von jener Division sie niederwerfen zu lassen. Darüber zu lachen, sei uns erlaubt. Was die sogenannte Verrätherei betrifft, wodurch jene baiersche Armee den Franzosen bei Hanau entgegengestellt wurde, so wird wohl irgend ein deutscher Schulknabe so gut sein, dem Herrn von Haussez bessern Unterricht über Völkerrecht und Rechte unabhängiger Fürsten zu geben, als er solchen in einer seiner französischen Akademien genossen hat. Die Baiern gingen dahin, wohin ihr König zu gehen ihnen befohlen hatte. Offen hat dieser König seinen Handschuh hingeworfen und die Franzosen mußten ihn aufnehmen. Daß dieses ihnen der Freude sehr wenig gemacht, das glauben wir selbst. Aber Einem keine Freude machen, heißt noch lange nicht, Verrätherei üben. Warum, mein Herr Minister, über so alte abgeleierte Dinge so knabenhaft und so dünkelhaft zugleich sprechen? Sie haben Ihren Antheil vom Ruhme der Hanauer Schlacht, den Ruhm eines Schwätzers! A. d. U.

Oppenheim, Worms.

Die Straße von Frankfurt nach Mannheim läuft bis zum Rhein durch eine sandige trockene Fläche, wovon einzelne Strecken mit Nadelholz nützlich bewaldet, andere mit Dörfern besetzt, mit Korn, Hafer und Kartoffeln bepflanzt sind. Diese Straße, welche fünf Meilen weit kaum ordentlich gezogen und bezeichnet ist, stößt bei Oppenheim auf die große Straße von Mainz nach Straßburg. Hier ist man denn in dem eigentlichen Rheinthal, wenn man anders eine vollkommen flache, ununterbrochene Ebene von einigen Meilen Breite auf jeder Seite des selten sichtbaren und nur durch die Masten seiner Schiffe sich verrathenden Stroms ein Thal nennen will.

Den Horizont begrenzen in ziemlicher Ferne Gebirge von mäßiger Höhe, reich an angenehmer Formung und buntem Farbenspiel seiner Wälder und verschiedenen Pflanzungen.

Zahlreiche einzelne Meiereien und viele Dörfer bringen Wechsel in die Monotonie dieser Ebene, der Ackerbau gewährt das Ansehen der Gärtnerei durch die außerordentliche Sorgfalt in der Kultur und die Parcellirung des Bodens. Die Frauen haben den größten und mühseligsten Theil aller Geschäfte zu besorgen. Dies beurkundet auch sehr unerfreulich eine auffallende Blässe, Magerkeit und Schwäche des Geschlechts in dieser Gegend. Keine Spur der anderwärts so freundlichen Blüte und Frische der weiblichen Jugend. Arbeiten müssen sie durch alle Wechsel in der Atmosphäre ohne Hüte, ohne Strümpfe, ohne Schuhe. Als wären alle ihre Strapazen mit Grabscheit und Spaten noch nicht genug, müssen sie noch die Feierabendstunde schwer arbeitend antreten, indem sie ungeheuere Lasten von Gras oder Kräutern auf dem Kopfe in ihre Hütten schleppen.

Nicht weit von Oppenheim fährt man durch Worms. Ein kleines, schlecht gebautes, trauriges Nest, worin nichts Merkwürdiges zu finden ist, als eine Kathedrale von großem Umfange, massiver Structur und schlechter Verzierung mit gigantischen Bildsäulen von vergoldetem Holz.

Großherzogthum Baden.

Mannheim.

Das ungeheuere und kostbare Schloß ohne einen Fürsten, die weitläufigen Kasernen ohne Soldaten, die breiten, geraden Straßen ohne Menschen und Bewegung, die regelmäßigen Plätze mit den Denkmalen, die Niemand betrachtet, die ganze Fülle schlecht gebauter, niedriger Häuser, die schönen Kirchen und Spitäler, das Theater, die Promenaden, Alles vereinigt sich, um in Mannheim eine Hauptstadt zu zeigen, welche ein dazu gehörendes Königreich noch immer erwartet. Bis zum heutigen Tage ist dies Königreich nicht erschienen und die Hauptstadt scheint der ewigen Kosten, um dies Königreich zu erlangen, endlich herzlich müde zu sein. Es ist ein Zustand zum Verzweifeln. Als die Politik ihren Zirkel auf der Karte von Deutschland herumspaziren ließ, um Staaten aufzuheben und Staaten zu machen, dachte sie nie daran, eine Spitze auf Mannheim zu setzen und mit der andern einen Kreis um diese Stadt zu beschreiben, welcher der Lage, wirklichen Wichtigkeit und dem Aufwande dieser noch jungen Schöpfung entsprochen hätte. Ein König, sein Hof, seine Minister, seine Garden und Alles, was diese Verhältnisse nach sich gezogen hätten, würde dort mehr als hinlänglichen Raum finden und nichts entbehren, was der äußern monarchischen Erscheinung Würde und Glanz verleihen kann, was ihr unentbehrlich ist. Mannheim ist die Hauptstadt einer badischen Provinz, sein Schloß, hier ein höchst unbequemer, schwer drückender Luxusartikel ist der Großherzogin Witwe zur Residenz angewiesen; aber sie wohnt nicht darin. Die schönsten Häuser der Stadt beherbergen einige englische Familien, welche, um wohlfeil zu leben, den leeren Raum dieser Stadt theilweise ausfüllen.

Industrie und Künste zeigen sich dieser Stadt weit freundlicher als die Politik; beide stehen dort auf einer ehrenvollen Höhe. Die Industrie beschäftigt sich sehr lebhaft mit vielen Gegenständen des Luxus und der Phantasie. Mannheims Hafen ist der Stapelort des oberrheinischen Handels. Die Musik wird mit großem Erfolg getrieben. Für einen Fremden, der gleichsam im Fluge die Städte durcheilt, gibt es, in Ermangelung besserer Mittel, ein sehr einfaches, um die Höhe der Kunst ungefähr zu ermessen: er wandle durch die Straßen und lausche der Harfen- und Pianotöne, die aus den Fenstern der Häuser klingen. Diese mich nur selten getäuscht habende Methode brachte mir sehr günstige Begriffe von den musikalischen Talenten Mannheims bei. Mein guter Stern gönnte mir Gelegenheit, ein Concert zu hören. Nicht genug kann ich den Geschmack, die Wärme und die Präcision in dem Vortrage preisen. Allgemein hörte ich, was ich nun sehr gern glaube, daß eine genauere Bekanntschaft den edelsten Geist der Geselligkeit der höheren Klassen in noch schönerm Lichte mir zeigen würde. Diese Stadt ist eine von denen, worin sich der Fremde am besten gefallen muß, weil er allen ihren Gewohnheiten sehr leicht sich fügen und befreunden kann. Ohne solches wird bald jeder längere Aufenthalt allerwärts unerträglich.

Das Mannheimer Schloß ist merkwürdig durch seine kolossale Größe und mehr durch die Regelmäßigkeit als Eleganz seiner Architektur. Weiter kann man wohl die Manie-Steine in geraden Linien zu schichten, nicht treiben. Das Hauptgebäude ist 500 Fuß lang, jeder der beiden zurücktretenden Flügel hat deren 400, und die an diese Flügel sich anlehnenden äußersten Gebäude jedes 800 Fuß, also das Ganze eine Länge von 2900 Fuß. Von der Hofseite aus erinnert dieses Schloß an den Pallast von Versailles, indessen nur im Verhältniß der Größe des Großherzogthums Baden zur Größe von Frankreich *). Das Innere enthält eine Reihe

*) Hier hat Herr von Haussez im Feuer des ihm schmeichelnden Vergleichens offenbar einen kleinen Rechnungsfehler begangen. Denn wäre das Schloß von Versailles, im Verhältniß von Frankreich zu Baden größer, als das Mannheimer Schloß, so müßte das Schloß von Versailles eine Länge

von Gemächern, die, mit Ausnahme der Tapeten, keine Verzierung haben. Die Möbels sind nicht reich und in ziemlich neuem Geschmack. Betrachtenswerth in diesem Schloß sind nur der mit Freskomalerei trefflich geschmückte Saal, die Kapelle im reinen Styl erbaut und die Gemäldegallerie mit den schönsten Bildern von Téniers, einer großen Anzahl von Wouwermann's, Rembrandt's, Ruisdal's und einigen Stücken der italienischen und französischen Schule. Voll Schmerz und Vergnügen erkannte ich darunter einige Meisterstücke, die ich früher in Paris bewundert hatte. Auf ihnen vorzugsweise hafteten meine Blicke ihres innern Verdienstes wegen sowohl, als jener 20jährigen Erinnerung zu Liebe.

Schwetzingen, Heidelberg.

Man hatte mir gerathen, von der geraden Straße nach Heidelberg abzugehen, um eine der Sommerresidenzen des Großherzogs von Baden, das berühmte Schwetzingen, zu besuchen. Das Schloß zeichnet sich weder durch Styl, noch Eintheilung vortheilhaft aus. Rechts zieht eine Orangerie in langen Bogen sich bis zu dem Theater hin, in welchem während der Anwesenheit des Fürsten dreimal wöchentlich gespielt wird. Zu diesen Darstellungen der Hofschauspieler sind Einheimische und Fremde sehr artig eingeladen. Links dehnt sich ein ähnlicher Flügel vieler weiter Gemächer symmetrisch aus. Gerade dem Schloß gegenüber öffnet sich der Garten mit einem Parterre in französischem Styl und mit Wasserkünsten. Dann verliert man sich in vielen gewundenen Wegen, gelangt zu Tempeln, allerlei Gebäuden und Ruinen, welche kein größeres Verdienst haben, als ihre bedeutenden Baukosten. Von Allem das merkwürdigste ist eine Moschee, die nach dem Plane der Moschee von Mekka erbaut sein soll. Ein großes, unnützes Gebäude in einem Winkel des Gartens, ringsum von Bäumen und Strauchwerk maskirt, ohne den Garten zu verschönern. Nur die reiche und elegante Verzierung seines Innern verdient einige Aufmerksamkeit.

---

von 79,750 Fuß haben, vorausgesetzt, daß das Schloß zu Mannheim wirklich 2900 Fuß Länge habe. A. d. U.

Der Garten enthält einen See von schlechter Zeichnung und eine Volière, welche nur Vögel von weißem Blech enthält. Sie sind mit allen Farben bemalt und spucken aus ihren Schnäbeln Wasserstrahlen concentrisch auf einen Adler, der mitten über einem Bassin sitzt. Die Alleen sind mit Statuen bestellt, geschmückt darf man nicht sagen, weil diese Bilder geschmacklos sind. Nur zwei Gruppen von Hirschen mit Hunden und zwei Flußgötter nehme ich davon aus. Diese sind treffliche Copien der Gruppen aus dem Garten der Tuilerien.

Schwetzingen entbehrt von Natur jeder Art von eigentlicher Aussicht und Fernsicht. Die Talentlosigkeit der Gartenanleger wußte ihm keine solche zu verschaffen. Um meine Meinung über diesen viel zu sehr berühmten Garten zu analysiren, kann ich nur sagen: ich sah Steine, Bäume, Gewässer, Statuen, Rasen und Wege, welche sich in einen ziemlich großen Raum theilten; ich dachte an die unermeßlichen Summen, welche verwendet werden mußten, um allen diesen Dingen ihre jetzigen Plätze anzuweisen, und ich beklage eine solche kunstlose Verschleuderung *).

Ich eilte, dem Cicerone zu entrinnen, der mir die Erklärung keines einzigen der Wunderwerke erlassen wollte, deren Anblick bereits seit 30 Jahren mit täglich neuer Bewun-

---

*) „Ich bin zu Heidelberg, mein lieber Eugen, gestern und heute habe ich so viel gesehen, daß ich eilen muß, alle meine Bemerkungen zu Papier zu bringen und alle Eindrücke zu sammeln, um nichts davon zu verlieren. Welch' ein Land! Welche Erinnerungen!"

„Der Garten von Schwetzingen gilt mit Recht für einen der schönsten Gärten Europas. Es kostete unendliche Mühe und ungeheuer viel Geld, um daraus zu machen, was er jetzt ist. Mit dem Garten von Versailles kann er nicht verglichen werden, er gehört einer andern Gattung an. Die guten Einwohner des Großherzogthums Baden knüpfen an ihren Garten ganz andere Erinnerungen, als die Franzosen an den Garten Ludwigs XIV."

„In Frankreich muß das Handbuch für Reisende zu Versailles nothwendig von der La Vallière und vom Hirschpark sprechen. Hier dagegen ist von römischen Kaisern und alten Inschriften die Rede. Sehen sollst Du das Buch, welches deutsche Gelehrsamkeit über Schwetzingen zusammenschrieb. Es befindet sich in meiner Bibliothek und wahrlich in sehr schlechter Gesellschaft neben jenen leichtsinnig und mit großer Unwissenheit entworfenen französischen Monographien mehrerer Städte Frankreichs."

„Wie nahe bei uns Schwetzingen liegen möge, so ist es doch deutsch durch und durch."

Amedée Clausade, feuille de Voyage etc., page 340 etc,

derung ihn erfüllt. Ich sehnte mich nach Heidelberg, wohin eine gerade Straße führt. Hat man die einförmige, auch nicht durch einen einzigen Punkt, der eine Ansicht gewährte, ununterbrochene Ebene hinter sich, so gelangt man in ein ziemlich enges Thal, aus dessen Hintergrund ein Strom in vielen Windungen hervorbraust. Den ganzen schmalen Raum zwischen diesem und zwei ziemlich hohen, scharf steigenden Bergketten erfüllt eine Stadt. Dieser Fluß ist der Neckar und Heidelberg heißt diese Stadt. Eine eigentliche Schifffahrt findet oberhalb der Stadt ihre besondern Schwierigkeiten in der brausenden Schnelligkeit des Stromes und den zahlreichen Felsenlagern, durch welche die Gewässer in manchen Krümmungen mühsam sich winden. Dafür schwimmen unübersehbare Flöße aus den Schätzen der Forste des Schwarzwaldes zusammengefügt hier vorüber nach dem Rhein hinab. Heidelberg besitzt eine Universität. Diese scheint jetzt durch Ausbildung und Verbreitung ganz Europa erschütternder politischer Grundsätze den Ruhm ersetzen zu wollen, welchen sie einst durch Bildung ausgezeichneter Gelehrter sich erworben hatte. Die Studenten von Heidelberg sind wahre Fanatiker jener Freiheit, zu welcher man mit dem Dolch in der Hand die jetzige Generation bekehren will. Sie rühmen sich Sand's, des Mörders eines Kotzebue. Die Mehrzahl äfft wenigstens in der Kleidung diesen leider nach und Alle zeigen durch Wildheit und Blick und Mienen, daß sie seine Straße zu wandeln begierig sind. Sie zeichneten sich bisher überall in Deutschland aus, wo es galt, Unordnungen zu stiften. Sie sind allen deutschen Regierungen höchst verdächtig und zum Gegenstand mißtrauischer Beobachtung geworden*).

*) Herr von Haussez verabscheut die deutschen Studenten von ganzem Herzen. Nicht etwa, als ob er sie durchschaut und ihre völlige Nichtigkeit erkannt hätte, auch nicht etwa aus kleinlichem Neid, weil oft mancher dieser deutschen Studenten in mancher Branche mehr weiß, als mancher französischer Minister, der Bücher über fremde Länder schreibt. Nein, Herr von Haussez hat weit tiefer liegende und triftigere Gründe: die deutschen Studenten tragen zuweilen Schnurrbärte und machen ernste Gesichter und sehen fast so kühn aus, wie jene Pariser Studenten, welche 1830 mitstürmten und mitbluteten. Also sind sie alle Landesverräther! Dieser Schluß ist eben so ministeriell logisch, wie die zweite Behauptung des Verfassers: Heidelberg sei gleichsam der Heerd und Mittelpunkt jenes demagogischen Strebens, wahr ist.

Diese Herren zu sehen, war ich nicht hierher gekommen. Anderwärts hatte ich schon in so hinlänglicher Anzahl ähnliche Gesichter mit Schnurrbärten und drohenden Blicken, Haltung und Benehmen von schlechtem Ton, mit einem Wort, ganz abscheulich erzogene junge Leute gesehen, daß ich darnach unmöglich mehr begierig sein konnte. Was meine Neugierde eigentlich hier fesselte, das waren die Ruinen des Heidelberger Schlosses, diese durch ihren Umfang, ihre Lage und malerische Wirkung mit Recht so hochberühmten Ruinen.

Diese Ruinen bilden die Reste eines Schlosses, dessen Erbauung einst einige Jahrhunderte hindurch die Baumeister und Vasallen des Landesfürsten beschäftigt haben muß. Die Einbildungskraft trachtet umsonst, die Mittel zu ersinnen, wodurch in einer in mechanischen Künsten so wenig gebildeten Periode solche ungeheuere Steinmassen auf solche Höhe gehoben und dort zu einem Prachtbau geordnet werden konnten. Das Gebäude war so unregelmäßig, wie alle Bauten des 13. und 14. Jahrhunderts. Vier ungeheuer hohe, weite und dickmaurige Thürme schirmten die Spitzen der ungleichen Winkel der Veste. Zwischen denselben liefen die für die Wohnung der Fürsten bestimmten Gebäude hin. Zwei Façaden derselben entgingen der Zerstörung und erhielten alle Zierrathen und Statuen, womit sie ursprünglich überladen worden. Die übrigen weit weniger sorgfältig erbauten Seiten umschlossen mit jenen einen unregelmäßigen Hofraum, der selbst in Zeiten des höchsten Glanzes unbequem und traurig gewesen sein muß. So tief sind die Gräben, daß Pappeln, die auf ihrem Grunde wachsen, kaum bis zur Höhe des eigentlichen Randes emporreichen. Diese Gräben schützten die Veste von ihrer einzigen zugänglichen Seite, denn thalabwärts bestand seine natürliche Stärke in der Abschüssigkeit des Felsen.

Dieses herrliche Schloß entging der von Louvois, Namens Ludwigs XIV. gebotenen allgemeinen Zerstörung der

---

Kein vernünftiger Mann konnte ohne tiefen Schmerz manche Verirrung der letzten 20 Jahre mit ansehen. Kein ächter Deutscher, kein Freund seines Vaterlandes kann Deutschlands edelste Blüte, seine Universitäten so schwer verunglimpfen hören, ohne in Zorn zu erglühen und von schwarzen Ahnungen betroffen zu werden. A. d. U.

Pfalz nicht. Minen sprengten seine Thürme, das Feuer fraß Alles, was von Natur seinem Zahn verfallen ist. Aber diese beiden Zerstörungskräfte schienen hier nur gewirkt zu haben, um ihre scheußlichen Resultate mit einer Art von Kunst zu maskiren und ihre Schrecken hinter pittoresken Bildern und Ansichten zu verbergen.

Vor Allem setzt der Anblick eines der ganzen Höhe nach zerspaltenen Thurms in Erstaunen. Seine eine Hälfte steht noch kühn und trotzig auf ihrem Fundament, während die andere Hälfte, ohne einen Stein aus ihren Mauern zu verlieren, in den Graben hinabsank und dort auf schmalen Socken gleichsam zu schweben scheint. Betrachtet man diese gewölbten Gemächer, diese Kasematten und Treppen, so wähnt man einen jener Bauplane vor sich zu sehen, welche die Architekten gewöhnlich für neue Werke entwerfen. Die übrigen Thürme haben weit mehr gelitten und sind ziemlich zerfallen. Ihre Trümmer erscheinen in der Tiefe des Grabens in malerischen Haufen zwischen dem Laubwerk von Bäumen und Sträuchern.

Von dem wohl erhaltenen Thore in der zweiten Einfassung genießt man eine Uebersicht des ganzen innern Hofraumes. Eine jener erwähnten Façaden erscheint noch heute so vollständig, wie sie am Tage ihrer Vollendung war. Umgäben sie nicht ringsum Trümmer, so würde man sie für ein so eben fertig gewordenes Mauerwerk, wozu der Zimmermann das Dach noch nicht fertig hat, halten. Rechts entwickelt eine zweite, mehr moderne aber weniger erhaltene Façade den Reichthum ihrer Verzierungen. In das Innere gelangt man über eine Freitreppe. Aus ihren Zwischenräumen schossen Bäumchen hervor und hoben mehrere Stufen aus den Fugen. Decken, Dach, Holzwerk sind völlig verschwunden, nur hie und da steckt noch ein Pfeiler oder Querbalken den verbrannten schwarzen Kopf hervor. Mitten aus einer weiten Halle, nach den Sculpturen zu urtheilen, wahrscheinlich der alte Waffensaal, erhebt sich eine prächtige Linde, welche über die Mauern emporragt und aus allen Fensterhöhlen ihre Aeste hinausstreckt nach dem Hollunder, der die Außenseite umgrünt. An die Stelle der Fußböden hat man im Erdgeschoß Rasen

gelegt und sorgfältig erhalten. Zwischen ihnen hindurch leiten Fußsteige den neugierigen Wanderer sicher und bequem durch dieses Labyrinth von Sälen, Kammern, Kellern, Hallen, Gewölben und Kerkern.

In dem einzigen, von Zerstörung verschont gebliebenen Theile des Schlosses wurde jenes ungeheuere Faß gebaut, welches vielleicht mehr zu Heidelbergs Berühmtheit beigetragen hat, als das herrliche, zerstörte Schloß und selbst seine berühmte Universität *). Dieser Riese aller Fässer hat 33 Fuß Länge, 24 Fuß Umfang, und enthält 283 Litres. Er ruht auf einem sehr eleganten Lager, welches die Haltbarkeit der gewölbten und mittelst Schrauben und eiserner Bänder verbundenen Balkendauben sehr vermehrt. Ist man einmal in Heidelberg, so muß man dies im Jahre 1749 geschaffene Wunder wohl betrachten. Aber deshalb dahin zu reisen, würde ich Niemand rathen.

Um den Anblick der Ruinen zu erleichtern, hat man auf dem Grabenrand und in den Gräben selbst einen mit schönen Bäumen geschmückten Garten angelegt. Stets führen die Gänge nach den Punkten, wo die Ruinen am pittoreskesten erscheinen. Grüne Rasenplätze und Boskets von blühenden Sträuchen sind mit viel Talent und Geschmack über den jähen Abhang vertheilt, dessen Abschüssigkeit eine Fortsetzung des Grabens unmöglich gemacht hätte, wenn diese auch nutzlos für die Vertheidigung gewesen wäre. Diese Rasenplätze und Gebüsche erhöhen den Reiz des ganzen Gemäldes, welches man — Dank sei der Benutzung des Bodens und der Kunst der Anlagen — von allen Seiten, in jeder Art von Licht und Beleuchtung betrachten kann.

Bei dieser Excursion gibt es noch mehr zu betrachten, als nur das Schloß. Von seinen gut erhaltenen Terrassen schweift der Blick über die weinreichen, blühenden Hügel jenseits des Neckars und über die Ebene hin, welche der Rhein und die Stadt Mannheim begrenzen. Magisch ist die Per-

*) Einverstanden, Herr Minister! Bei Handwerksburschen, Weinreisenden, alten Weibern beider Geschlechter und bei allen Franzosen, welche von Geographie und Geschichte des Nachbarlandes mehr nicht wissen, als sogar mancher Minister zu wissen scheint. A. d. U.

spective. Sie stellt beinahe jene in den Hintergrund, welche man auf höheren und schwer zu ersteigenden Punkten gesucht hatte.

Hat man das Schloß in seinen Einzelnheiten betrachtet, so muß man auch den Totaleindruck dieser Ruine genießen. Zu diesem Zweck verfügt man sich ihr gerade gegenüber auf das rechte Ufer des Neckars. Hier erscheint die alte Veste mitten unter ihren Trümmern noch beinahe eben so drohend, wie zur Zeit ihrer wilden Gründer und Besitzer. Das dunkle Grün der Wälder auf dem Abhange über dem Schloß erhöht den rothen Schimmer der Steine, woraus das Schloß erbaut ist, und gibt dem prachtvollen Gemälde einen wundervollen Hintergrund.

Dieser Spazirgang über den Neckar gewährt überdies den Anblick zweier Denkmale, welche die Stadt Heidelberg ihrem Kurfürsten Karl Theodor im Jahre 1790 auf der Brücke selbst errichtete. Eines derselben stellt den Kurfürsten selbst im ritterlichen Costüme, aber mit entblöstem Haupt und modernem Kopfputz vor; zu seinen Füßen symbolische Figuren. Auf dem andern sieht man Minerva, umgeben von der Religion, dem Handel, dem Ackerbau und der Gerechtigkeit. Abgesehen von dieser absurden Vermengung des profanen und heiligen, des Kreuzes der Christen mit der Lanze einer heidnischen Gottheit, sind beide Denkmale nicht übel ausgeführt. Die französischen und österreichischen Kugeln kreuzten sich 1813 auf dieser Brücke, verewigten sich in Durchlöcherung und Benarbung der beiden an der Stadtseite die Brücke vertheidigenden Thürmchen, so wie der gegenüberliegenden Zollhäuschen. Sie schonten weder der Göttin, noch des Kurfürsten. Seine Hoheit verlor bei dieser Gelegenheit eine Haarlocke und einen Theil seiner kostbaren Nase. Unglücklicher Weise war diese den Kugeln im Profil preisgegeben und bot damit einen tüchtigen Zielpunkt. Die Göttin erfuhr nicht mehr Schonung, als viele andere Schönheiten bei der Plünderung der Stadt. Ihr Helm wurde zerbrochen, ihr Schild durchbohrt und dies waren noch die geringsten ihrer Unglücksfälle. Indessen wurde Alles wieder hergestellt, um jede Spur von Zerstörung und Herstellung zugleich zu tilgen, hat man

den Kurfürsten und die Göttin mit einer dicken Lage von Spanischweiß überstrichen. Was zu solchem Anstrich die Freunde alter Denkmale sagen werden, weiß ich nicht, da solche Leute sie nur hoch schätzen, wenn sie von der Hand der Menschen verstümmelt und vom Pinsel der Zeit geschwärzt sind. Aber die Heidelberger bewundern ihr Werk und haben es sich vorgenommen, den weißen Anstrich zu wiederholen, so oft die Costüme des Vaters des Volks und der Göttin der Tugend desselben künftig bedürfen sollten.

Carlsruhe.

Auf dem Wege von Heidelberg nach Carlsruhe bemerkt man alle Vorzüge und alle Nachtheile der deutschen Kunststraßen. Ueberall sucht man bei denselben durch sorgfältige Unterhaltung zu ersetzen, was sie an Breite, Richtung und Ebenheit zu wünschen übrig lassen. Sie sind ganz vollkommen zu einer Masse verbunden, und die Vorräthe zur Ausbesserung liegen so zahlreich umher, daß sie oft selbst die Circulation hemmen, in jedem Falle den Beweis führen, wie sehr man solch ein Bedürfniß gefühlt und berücksichtigt hat. Die Verschlechterung dieser Straße kann nicht wohl schnell erfolgen, weil die Materialien bedeutenden Widerstand leisten und hier gewöhnlich nur vierräderiges Fuhrwerk mit Zweigespann verwendet wird. Die Breite der Straßen wechselt von 18 zu 20 Fuß, sie sind mit Wallnußbäumen, Pappeln und Obstbäumen besetzt, deren Schatten nothwendiger Weise stets eine gewisse schädliche Feuchtigkeit erhalten muß. Zum Ersatz dafür haben sie alle eine Wölbung von ungefähr 1 Fuß, wodurch auch ohne die ihnen mangelnden Gräben der Wasserabfluß gesichert ist. Die Abdachung ist nicht selten schlecht berechnet, oft übermäßig. Die ganze Richtung der Straße beurkundet zugleich, daß man bei ihrer Anlage vor Allem Entschädigungskosten, manches Hinderniß und die Reibung verschiedener Interessen wesentlich berücksichtigte, wodurch Krümmungen, Umwege und längere Stationen entstehen mußten. Das Princip: die gerade Linie zu vermeiden, wenn dies

zu viel Hinderniß in den Weg legt und zu viele Kosten verursacht, hat man hier förmlich mißbraucht.

Carlsruhe, wohin man auf einer zwischen zwei Reihen ungeheuerer Pappeln eingeengten Kunststraße gelangt, ist eine sehr hübsche Stadt. Alle Straßen zusammen bilden einen Fächer, dessen Knopf sich im Mittelpunkt des schönen Schlosses befindet. Zu diesem Schloß kommt man über einen ungewöhnlich großen, schön bepflanzten, regelmäßigen Platz. Carlsruhe hat zahlreiche Denkmale in edelm Styl, freundliche Promenaden und große Gebäude. Alle Fürsten Badens scheinen die Baulust unter sich fortzuerben. Sieht man so viele prachtvolle, theuere und unnütze Palläste, denkt man dabei an den Grad von Größe und Reichthum ihrer Erbauer und an das Vermögen ihres Landes, welches die Kosten dazu hergeben mußte, so muß man erstaunt sich fragen: wie war es möglich, zu solchem Aufwand sich zu versteigen, und das Geld dazu aufzutreiben? Die Beantwortung dieser Frage ist der Nachgiebigkeit und Gelehrigkeit der Völker weit günstiger als der Weisheit der Fürsten. Der daraus entspringende Vorwurf kann den jetzigen Großherzog nicht treffen, denn er beschränkt sich darauf, zu erhalten, was seine Vorgänger erbaut haben, er theilt den Genuß mit dem Publikum, welches ohne Ausnahme täglich in allen Parken, Gärten, Gallerien und selbst in den Sälen und Zimmern der Palläste freien Zutritt hat *).

Baden-Baden.

Baden ist einer der besuchtesten Vereinigungsorte der guten Gesellschaft von ganz Europa. Die Quellen, welche

*) Herr von Haussez urtheilt hier abermals ins Blaue hinein, ohne die Geschichte des Landes und seines Fürstenhauses zu kennen, oder berücksichtigen zu wollen. Das Land hat sich seit 1769 von 93000 auf 1200000 Seelen vermehrt und damit wohl die Ansprüche an eine genügende und passende Residenz natürlich vermehrt. Das Fürstenhaus war stets ziemlich reich an eigenem Besitzthum, und sparsam in allem Uebrigen, wohl im Stande auf zeitgemäße Verschönerung und Veredelung seiner Hauptstadt nicht Unbedeutendes zu verwenden, ohne dem Volke wehe zu thun. Frankreich hätte für seine Emigranten-Milliarde 2c. Manches bauen können, ohne gleiche Unzufriedenheit damit zu erregen und zu verdienen. A. d. U.

solchem Zusammenfluß von Menschen zum Vorwande dienen, sollen sehr heilsam sein. Ihre Wirksamkeit erhöhen ohne Zweifel die reine Bergluft und die häufige Bewegung, wozu Lage und Umgegend die Neugierde täglich von Neuem lockt, Spiel, Bälle, Promenaden, Partien aller Art und für jede Art von Geschmack, Volksklasse, Vermögen, Alter und Kraft.

Erst seit einigen Jahren bemühte man sich ernstlich um die Verschönerung Badens; um die Herstellung zweckmäßiger Wohnungen; um die Versetzung der Stadt von dem alten schroffen Felsabhange, auf welchem das großherzogliche Schloß steht, in die anmuthigere Thalgegend; um die Erbauung eines großen Gesellschaftssaales nebst dem unerläßlichen Anhang von Spielsälen, Kaffeelokalen, Lesezimmern; um Errichtung schön gezeichneter Spazirgänge über einige Vorsprünge und Hügel, von welchen man die herrlichste Aussicht über die Stadt und das ganze köstliche Land genießt.

Die Gebirge laden zu größern Excursionen ein. Hier stehen auf der Spitze eines steilen Felsens die Ruinen eines alten Schlosses; dort labt ein Urwald mit seinen kühlen Schatten; da genießt man auf den Trümmern einer Einsiedelei ein Pikenik. Abends versammelt sich Alles zu gemeinschaftlichem Vergnügen. Man erlustigt sich mit Erzählung von Neuigkeiten, man lästert ein wenig, übt kleine Bosheiten und Neckereien aus, ermüdet sich, erholt sich von der langen Weile des Tages und sucht für den kommenden Tag eine andere Erholung, als man am vergangenen genossen hat.

Die Spielsäle sind hier, was sie beinahe überall sind. Vereinigungspunkte, wo alle Klassen und Stände zusammentreffen, wo alle Arten von Geld cursiren, manches Vermögen erschüttert wird, manche Redlichkeit verschwindet, wo Lakaien ohne Livrée Zutritt finden und Frauen erscheinen, die wahrscheinlich nichts mehr zu verlieren haben. Leute von Geist und Herz, Menschen ohne beides, Libertins jedes Alters. Kurz hierher kommt Jeder mit Geld und mit der Hoffnung, dessen mehr hier zu erhalten.

Das Badeleben ist, so viel ich an mir selbst und an Andern bemerke, immer nur sehr schwer zu ertragen. Aber gewiß weniger schwer, als irgendwo, zu Baden, weil der

reiche Wechsel an landschaftlichen Reizen und pikanten Schönheiten stets Gelegenheit und Veranlassung gibt, die Langeweile mit Ermüdung zu vertauschen. Diese Hilfsquelle findet man nicht allerwärts.

Königreich Würtemberg.

Stuttgart.

Die Straße von Baden nach Stuttgart geht durch den Park der Favorite, einem der zahlreichen Schlösser des Großherzogs. Diese fürstliche Lustwohnung hätte eben so gut an jedem andern Ort erbaut werden können; denn überall hätte man leicht eine ganz flache Lage, stagnirende Gewässer, ein dichtes Viereck von Bäumen gefunden, um darein einen Pavillon zu bauen, mit kleinen runden Steinen musivisch ihn zu verkleiden und vergoldete Balkone anzubringen, von welchen sich eine den Bergen entrückte Perspektive eröffnet.

Von hier an durchläuft man weite Ebenen, weniger reich und blühend als die bisherigen. Nach einer Fahrt von 12 Stunden ist man plötzlich in Stuttgart, ohne auf irgend etwas gestoßen zu sein, was die Nähe einer Hauptstadt ahnen ließe.

Dennoch befindet sich in dieser Stadt ein König, der in einem großen, sehr regelmäßigen, auch für das größte Königreich passenden Schloß thronet. Es gibt hier zwei gesetzgebende Kammern, mit welchen der König nicht immer einverstanden ist; eine Million Einwohner, welchen man stets begreiflich zu machen sucht, daß sie aufhören sollten, diesem König unterthan zu sein, und eine kleine Armee, welche für Napoleon sich trefflich geschlagen hatte und nachher noch besser die französischen Provinzen plünderte, als sie mit so vielen andern Heeren in Frankreich einrückte *).

*) Würtemberg zählt 1,500,000 Einwohner. Die würtembergische Armee hat in Frankreich nicht mehr und nicht minder gethan als alle übrigen

Ueberdieß gibt es, was sich von selbst versteht, einen Hofstaat, einen Ministerialrath, eine große Anzahl von Generalen, ein Theater. Auch ein Marstall ist dort, voll der schönsten arabischen Pferde, wie ganz Europa solche nicht hat. Dies ist Alles und genug, um König zu sein und um alle Vortheile und Nachtheile der Königswürde zu empfinden.

Zeuge war ich eines Phänomens in Stuttgart, das wohl erwähnt zu werden verdient. Ich hörte dort ein Oratorium von Haydn, bei welchem 300 Sänger von 200 Instrumenten begleitet, ein vortreffliches Ensemble bildeten. Ich konnte sehr schöne Frauenstimmen bewundern, welche durch die zahlreiche Versammlung in nichts gestört, an Kraft und Wohlklang nichts verloren. Daß einige dieser schönen Stimmen sehr hübschen Damen angehörten, schadete nichts zur Sache *). Zu diesem gigantischen Concert hatte man in einer Kirche für das Orchester ein großes Amphitheater erbaut. Gegenüber hatte das Publikum seine Plätze für Eintrittskarten erhalten, deren Ertrag zum Besten der Musikerwitwen bestimmt ist.

Der Schöpfer jener Ariane zu Frankfurt lebt hier. Ich hoffte seine Bekanntschaft zu machen, aber ich täuschte mich. Nur seine Werkstätte bekam ich zu sehen. Daneker hat die Bahn seiner so schönen und glücklichen Begeisterung verlassen, um einen andern Weg einzuschlagen, der zu entgegengesetztem Wirken und Berühmtsein führen muß. Er ist fromm geworden bis zur Clairvoyance und bearbeitet jetzt nur Stoffe aus der heiligen Geschichte. Auf seinem Werkstuhl sah ich einen dem Grabe entsteigenden Christus, eine der erhabensten Compositionen, welche je aus der Phantasie eines Bildhauers hervorgingen. Wir haben so viele Venusse, Amorchen, Nymphen, Adonisse, daß man es warlich nicht bedauern darf, wenn

---

dort feindlich einrückenden Heere gleichfalls thaten. Daß Alle daselbst nicht sehr grimmig gegen die Besiegten sich betrugen und bei weitem vollständige Rache nicht übten, das weiß ganz Europa. Herr von Haussez scheint dies zu ignoriren, vielleicht nur, um hübsch albern mit einigen Worten spielen zu können. A. d. U.

*) Hätte Herr von Haussez Deutschland genauer betrachtet, so würde er sich über ein solches kolossales Concert in Stuttgart nicht so sehr verwundern. Weit kleinere Städte haben dergleichen musikalische Feste auf eben so großartige Weise mit glänzendem Erfolge veranstaltet. A. d. U.

ein großer Künstler seine Gegenstände nunmehr einer andern Ordnung von Formen und Ideen entnimmt. Ich freue mich sehr, daß Daneker zum Heil seiner selbst und zu unserem Genuß ein Frommer geworden ist.

Geislingen, Ulm.

Um von Stuttgart nach München zu gelangen, reist man thalaufwärts im Neckarthal. Die ganze Cultur des Bodens zeugt mehr von Fleiß, Arbeitsamkeit und Wohlstand als von Reichthum. Der Boden ist bis ins Unendliche parcellirt, jede einzelne Scholle sorgfältig benutzt. An Größe gleichen die Dörfer manchen kleinen Städten. Aber das Aussehen dieser Häuser und die alle Straßen beengenden Düngerhaufen erinnern bald daran, daß man die Hütten der Dorfbewohner vor sich hat und daß diese weit unbequemer und trauriger sind, als wenn sie einzeln durch die Felder zerstreut ständen.

Das Bewässerungssystem wird hier mit großer Einsicht angewendet. Jeder Fluß, jeder Bach, jedes Rinnwässerchen muß dem Ackerbau dienstbar werden.

Einige Meilen von Stuttgart verengt sich das Thal, ringsum wird Alles gebirgig. Mit dem Aussehen des Landes verändert sich auch das Wesen der Einwohner. Die, um nicht mehr zu sagen, unbedeutenden Gesichter des Großherzogthums Baden, welche zu betrachten, kaum der Mühe werth ist, gewinnen hier allmälig einen belebtern, geistvollern, entschiedenern Ausdruck. Die Gestalten entwickeln sich mehr; freier wird der Gang. Das frische Roth auf den sonnegebräunten Wangen, die sehr hervorspringenden durch dunkelfarbige Schnürleibchen noch schärfer sich zeichnenden Formen; die wohlgebauten, obschon etwas starken Beine geben bei allen Frauengestalten dieser Gegend schon den lebhaftesten Begriff von der Schönheit der Bergbewohner. Ihre physischen Vorzüge veredelt eine heitere Laune und das Lächeln der Zufriedenheit, welche überall beim Zusammentreffen von bekannten und guten Freunden bei dem herzlichen „Guten Tag!" an

meinen Postillon und selbst bei den mir in den Wagen zugenickten und zugerufenen Begrüßungen sich aussprachen.

Die ganze Bevölkerung hatte sich zum Jahrmarkt in Geislingen festlich geschmückt. Während des Umspannens wurde mein Wagen von Verkäuferinnen belagert. Alle drängten und stürmten, daß ich etwas von ihren Waaren kaufen sollte. Auf die Tritte, hinten hinauf und auf den Bock kletterten sie, und zwei der Hübschesten öffneten, wahrscheinlich, um ihrem Gesuch mehr Nachdruck zu geben, ohne Weiteres die Wagenthüren und theilten sich ganz vertraulich mit mir in den Rücksitz. Wie war es hier möglich, nicht Alles zu kaufen? In einem Augenblick leerten sie ihre Körbe in meine Wagentaschen und meiner Börse Inhalt wandelte in ihre Beutelchen. So naiv waren diese hübschen Mädchen, daß sie, obgleich völlig ausgekauft, bei einigem Bitten und Drängen gewiß noch etwas zum Verkaufen gefunden hätten. Aber das Horn das Postillons ertönte und sie verließen mich so voll Dankbarkeit in Mienen und Blicken, daß ich warlich das an sie verschleuderte Geld nicht bereute.

Auch die Männer dieser Gebirgsgegend haben eine eigenthümliche Tracht. Mützen von Rehfell; blaue mit Weiß gefütterte Jacken, auf welchen zwei Reihen versilberter Metallknöpfe blinken; Stiefelchen, welche schön geformte Beine mehr zeigen als verbergen. Also angethan wandeln sie neben ihren Frauen und Mädchen.

Um in kurzer Entfernung von seiner Quelle aus dem Thal des Neckars zu kommen, windet man sich auf einer Straße an der Böschung eines hohen Berges hin und gelangt endlich auf eine große Hochebene. So wie man Baierns Grenze sich nähert, vermindert sich merklich die Güte des Bodens, die Sorgfalt im Ackerbau und der Wohlstand der Einwohner. Statt der ewig tragbaren und sorgfältig bepflanzten Aecker stößt man auf unabsehbare Brachfelder. Die Häuser in den Dörfern sind weit weniger freundlich und wohl erhalten, nirgends erscheint mehr jene unermüdliche Emsigkeit. Noch ungünstiger zeigt sich die politische Lage des Landes. Auf allen Stationen hört man herbe Klagen, nicht selten sogar Drohungen. Ob diese Stimmung das Resultat

der Bearbeitung einer der Regierung feindlichen Faction ist, weiß ich nicht; aber gewiß besteht sie und kann sehr gefährlich werden.

Wäre ich ein Oesterreicher, so würde ich mich wohl hüten, durch Ulm zu reisen, da diese Stadt zum Ersatz für so schmerzliche Erinnerungen mir nichts bietet als eine ziemlich regelmäßige, aber schwerfällige Kirche, alte Häuser, krumme, schlecht gepflasterte Winkelgassen. Nur einzelne mit Getreide bepflanzte Erdaufwürfe und Vertiefungen zeigen noch wenige Spuren der ehemaligen furchtbaren Befestigung. Ein Franzose, welcher Partei er auch angehören möge, kann nur mit Stolz und innigster Theilnahme diesen Schauplatz einer der glorreichsten Thaten seiner Landsleute betreten. Ich ließ mich zu der Stellung der österreichischen Armee führen und dahin, wo sie die Waffen gestreckt hatte, nachdem sie an den Siegern vorüber gezogen war. Alles ließ ich mir zeigen, ohne Alles verstehen zu können. Unbegreiflich bleibt es mir immer, was in solch offenem Lande den General Mack abhalten konnte, dem edeln Beispiel des Erzherzogs Ferdinand folgend, entweder gleich ihm mitten durch die Feinde sich Bahn zu brechen, oder weniger glücklich als Er — rühmlich zu fallen.

Königreich Baiern.

Augsburg.

Der ganze durch ein flaches Land hinlaufende Weg von Ulm nach Augsburg bietet keinen interessanten Gesichtspunkt außer das Dorf Elchingen, wo Marschall Ney, den Uebergang über die Donau erzwingend, den General Mack in die vermeinte Nothwendigkeit, zu capituliren, versetzte. Man kömmt durch die kleine Stadt Günzberg und durch mehrere große Dörfer voll häßlicher Häuser, deren Wände von den Kugeln der früheren Kriege noch ganz durchlöchert sind.

Man erstaunt, hier und in mehreren Gegenden von Deutschland keine Schlösser, selbst nicht Häuser zu finden, welche eigentlich für eine bessere Mittelklasse bewohnbar wären. Seit Frankfurt fand ich wirklich außer den allerdings sehr zahlreichen Schlössern der Souveräne, nicht ein einziges Schloß. Man frägt sich wohl: was machen hier zu Lande die großen Herren und reichen Leute während des Sommers? Wo liegen ihre Güter? Haben sie deren? Man wird beinahe versucht, zu glauben, daß es hier zu Lande weder große Herren noch reiche Leute gebe, so sehr unbegreiflich erscheint es, daß man außerhalb der Städte nirgends Spuren ihres Daseins findet *).

Die Gesetzgebung erzeugt vorzüglich dieses Resultat. Mehr als man es glauben sollte, ist das Vermögen in Deutschland nicht unter Individuen, sondern unter Klassen vertheilt. Alle Familien huldigen dem Grundsatz der Ungleichheit in Betheiligung des Vermögens. Adel und Nichtadel verfahren hierin gleich, bei allen erbt der älteste Sohn beinahe Alles allein. Hieraus entspringt jene Anhäufung des Vermögens in einer kleinen Anzahl von Händen. Hieraus erklärt sich der Wohlstand der Masse und die Armuth so vieler Einzelnen, ja die Nothwendigkeit, entweder dem Cölibat zu huldigen oder auszuwandern und Amerika mit Deutschlands braven und arbeitsamen Bürgern allmälig zu bevölkern **).

---

*) Wäre Herr von Haussez bei seiner Reise nicht auf der großen Poststraße kleben geblieben, so würde er wohl Manches gefunden haben, was er jetzt so schwer zu vermissen scheint. Indessen gebe ich gern zu, daß in den von ihm beschriebenen Gegenden für Prunkvillen und unfruchtbare Gärten weder große Vorliebe herrscht, noch hinlänglicher Raum vorhanden ist. Abermals wiederholt er sein oft schon ausgesprochenes Erstaunen über die vielen Schlösser der Fürsten. Er scheint sich gar nicht an den Gedanken gewöhnen zu können, daß von diesen vielen Schlössern vor ganz kurzer Zeit noch nur sehr wenige den jetzigen Besitzern gehörten, sondern im Laufe der Zeit allmälig ihnen zufielen. Wir Deutsche haben es übrigens in bourbonischer Staatsökonomie noch nicht so weit gebracht, daß wir unsere Denkmale des Mittelalters abbrechen lassen, um — die Mauersteine zu verkaufen. Wir nordische Barbaren wollen in dieser Art von Barbarei wenigstens unsere cultivirten westlichen Nachbaren gern noch lange anstaunen, ohne zur Nachahmung Kraft und Geistesschwung genug zu fühlen.

A. d. U.

**) Was Herr von Haussez als eine gemeinsam gesetzliche Eigenheit von ganz Deutschland betrachtet, ist nur eine Eigenthümlichkeit, nicht einmal

Hier zu Lande findet der Reiche Geschmack an allen Genüssen, welche sein Geld ihm zu verschaffen erlaubt, jedoch stets ohne die eigentliche Lage und Stellung der Volksklasse, welcher er angehört, aus dem Auge zu lassen. Ein reicher Landbauer (die Zahl derer, welche mehr als 15 bis 20,000 Franken Einkommen haben, ist bedeutend) gibt seinem ältesten Sohne eine gelehrte Erziehung und läßt ihn Reisen machen. Die Talente der Töchter werden sorgfältig cultivirt, vorzüglich die Musik cultivirt, Alles, um sie zu einem Leben in der Stadt vorzubereiten. Aber der Sohn kehrt kaum von seinen Reisen zurück, so wirft er seinen Frack fort und zieht wieder die ländliche Jacke an und wird ein Bauer wie sein Vater es war. Finden die Töchter nicht irgend eine passende Partie in der Stadt, so bleiben sie vollkommen bei ihren ländlichen Gewohnheiten und Beschäftigungen, ohne damit der Genüsse und Ausbildung ihrer Talente zu entsagen. Söhne und Töchter fühlen dabei sich glücklich, ohne an Anderes zu denken und ein anderes Glück zu erträumen und zu ersehnen, als das, welches ihren Vätern zu Theil geworden.

Dies Alles wird bald anders sein. Die Universitäten bekennen sich nunmehr zu einer Progressionslehre, welche, aus dem Reiche der Kenntnisse und Wissenschaften über alle socialen Verhältnisse sich verbreitend, der ganzen Generation allmälig das Bedürfniß einflößt, etwas Anderes zu sein als ihre Väter waren. Eine allgemeine Auflösung und Vermischung der Klassen bereitet sich vor. Bleibt das Land wirklich ferner noch so glücklich, so wird dies wenigstens nicht mehr unter den bisherigen Formen möglich sein.

Augsburg ist eine ziemlich große, ja, viel zu große Stadt, wenn man den Mangel an Regsamkeit und Leben in

---

einzelner Länder, sondern nur einzelner Distrikte. Selbst ein großer Theil des deutschen Adels hat weder Majorate, noch Erstgeburtsvorzüge. Dem Städtebürgerstand sind sie wohl völlig entfremdet und beim Bauernstand erscheint Erstgeburt- oder Letztgeburtrecht nur in sehr wenigen Gegenden und spricht sehr verschiedenartig in dem Recht der geschlossenen Bauerhöfe, der Fideicommißhufen, der Vorsprungsäcker rc. sich aus. Hierin kann also nicht wohl der Grund zu allgemeiner Verarmung noch zu der Auswanderung nach Amerika liegen. Der Herr Verfasser meint etwas, was wirklich nicht ist. Aber hier darüber ihm weiter Rede zu stehen, fehlt mir der Raum. A. d. U.

seinen breiten und schönen Straßen mit dem üppigen Graswuchs in manchen derselben vergleicht. Es hat unermeßliche außen mit Freskogemälden und Bildhauerei geschmückte Häuser; schöne Blumen mit Bronzestatüen von sehr zweideutigem Geschmack, aber sehr schöner Arbeit; eine reiche Gemäldesammlung der vorzüglichsten deutschen und flamändischen Meister; endlich Alles, was eine bedeutende Stadt gewöhnlich charakterisirt. Nach Frankfurt ist Augsburg Deutschlands größte Handelsstadt. Aber trotz aller durch die Lage in einer schönen Gegend vollendeter Vorzüge, weiß sie weder Fremde zum Besuch anzulocken, noch die zufällig und der Geschäfte wegen dahin Gekommenen für längere Zeit zu fesseln. Dazu kommt die Nähe von München, diesem Miniaturbild der Hauptstädte, diesem Athen Deutschlands, diesem Rendezvous jenes Theils der guten Gesellschaft von Deutschland, welche nicht zu Wien residirt! Ach, München ist so nahe*)!

Ich erzähle hiermit nach, was man mir sagte und spreche nicht nach meinem eigenen Geschmack. Denn soll ich nach Allem, was ich von der Stadt und dem Charakter ihrer Einwohner Angenehmes und Lockendes zu bemerken Gelegenheit hatte, und mehr noch nach der überaus schmeichelhaften und wohlwollenden Aufnahme bei einer ihrer geachtetsten Familien urtheilen, so erscheint es mir wahrhaft unbegreiflich, daß so wenige Menschen in dieser Stadt einen längern Aufenthalt suchen.

München.

Der Landstrich zwischen Augsburg und München ist sehr unbedeutend. Die Unfruchtbarkeit des Bodens und die Thätigkeit überall rinnender und sickernder Gewässer abgerechnet, könnte man zwischen der Fläche um München und eini=

---

*) Ich will Augsburg seine Handelssuperiotät über Hamburg, Bremen, Leipzig ꝛc. nicht abstreiten, obgleich diese herrliche Stadt durch diese gnädige Ernennung des Herrn von Haussez zur zweiten Handelsstadt gewiß keinen Deut gewinnt. Aber, daß außer Wien und München keine Stadt Deutschlands eine gute Gesellschaft habe, das ist so nagelneu und frappant, daß wohl am Ende selbst jene beiden Städte dem Herrn Minister für ein so gar albernes Compliment nicht sehr devot danken werden.

A. d. U.

gen Gegenden Hollands manche Aehnlichkeit finden. Die große Poststraße ist mit Bäumen besetzt, deren ärmliche Vegetation von der Schlechtigkeit des Bodens zeugt. Gelangt man an die Stadt, so zeigen sich zwei Reihen Häuser ohne Fenster und Dächer auf schmutzigem Terrain. Sie sollen künftig eine neue Straße bilden und beurkunden, daß die Manie, Häuser zu bauen, ohne erst zu fragen, ob künftig auch Bewohner dazu sich finden würden, in Deutschland nicht minder als in Frankreich um sich greift. Bald befindet man sich mitten zwischen schönen Hotels, welche in langen Reihen weite Straßen und regelmäßige Plätze bilden. Man befindet sich in einer Stadt, welche sich an einander reiht (sich vollendet, kann man nicht sagen). Neben halb aufgerichteten Gebäuden zeigen sich schon wieder die Grundlagen für andere, ganze Wälle von Ziegeln, Mörtel, Mauersteinen, Säulen und Balken. Ein Pallast für den König ist bereits gebaut; vollendet sind mehrere andere Palläste für die Glieder der königlichen Familie, Hotels für die Minister, ein ungeheures Gebäude mit reicher Pracht von Freskomalerei, Vergoldung und Marmor, zur Aufbewahrung der Gottheiten und großen Männer des Alterthums. Ein ähnliches für die Gemälde ist man zu bauen im Begriff. Auch Gott hat seinen Theil erhalten. Neben dem Theater, einem der prachtvollsten von Europa, stieg eine Kirche empor, an welcher man mit unermeßlichem Aufwand und auf eine wahrhaft burleske Weise den gothischen Styl karikirte *). Um Niemand zu vergessen, begnadigte man die Pferde mit einer prächtigen Reitschule. So ist endlich alle Welt glücklich untergebracht und so gut bequartirt, daß eine große Anzahl von Häusern in Erwartung vornehmer Miether und großer Herren, für welche sie eigentlich bestimmt waren, einstweilen von Schmieden und Schustern mit ihren Werkstätten bewohnt werden.

---

*) Ich bin keineswegs der Meinung, daß man heutzutage wohl daran thue, irgend ein bedeutendes Gebäude im gothischen Styl aufführen zu lassen, indem man dadurch der Eigenthümlichkeit der Zeit gerade zuwider handelt. Aber bedeutende Stimmen haben den fraglichen Bau einen kühnen, gelungenen ꝛc. genannt. Entweder haben diese erbärmlich damit geschmeichelt, oder Herr von Haussez hat mit seinen Beiworten burlesk und karikirt sehr lächerlich radodirt. A. d. U.

München besitzt eine durch ganz Deutschland berühmte Geselligkeit. Die Hoheit ihres Tons und die Eleganz ihres ganzen Wesens ist zum Sprichwort geworden. Ein Theater, worin die Meisterstücke der italienischen und deutschen Schule *) sehr gut gegeben werden. Eine Bibliothek von 500,000 Bänden mit 18,000 Handschriften, und — was noch merkwürdiger und preiswürdiger ist, mit Gelehrten, deren Talent trefflichen Gewinn aus diesen Reichthümern zu ziehen weiß. Seine Gemäldesammlung ist eine der schönsten in Deutschland. Seine Kirchen haben nichts Bemerkenswerthes. Nur in einer derselben ist das Grabmal Ludwigs des Baiers zu bewundern und in der andern das Grabmal Eugens von Leuchtenberg, die schwache Arbeit Thorwaldsons, sehr zu kritisiren. Man darf den Genuß nicht versäumen, die aus 2 bis 300 Gemälden und einigen Statüen der besten neuen Meister bestehende Gallerie dieses Prinzen zu besuchen.

Dies Alles habe ich gesehen und, zu meiner Schande sei es gesagt, mit einigem Widerwillen und um mich einigen Personen gefällig zu zeigen. Von Allem, was auf dieser Welt sich abnützt, bleibt ohne Zweifel die Neugierde am längsten bei Kraft. Dennoch will ich meiner Neugierde hier Gewalt anthun, für andere sie aufsparend nichts sehen von allen jenen sich ewig wiederholenden Dingen, wie Kirchen, Palläste, Museen, botanische Gärten, naturgeschichtliche Cabinette. In meinem Leben mußte ich schon so viele Säulen, Spitzbögen, Vergoldungen, Enfiladen von Zimmern, schlechte Copien, welche ich für Originale zu halten mich anstellen mußte, Pflanzen, um die ich mich sehr wenig kümmerte, Hippopotamuse und Kolibris ansehen, daß mir alle dergleichen merkwürdige und schöne Dinge endlich wahrhaft zum Ekel geworden sind.

Was man vor Allem und zum Beschluß abermals in München sehen muß, das ist der von dem Graf Rumford angelegte Spazirgang, welcher einige Quadratmeilen (französische) umfaßt und in seinen Einzelnheiten trefflich gezeichnete Alleen, kraftvolle Bäume, elegante Bauten und außerordentlich reichliche Wasserwerke enthält. Mit Recht könnte die

*) Nicht auch der französischen Schule? Ich glaube doch!
A. d. U.

Kritik den gänzlichen Mangel an irgend einer Fernsicht tadeln, da man trotz der lokalen Armuth an derartigen, dennoch mit einiger Sorge eine solche sich hätte verschaffen können.

Nach diesem Spazirgang muß man das königliche, eine Meile von der Stadt entfernte Lustschloß Nymphenburg besuchen. Man lasse sich ja nicht von dem ungünstigen Eindruck abschrecken, welchen der erste Anblick dieses Schlosses mit seinem lang und symmetrisch ausgestreckten Halbbogen von blendend weiß angestrichenen Gebäuden *) hervorbringen muß. Auf der andern Seite desselben befinden sich an beiden Ufern eines Kanals landschaftliche Gärten. Mittelst pallastähnlicher Häuser, Tempel, Hütten, Seen und Teichen und künstlich angelegter Höhen und Tiefen, glücklich berechneter Perspektiven nach den Gebirgen hin, wußte man mitten in diesem flachen, alle Mannigfaltigkeit entbehrenden Lande die herrlichsten pittoresken Scenen zu schaffen.

Religiöser Geist.

Neugierig, wessen religiösen Geistes eigentlich das von mir beschriebene Land sei, erkundigte ich mich. Leider schien man meine Frage nicht ganz zu verstehen. Ich erhielt zur Antwort: daß alle Religionen frei seien, daß alle klug genug nur mit ihren eigenen Interessen sich beschäftigten und mit gegenseitiger Proselytenmacherei sich nicht abgeben, daß der Unterschied der Religion keinen eigentlich bürgerlichen Unterschied begründe, weder Rechte nehme noch gebe, daß von allem Einfluß, welchen anderwärts die Religion auf Regierung, Sitten und Gebräuche übe, hier gar nichts sichtbar sei. Dar-

*) Die Deutschen haben einen eigenthümlichen Widerwillen gegen den grauen Ton der Monumente. Jahr aus, Jahr ein den Kalkpinsel in der Hand, weißen sie ihre öffentlichen Gebäude sowohl wie ihre Privathäuser. Man übergebe ihnen Westminster, das Louvre und Sanct Peter, und bald wird die weiße Farbe den dunkeln Ton der Jahrhunderte auf denselben bedecken. Um die Kraft seiner Augen und die Feinheit seines Geschmacks nicht auf das Spiel zu setzen, sollte ein Kunstliebhaber in Deutschland alle Werke der Kunst stets durch grüne Brillen betrachten.

A. d. V.

aus muß ich denn beinahe schließen, daß die Religion hier zu Lande mehr eine Sache der Tradition als der Vernunftschlüsse und der Ueberzeugung ist, und eher als ein Mittel zum Classificiren, denn zum Leiten diene.

Gern hätte ich der Religion die Ehre erwiesen, ihr den günstigen Umstand zuzuschreiben, daß dieser Theil von Deutschland im Verhältniß zu seiner Bevölkerung sehr wenig Vergehen und Verbrechen kennt. Aber die Religion scheint mir nicht tief genug im Geiste des Volks gewurzelt zu sein, um ihr ausschließlich ein so glückliches Resultat zumessen zu können. Man mordet nicht, weil der Nationalcharakter nicht sehr leidenschaftlich ist; man stiehlt wenig, weil diese Art von Industrie weniger Vortheil und mehr Gefahren als jeder andere Erwerbszweig bietet. Bis zu der jüngsten Zeit hatte man an Verschwörungen nicht gedacht, weil keine Seele auf den Gedanken gekommen, daß Völker mitten unter Verhältnissen, welche ihr Glück begründen, sich unglücklich fühlen könnten und müßten. Indessen glaube ich, daß hierbei nicht allein Betrachtungen aus der Ordnung rein materieller Dinge im Spiel waren, sondern Einflüsse anderer Art sehr wirksam sich zeigten *).

Militärische Verhältnisse.

Ueber die äußere Erscheinung einiger Theile Deutschlands, über ihre Administration und Regierung haben wir gesprochen. Nunmehr müssen wir auch ihre militärischen, politischen und Handelsverhältnisse etwas näher betrachten.

Deutschlands Militärsystem ist auf stehende Heere gegründet, deren Organisation eine schnelle und bedeutende Vermehrung zuläßt. Die Ersatzmannschaft wird geworben oder durch Conscription herbeigeschafft. Eine Miliz, unter dem Namen der Landwehr bekannt, bietet zu jeder Zeit und unter allen Verhältnissen eine so vollkommen geübte Reserve, daß sie mit den besten Linientruppen sich in Allem messen kann. Ei-

*) Sehr deutlich und bestimmt ausgedrückt! Logik, dir lebe ich, Logik, dir sterbe ich! A. d. U.

nige Linien fester Plätze vervollständigen das Vertheidigungssystem.

Für Preußen und Oesterreich, welche bedeutende Mittel haben, den Krieg auf eigene Rechnung zu führen, sind die unter dem Namen des deutschen Bundes conföderirten Länder eine bedeutende Hilfe sicherer Bundesgenossen. Alle werden nach identischen Grundsätzen exercirt *), sehr oft zu gemeinschaftlicher Besetzung der Festungen verwendet. Alle sind von demselben Geist beseelt und die Krieger aller deutschen Völker sind so innig amalgamirt, daß sie in jedem vorkommenden Krieg so stehen und handeln werden, als gehorchten sie alle demselben einzigen Souverän.

Deutschlands sämmtliche Vertheidigungs- und Angriffsmittel sind auf die Hypothese basirt und combinirt, daß dieser Bund in beständiger Feindschaft mit Frankreich lebe, oder wenigstens beständig vor demselben auf seiner Huth sein müsse. Durch Holland und durch die Schweiz auf seinen Flanken gesichert, ist es auch wirklich nur die französische Grenze, von woher Besorgnisse und Beunruhigung kommen können **).

---

*) Dem ist leider nicht also. Ohne die Verschiedenheit des österreichischen und preußischen Exercierreglements in Anschlag zu bringen, herrscht darin bei den deutschen Bundestruppen noch ein bedeutendes Mancherlei, welches denn doch im Fall der Noth mitunter wesentliche Hemmnisse abgeben, große Nachtheile veranlassen könnte. Wie soll z. B. ein Commandeur einer combinirten Tirailleur-Brigade den an verschiedene Signale gewöhnten Soldaten seine Befehle verdeutlichen? Wie soll ein rasches Manövre einer combinirten Truppe auf dem Schlachtfelde ausführbar sein, wenn die einzelnen Truppentheile dasselbe Manövre nach verschiedenen Theorien auszuführen gewöhnt sind?

Oder — sollte es vielleicht unmöglich erscheinen, daß Abtheilungen verschiedener Lande zuweilen vereint in eine Masse agiren müßten?

Auch die Einigkeit hierin scheint mir ein Erforderniß deutscher Einigkeit und voller Kraft zu sein. Desgleichen glaube ich, daß es sehr ersprießlich und in mehr als einer Hinsicht bedeutsam wäre, wenn sämmtliche deutsche Bundestruppen neben den verschiedenen Zeichen und Farben ihrer Lande ein gemeinschaftliches, leicht erkennbares Bundeszeichen trügen.

A. d. U.

**) Aufrichtig gestanden, wünschte ich, eine ganz andere Grenze eben so systematisch und fest beschützt zu sehen, wenigstens für die kommende Generation. Indessen halte ich auf den Schutz durch Festungen außerordentlich wenig und bin überzeugt, daß Deutschland gegen keine Seite hin einer solchen je bedarf, wenn die deutschen Herzen für alles wahrhaft Deutsche warm erhalten, für Einigkeit und Einheit mehr und mehr Vertrauen und Liebe gewinnen, für ihre schöne Nationalität mit ganzer Liebe und edlem Stolz täglich mehr begeistert werden können. Die Bahn dazu ist freundlich eröffnet, laßt sie frohen Muthes uns wandeln! A. d. U.

Der Sieg hatte 1815 den Deutschen freies Spiel gegeben. Die verbündeten Könige benutzten auch diesen glücklichen Umstand, um sich für jeden Krieg, der bei Berührung der Grenzen und oft entgegengesetzten Interessen so leicht entstehen kann, der Wahrscheinlichkeiten möglichst viele zu sichern. Nicht genug, ihre früheren Grenzen und deren Festungen wieder zu nehmen, entrissen sie ihrem Feind auch mehrere Plätze, welche sie für ihre Vertheidigungslinie nothwendig und in der Hand des Feindes für gefährlich erachteten. Auf jedem einem Angriffskrieg vortheilhaften Punkt wußten sie sich Brückenköpfe zu verschaffen. Zu Schlachtfeldern offen ließen sie alle Landstriche, welche die Nähe ihrer eigenen Festungen ihrem Heer günstiger macht als dem Feind.

An die Vertheidigungslinie Hollands reiht sich in innigem Zusammenhang die Vertheidigungslinie Preußens und des deutschen Bundes von Cöln bis Straßburg hinauf. Hinter Luxemburg stößt man auf Nimwegen, Cöln, Coblenz, Mainz, Kehl. Wer Oesterreich oder Preußen angreifen will, muß zwischen allen diesen Vesten und mitten durch alle Bundeslande sich wagen.

Die tüchtigsten Strategen nennen dies System der Vertheidigung an sich ein vortreffliches, jedoch nicht ohne zu bemerken, daß bei jedem Kampf und selbst im Frieden diese Vertheidigungslinie ganz exorbitante Kräfte in Anspruch nimmt. Die Befestigungen wurden in so ungeheurem Maßstab angelegt, daß sie nicht Garnisonen, sondern ganze Heere erfordern, um einzeln sich vertheidigen zu können. Mainz und Coblenz müssen jedes von 25,000 Mann bewacht werden. Cöln und Nimwegen gleichen eher großen verschanzten Lagern als Festungen, würden also wenigstens eben so zahlreiche Mannschaft bedürfen. So erfordern denn vier Plätze unerläßlich ein Heer von 100,000 Mann, welches doch wohl im offenen Feld wichtigere Dienste leisten könnte. Man geräth dabei fast auf den Gedanken, daß Deutschlands Fürsten in denselben Fehler verfallen seien, den Napoleon 1813 beging, indem er sich in den Kopf setzte, Festungen vertheidigen zu wollen, welche jeder Sieg des Feindes in offenem Feld ihm stets entreißen mußte und

dadurch sich ganze Heere entzog, welche vielleicht gegen seine Schlachtenverluste ihn bewahrt hätten.

Völlig fremd in dieser Materie begnüge ich mich mit der Wiederholung der Ansichten, welche unter den Männern von Beruf am meisten verbreitet zu sein scheinen.

Politische Verhältnisse.

Deutschlands politische Verhältnisse sind nicht weniger einer Untersuchung werth, als dessen militärische Verhältnisse. Es kann nicht mehr geläugnet werden, daß man in diesem Lande eine seit langer Zeit unterhaltene Gährung nun zum Ausbruch zu bringen trachtet und daß eine solche Gährung durch Thatsachen jetzt sich beurkundet. Diese Aufregung wurde in frühern Jahren in rein patriotischer Absicht ins Leben gerufen; in jener Epoche der höchsten Gefahr, wo es nur galt, des äußern Feindes sich zu erwehren, wo der Geist keines Menschen an eine Zukunft zu denken und die etwaigen Folgen ein solchen Gährung zu erwägen im Stande war. Der Feind war vernichtet und jene Aufregung nahm unmerklich eine andere Richtung. Nachdem sie alle Gemüther und Aller Muth gegen den Unterdrücker von Europa entflammt hatte, richtet sie sich jetzt gegen alle Staatsgewalten, in welcher Persönlichkeit und Form solche immer erscheinen mögen.

Die Periode der letzten 15 Jahre, während welcher Frankreich unter einer gerechten und gemäßigten Regierung *) vollkommene Ruhe genossen hatte, ging für die Arbeit und Fortschritte des revolutionären Propagandismus nicht verloren. Er organisirte überall seine Verbindungen und dehnte seine Fäden selbst bis in den Norden von Europa aus. Der diesem Theil der Erde ganz eigene Geist der Geduld und Spekulation begünstigte seine Fortschritte ungemein. In Frankreich verrie-

*) Frankreichs vollkommene Ruhe während jener 15 Jahre läugnet der Herr Verfasser selbst wieder, wenige Zeilen später. Die Weisheit und Mäßigung der Regierung dürfte denn doch im Vergleich mit Allem, was in Frankreich geschehen ist, ein schwer zu lösendes Räthsel bleiben, in keinem Fall ohne sehr kräftige und triftige Einwendungen mancher Art als wahr angenommen werden. A. d. U.

then sich die Pläne der Faction durch unkluge Ausbrüche und hielten, leider fruchtlos, die Regierung ewig wach. In Deutschland fanden sie eine Art von Schutz und Nahrung in der alten Gewohnheit des Volks, große Geheimnisse mitzuwissen und zu verschweigen, so wie in der Hinneigung zum Mysticismus, welche einen der Hauptzüge des Nationalcharakters bildet. Jetzt endlich hat man den Schleier lüften lassen, der bisher all das verbrecherische Getreibe bedeckt hatte. Die auf den Universitäten erzogene Jugend äußert einen stachelnden Unwillen darüber, daß sie auf der Bahn der Neuerungen die Schüler Frankreichs im Vorsprung sehen muß. Diese hat schon eine Revolution zu Stande gebracht, während jene noch bei den Präliminarien, bei Associationen, Eiden, höchstens bei Drohungen und äußern Bundeszeichen stehen geblieben ist. Wie muß also vom Ehrgefühl gespornt werden, auch auf jener Höhe anzulangen und in Linie mit denen einzurücken, welche das Signal gegeben und die Bahn gebrochen haben!

Aber, um eine Nation zu empören, die an Ruhe gewöhnt ist und die Institutionen, welchen sie ihr Glück verdankt, liebt — bedarf es mehr als einiger Declamatoren und Schreier ohne eigentlichen Einfluß auf die öffentliche Stimmung, ohne Wurzeln in der Gesellschaft, höchstens geeignet, auf öffentlichen Plätzen einigen Skandal zu machen und den stets zur Bewegung geneigten Straßenpöbel aufzureizen. Um Einfluß zu haben, bedarf es der Unterstützung der Masse und der Genossenschaft in dem Heer. Daher trachtet man stets jener und diesem allmälig verführerische Grundsätze beizubringen und stets wird man dahin gelangen, wenn die Schwäche der Regierungen solchen Frevel begünstigt.

Theilweise existirt dieser Zustand in Deutschland. Unbezweifelt hat sich die Propaganda mit den im Jahr 1812 entstandenen Associationen verbündet, diesen eine andere Richtung gegeben, und für ihre Pläne zugestutzt. Die ganze Geistes- und Thatkraft, welche damals gegen den gemeinschaftlichen Feind von Europa den schönen Bund schloß, hat jetzt gegen die Souveräne sich verschworen und selbst gegen alle Principien, auf welchen die bisherige gesellige Ordnung sich gründete, den Krieg erklärt.

Freilich ist man noch nicht dahin gelangt, das eigentliche Maß und die Fortschritte dieser Propaganda, den Punkt, wobei sie stehen geblieben, die Hindernisse, welche sie im Geist der Armen und im Herzen des Volks gefunden hat, genau zu erkennen. Das Resultat des Hambacher Versuchs beurkundet, daß die Armee noch nicht gehörig eingeweiht und gewonnen war. Indessen dürfte man sich täuschen, wollte man daraus einen gleich günstigen Schluß auf die Stimmung der Volksmasse ziehen. Wie unbesonnen auch die Urheber jenes Versuchs und der neuern Frankfurter Streiche erscheinen mögen, so ist dabei doch zu bedenken, daß sie wohl schwerlich ohne irgend eine Hoffnung auf wirksame Hilfe so gar zuversichtlich zu Werke gegangen sein würden. Wahr ist es, diese Hilfe blieb aus, allein daraus folgt noch gar nicht, daß sie nicht sollte berechnet und versprochen gewesen sein; noch, daß sie nicht bei einer günstigeren Gelegenheit plötzlich erscheinen werde. Nach Allem, was ich in den durchreisten Ländern beobachtete, hätte ich wenigstens nicht den Muth, dafür einzustehen.

Der Charakter der Volksmasse, die innige Verbindung zwischen Nation und königlicher Familie entheben Holland allen Complotten, welche in Deutschland geschmiedet werden können. Alles in diesem Lande athmet Ergebenheit. Nicht etwa jene vorübergehende Ergebenheit, welche ein günstiger Augenblick weckt und der erste Unfall erstickt; nicht jene geräuschvolle, schreiende, prunkende Ergebenheit, die keiner That und keiner Thatkraft fähig ist — sondern jene besonnene, gereifte, aus der Vergleichung dessen, was man hat, mit dem, was man erhalten würde, der Vergangenheit und Gegenwart mit der wahrscheinlichen Zukunft hervorgegangene Ergebenheit voll Erkenntlichkeit für den Souverän, voll Vertrauen in seine Weisheit. Holland handelt hierin ... in Allem, ganz im Sinn und Gedanken seines Interesse. Dieses räth ihm, seine jetzigen Verhältnisse beizubehalten und alle politischen und revolutionären Stürme an seinen Grenzen verrauschen zu lassen.

Ihm zunächst erscheint Preußen. Hier sieht man den Absolutismus des Königthums das constitutionelle Princip bekämpfen — mit Vortheil bekämpfen, Dank sei der Weis=

heit, der Mäßigung und nie verläugneten Gerechtigkeit in allen Maßregeln, Dank sei auch dem Souverän, der allgemein zu Liebe und Verehrung begeistert. Diese Rücksichten allein sind schon so mächtig, daß ich kaum noch zu untersuchen nöthig habe, wie viele Sicherheit daneben die Stimmung der zahlreichen Heere gebe. Manches hierüber zu beobachten, hatte ich die Gelegenheit. Alles veranlaßt mich, zu glauben, daß die preußische Armee, wie sehr sie auch durch strenge Disciplin isolirt und von der übrigen Nation getrennt erscheine, dennoch innigen Antheil an allen Eindrücken und Empfindungen der bewegten Zeit und Nation nehme. Dies scheint auch die Regierung selbst zu wollen, indem sie alle Regimenter in denselben Städten lang genug garnisoniren, um sie gewissermaßen ganz mit deren Bevölkerung zu verschmelzen, deren Geist ihnen mitzutheilen und Bande der Freundschaft und Liebe knüpfen zu lassen, welche denn doch bei vorkommender Gelegenheit nachtheilige Folgen zu äußern nicht verfehlen würden *).

---

*) Preußen scheint dem Herrn Minister doch ein wenig fremd geblieben zu sein. Er nennt die Armee isolirt. Wie kann dies ein rein nationales Heer jemals sein und wieder werden, so lange sie aus solchem Element besteht und auf solchem Element beruht? Wie kann eine solche Armee Mißtrauen erregen bei einer Regierung, die so offenkundig nur den Weg des Glücks und der Ehre für Alle und mit Allen wandelt? Wie kann sie Mißtrauen erregen in der innigsten Verbindung mit einem Volk, das in gerechtem Stolz auf seinen König und auf sich selbst, mit begeisterter Liebe für seine wahre Größe, bei wechselndem Wohlstand und täglich mehr erblühender Kraft, stets seinem schönen Motto: „vorwärts!“ raschen Schrittes folgt, in lebendigster Bewegung und sinnigstem Streben nach Besserung und Veredlung unwiderstehlich sich äußert und überall seine Regierung an der Spitze erblickt?

Die Intelligenz der Regierung, die täglich durchgreifender sich steigernde Intelligenz der Nation wandeln gleichen Schrittes, gleiche Liebe und gleicher Respekt einigt sie zu einem schönen kraftvollen Ganzen. Der preußische Staat bedarf nicht der Eroberung einer Constitution, nicht der gewaltsamen Erringung von Papieren. Sie entstehen und erblühen allmälig aus dem Geist und Herzen seiner Regierung im Bund mit Geist und Herzen des Volks. Preußen hat bereits alle Elemente einer Constitution, einer allmälig sich ausbildenden, am Glück aller sich sonnenden und stählenden Constitution.

Sie besteht als Wahrheit und in Wahrheit bereits factisch. Sie wird auch der Form nach erscheinen, wenngleich vielleicht in einer andern Form als manche andere Constitution; gewiß nie mit den Trugbildern einer Camera obscura.

Herr von Haussez kennt überhaupt die Deutschen nicht und wird wohl auch in seiner Befangenheit sie nicht kennen lernen, so lange er die Polignac'sche Brille nicht ablegt. Die Schmähungen gegen die deutschen Univer-

Hieraus entsteht die Besorgniß, daß Preußens Verhältnisse nur für die Lebensdauer des jetzigen Königs gesichert sind, und daß das erste beste, heutzutage so leicht erscheinen könnende Ereigniß der Vorwand zu unglückseligen Modificationen werden wird.

In den Staaten von Darmstadt, Nassau und Baden findet man durchgehends ein ackerbauendes Volk, welches der Fruchtbarkeit des Bodens und außerordentlich vervollkommneter Kultur einen Wohlstand verdankt, der eigentlich von jedem Gedanken an eine Veränderung abhalten sollte. Allein diese Völkchen sind mit Institutionen umgeben und verwickelt, welche sie im Zustande ewiger Spannung und Reizbarkeit erhalten müssen. Sie haben Kammern, welche ewig gegen die Regierung declamiren und diese überall zu hemmen trachten; eine Presse, welche die zur Feindschaft verführte öffentliche Meinung hinter sich herschleppt; Universitäten, welche nur noch Empörer bilden können.

So wie man Würtemberg betritt, findet man alle diese Dispositionen ausgebildeter, stärker, furchtbarer. Einige Theile von Baiern, vorzüglich jene am Rhein, flößen wohl gerechten Zweifel über ihre Gesinnungen ein. Um alle diese Elemente der Unordnung zu organisiren und eine bestimmte Richtung und Einheit ihnen zu geben, haben die Oppositionsmitglieder in den Kammern einiger dieser Staaten durch Deputationen gegenseitig sich verständigt und das Signal zu einem Bündniß gegeben, welches die Aufrührer dem durch den Bundestag zu Frankfurt unterhaltenen Verein der Souveräne entgegenzustellen denken.

Wie tief solche Gesinnungen und Ansichten im Herzen des Volks Wurzel gefaßt haben, weiß ich nicht. Allein die französische Revolution hat nur zu deutlich gelehrt, daß die Massen Jedem, der sich ihrer zu bemächtigen weiß, angehören; daß sie Keinen, der in ihrem Namen kühn zu sprechen

---

sitäten hat er wohl aus dem Munde irgend eines der neuen Klostermönche aufgeschnappt und gibt sie nun in seiner Angst vor den Leuten mit Schnurrbärten und kurzen Röcken übelgemuth für baare Münze. Getrost, Herr Minister, Deutschland hat Skandale erlebt, aber eine Revolution ist schwerlich zu befürchten.
A. d. U.

wagt, der Lüge strafen; daß sie, ohne je an Unordnungen zu denken, stets bereit sind, an ihrer Ausführung Theil zu nehmen; daß sie deren traurige Folgen anfänglich mit wilder Freude und dann mit Resignation ertragen; daß es nur einer leichten Aufrüttelung in ihrer Oberfläche bedarf, um die ungeheuersten Veränderungen und Umstürze zu erzielen. Daher ist es eine große Thorheit, all sein Vertrauen auf die Trägheit und Ruhe der Volksmasse zu gründen. Nur die wirksamen, handelnden Kräfte muß man berechnen. Dies sind von einer Seite die Factionen, welche angreifen, von der andern das Heer, welches vertheidigt. Ein Wille, der umzustürzen, ein anderer, der zu erhalten trachtet. Die Volksmasse, collectiv betrachtet, hat, was man darüber auch sagen möge, in der That keine materielle Kraft, weil der Wille, solche anzuwenden, ihr fehlt. Bei der Berechnung der möglichen Glücksfälle muß man sie außer Betrachtung lassen, denn Jedem, der den Sieg für sich hat, wird sie anhängen.

Ueber diesem Aufregungssystem in einigen Theilen von Deutschland schwebt der niederhaltende Einfluß der sogenannten drei nordischen Mächte. Lange Zeit hatte dieser Einfluß durch zauderndes und zaghaftes Benehmen die revolutionäre Faction erst recht ermuthigt. Es bedurfte der Offenbarung eines übereinstimmenden Planes, eines offenen Angriffes und eigentlicher Aufstände, um diese Mächte endlich zu bewegen, eine imposante Stellung anzunehmen. Dies geschah etwas spät. Statt früher nur einer Unzufriedenheit ohne Plan und Richtung entgegenzustehen, sah man sich jetzt einer wohlorganisirten Faction gegenüber. Man ringt und kämpft mit ihr, aber sie hat beinahe völlig gleiche Mittel, weil sie durch bestimmteren und fixeren Willen, durch innere Kühnheit und Energie reichlich ersetzt, was an materieller Kraft ihr mangelt. Sie wagt sich weit über die Grenzen ihres Könnens hinaus, während die Könige vor dem Gedanken zurückbeben, bis an die äußerste Linie ihrer Autorität vorzurücken. Bei mehreren jüngeren Gelegenheiten haben sie das Princip, dem sie ihr Bestehen verdanken, aufgegeben. Leicht könnte dagegen das Princip aufhören, sie ferner zu beschützen. Um leichter und bequemer wirken zu können, schufen sich ihre Anta=

gonisten für ihre Interessen sehr geeignete Dogmen, halten sich daran mit eiserner Consequenz und lassen davon keinen Buchstaben sich abdingen. Welche der beiden Parteien hat mehr Wahrscheinlichkeit des Triumphs für sich? Diejenige, welche am kräftigsten und beharrlichsten wollen wird. Denn wahr ist, was einer der größten Publicisten unserer Zeit sagt: herrschen heißt wollen!

Handelsverhältnisse und Industrie.

Unüberlegtheit und Leichtsinn haben sich daran gewöhnt, in allen Beziehungen des Handels und der Industrie Deutschland nur als ein consumirendes Land zu betrachten. Man überredet sich, daß es alle seine Bedürfnisse vom Auslande beziehe, weil jährlich zu Leipzig einige Fabrikanten von Manchester und Birmingham, von Rouen und Mühlhausen einige Ballen ihrer Fabrikate absetzen, und weil man zu Wien und Berlin einige Weinsorten von Bordeaux, Madera und von der Champagne trinkt. Im Vertrauen auf dieses unablässig wiederholte Gerede hat man in England und Frankreich ununterbrochen darauf los fabricirt und nie bedacht, daß die Abzugskanäle allmählig enger und enger werden könnten. Der Vertrieb der Producte begann zu stocken, ein großer Theil derselben wurde den Fabrikanten zurückgestellt. Diese mußten nun damit alle Küsten des Erdbodens der Reihe nach befahren, mehr oder minder bedeutende Verluste sich gefallen lassen, nur um an neuen Orten die Gewohnheit des Verbrauchs ihrer Artikel zu begründen nnd dann später bei diesen Consumenten sich wieder zu entschädigen, sobald ihnen solche Artikel zum Bedürfniß geworden sein würden.

Ob diese Spekulation gelungen sei oder nicht, kann hier nicht untersucht werden. Hier soll nur damit erwiesen werden, daß Deutschland seine Consumtion ausländischer Artikel bedeutend vermindert hat, nicht etwa, weil es seitdem weniger verbrauchte, sondern weil es selbst mehr fabricirt und jetzt zu Hause findet, was es vor 20 Jahren noch im Auslande suchen mußte. Deutschland verdankt, gleich Frankreich, jenen berühmten Dekreten von Berlin das schöne Glück, der Indu-

strie sich hingegeben zu haben. Mag man jene Dekrete immerhin anschwärzen zu wollen affectiren, sie waren gleich groß in der Idee und in ihren Wirkungen, sie waren ein großartiger politischer Gedanke, um England auf dem einzigen verwundbaren Fleck anzugreifen. Sie wurden, wahrscheinlich ohne daß ihr Schöpfer es ahnete, ein unermeßlicher Gedanke europäischer Oekonomie, und ihnen allein verdankt man alle jene außerordentlichen Anstrengungen der neuen Industrie, und wird ihnen Alles zu verdanken haben, was sich zur Wohlthat des Festlandes im ganzen europäischen Handel verändern muß und wird. Jeder Staat trachtet fortan, mit seinen Bedürfnissen möglichst sich selbst zu versorgen und die Handelsausgleichung und Einfuhren auf das zu beschränken, was unentbehrlich ist und im Lande selbst nicht producirt werden kann.

Umsonst wird man einwenden, daß die Verpflanzung irgend eines exotisch scheinenden Industriezweiges nicht gelingen könne, daß seine Fabrikate mehr kosten müssen, als wenn man solche von ihrem natürlichen Boden bezöge.

Eine solche Verpflanzung ist kostspielig, ich weiß es. Der erste Versuch richtet oft den kühnen Unternehmer zu Grunde, auch das ist wahr. Aber die Beharrlichkeit triumphirt über alle Hindernisse. Erfahrung und Nachdenken vermindern allmählig die Kosten und endlich genießt das Land seinen reichlichen Antheil an den Vortheilen, welche dem ersten Einführer, Fabrikanten, Handwerker, Schiffer, Kaufmann oder der Regierung des Landes, woher solch ein Industriezweig genommen ist, früher zuflössen. Fragen wird man wohl: was soll aus den Leuten werden, welche früher diese Vortheile genossen und sie, gleich einem Tribut, von allen Völkern erhoben? Dagegen erlaube ich mir zu fragen: haben wohl die bisherigen Tributerheber gleich zärtliche Besorgniß für ihre tributpflichtigen Völker gehegt? Soll ich Englands des dabei allein Betheiligten Interesse dem Wohle aller übrigen Nationen gegenüber wahrnehmen? Meines Erachtens muß die in Handel und Industrie begonnene Revolution sich vollenden. Sie fällt zum Vortheil der Consumenten aus. Zum Beweis der Fortschritte, welche sie bereits gemacht hat, wende

ich einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand des Handels und auf die Verwendung der ihm ausschließlich bestimmt gewesenen Kapitalien. Welche Art von Spekulation treiben die Handelsleute aller Völker? die zehnmal unsichereren und tausendmal an Katastrophen reicheren Börsen- und Papierspeculationen! Wäre es Spielwuth oder Liebe für das allgemeine Beste, was sie zu solchem Treiben hingerissen hat? Nein! Es geschah nur, weil die Kapitalien auf den früher gebräuchlichen Wegen nicht mehr circuliren konnten, und auf jenen Wegen nicht mehr so sehr sich vergrößerten. Weil sie noch keine anderen Wege zu neuer fruchtbarer Circulation gefunden haben; weil ihre Stagnation schon an sich selbst ein Verlust ist und daher Jeder dahin sein Kapital wirft, wo das Glück ihm zu lächeln scheint. Europas Handel befindet sich in diesem Augenblicke in jener Krisis, welche unvermeidlich im Gefolge jeder großen Veränderung in den Gewohnheiten der menschlichen Gesellschaft, wie vortheilhaft diese auch sein möge, erscheint. Alle, welchen man irgend einen bisherigen Erwerbszweig entzieht, müssen nothwendig kränkeln und so lange sich übel befinden, bis sie eine neue Erwerbsquelle sich eröffnet haben. Dafür schafft der neue Zustand der Dinge auch neue Hilfsquellen. Alle Zustände, Gewohnheiten und Existenzen verändern, erweitern, vergrößern sich; darauf beruht das Ganze. Wesentlich dabei ist nur, daß diese Revolution allmählig und mit Bedacht vor sich gehe. Die Revolution, welche in England Maschinen an die Stelle der Menschenhände setzte, geschah zu schnell, um nicht bedeutende Uebelstände herbeizuführen. In Frankreich erschien sie schonender und bedachtsamer, nicht etwa, weil man dort besonnener und klüger ist, sondern weil die Geldmittel geringer sind. Daher geht sie auch dort Hand in Hand mit dem Vortheil der Volksklassen, deren Subsistenz sie zu bedrohen schien. Frankreich findet Beschäftigung für alle Hände seiner zahlreichen Bevölkerung und Auswege für alle seine Fabrikate. England erzeugt weit mehr Menschen, als es beschäftigen kann, so wie es mehr Musseline fabrizirt, als seine alten Abnehmer bedürfen, daher führt es Menschen, wie Musseline, um jeden Preis aus. Was England früher allein fabrizirte und allein

an alle Völker verkaufte, ist jetzt nicht mehr abzusetzen, weil diese Nationen es nun selbst fabriziren. Schnell ergreift England einen neuen Productionszweig — es macht ganz neue Völker. Es verpflanzt solche nach allen Richtungen, schafft ihnen Niederlassungen, wo es immer kann, und legt überall die einzige Bedingung in den Grundstein, daß diese Völker stets nur consumiren, aber niemals selbst produciren sollen. Eines dieser Völker, welches England mit ungeheuern Kosten geschaffen und geformt hatte, täuschte bereits seine Hoffnungen, indem es das Joch abschüttelte. England hat bereits ein zweites so groß herangezogen, daß seine Größe Besorgnisse zu erregen beginnt. Gewiß wird es eines Tags dem Monopol, wofür es eigens geschaffen wurde, sich entziehen. In der Voraussetzung, daß Ostindien, dem Beispiele Nordamerikas früher oder später folgend, von dem Mutterlande sich losreißen werde, gründet man jetzt schon überall neue große Colonien. Würde man wohl zu diesen Mitteln greifen, wenn England jetzt noch in den nur wenige Meilen entfernten Ländern diesseits des Kanals jenen Absatz für die Waaren fände, welche vor 30 Jahren so sehr gesucht waren? Gewiß nicht! Also steht die Thatsache unwiderleglich fest, daß Deutschland für einen sehr großen Theil seiner Consumtion bereits selbst producirt. Im Allgemeinen drängt aber der Gedanke sich unwillkührlich auf, daß wohl der bisher universell gewesene Handel allmählig speciell für jedes Land werden wird, ja für einige Artikel sogar nur provinziell. Was muß daraus wohl entstehen? Das läßt sich nicht errathen. Gewiß ist nur, daß diese Veränderung begonnen hat und sich vollstrecken wird. Eben so gewiß hat sie bereits Deutschland ergriffen. Bedeutende politische Consequenzen gingen bereits aus ihr hervor, noch größere werden daraus hervorgehen. Also leuchtet ein, daß Deutschlands Regierungssystem eine wesentliche Aenderung dadurch wird erleiden müssen.

Betrachtungen.

Auffallend erscheint in allen deutschen Bundesstaaten ein Wohlstand, den man anderwärts umsonst suchen würde. Es

muß wohl für das Glück der Völker etwas außerordentlich Günstiges darin liegen, daß die Grenzen des Landes sehr eng beschränkt, und zugleich die Macht der Regierung eine sehr energische sei. Denn alle Staaten, welche diesen beiden Bedingungen unterliegen, sieht man im Besitz eines verhältnißmäßig größern Glücks, als jene, welche über große Gebiete sich erstrecken und gemischte Regierungsformen haben. Was diese an Glanz und Ruhm und politischem Einfluß gewinnen, erhalten jene an öffentlicher und individueller Wohlfahrt. Diese sind besser verwaltet. Sie haben mehr Denkmale. Um diese Denkmale bemerkt man genug des heitersten häuslichen Wohlstandes, um alle jene Philantropen zu trösten, welche solche Denkmale nur mit der Besorgniß betrachten, daß sie mit Schweiß und schweren Opfern der Bevölkerung erkauft worden seien. In solchen Ländern sind die Kunststraßen besser und zahlreicher, der Ackerbau ist mannichfaltiger und wird sorgfältiger betrieben, die Abgaben sind weniger drückend. Denn Fürst und Nation und Minister und Regierte, die allgemeinen und einzelnen Interessen — kurz Alles findet sich viel näher beisammen, vermischter, verschmolzener. Der Kopf des Regenten eines kleinen Landes hat der Zerstreuung weit weniger als der Kopf eines mächtigen Monarchen. Für jenen ist seiner Unterthanen Glück die einzig mögliche Auszeichnung, ihr Segen der einzige Lohn, ihre Trauer über seinen Tod der einzige Rechtstitel auf Nachruhm. Diesen erfassen Eroberungsgedanken, Durst nach Ruhm, Sehnsucht nach einem ehrenvollen Platz in der Geschichte; sie verzehren und verdecken alles Uebrige, werden seiner Seele einziges Ziel, ohne daß das Volk darin irgend etwas für sein eigenes Glück fände.

Dagegen sind die kleinern Länder unbestreitbar in ewig unvermeidlichem Zustande der Unterwürfigkeit den großen Staaten gegenüber und jedem noch so unbedeutenden politischen Ereignisse preisgegeben. Jedoch — wären die großen Staaten wirklich weniger den Wechselfällen des Glückes, dem Umsturz und den ungeheuern Katastrophen ausgesetzt? Müssen wir deshalb die frühere Geschichte nachschlagen, zeigt nicht vielmehr die jüngere Geschichte eine Menge großer und mächtiger Staaten, welche bis auf ihre Grundvesten umgestürzt,

ihre Könige entthront, ihre Grenzen verändert sahen, während einige sogar aus dem Verzeichnisse der Nationen ausgestrichen, unter neuen Namen nur das behielten, was die Brutalität des Siegers ihnen nicht hatte rauben können: den Boden, eine decimirte und gänzlich verarmte Bevölkerung? Konnte dem kleinsten Ländchen Aergeres begegnen? Nach viel Angst und Qualen haben die Kleinen wie die Großen so ziemlich ihre frühere Existenz wieder erhalten; allein die Wunden vernarbten schneller in den kleinsten Ländern als in den großen Staaten. Denn der Arzt war dem Kranken näher, beide hatten weit mehr Mittel, sich zu verständigen und zu verstehen, die Kur konnte schneller vorgenommen, sorgsamer und schonender fortgesetzt werden, alle Arzneien lagen näher zur Hand.

Die aufmerksamste Prüfung aller Zustände in den sogenannten kleinen deutschen Ländern führte mich zu diesen Betrachtungen. Gewiß sieht man in keinem Theile der Welt besser regierte Länder, eine weisere Administration, glänzendern Wohlstand, edlere Ordnung, reineres Glück und jenen wohligen Comfort. Der Ehrgeiz regt sich weniger, weil die Reizmittel nicht stark genug sind, und die ihm offene Bahn beschränkt ist. Er erstreckt sich fast nothgedrungen nur auf Dinge von lokalem Nutzen. Diesen erstreben alle Regsamkeit und ängstlichen Besorgnisse, alle Anstrengungen der glühendsten Feuergeister. Alle größern Erschütterungen werden von dem gemeinschaftlichen Interesse vieler andern Staaten niedergehalten, beinahe unmöglich gemacht; alles Ungestüm von dem Argusauge der Nachbaren und Verbündeten bemerkt und gezügelt.

Zahlreiche Thatsachen lassen zu Bestätigung solcher Betrachtungen sich anführen. Wer Deutschland durchreist, kann sich bald für einen Micromegas halten, weil er so vieler Herren Länder in einem Tage durchläuft. Reisest du heute von Frankfurt ab, so kannst du morgen in der Schweiz schlafen, nachdem du durch das Gebiet der freien Stadt, die Staaten von zwei oder drei Fürsten von Nassau und eben so vielen Fürsten von Hessen, durch das Großherzogthum Baden und durch das Königreich Würtemberg gekommen bist.

Gleich den Satelliten eines Planetensystems schweben diese Staaten in dem Dunstkreis zweier großen Mächte und nehmen Theil an allen Unruhen und Störungen, welche diese erleiden oder verursachen. Jeder Souverän läßt sich durch einen Gesandten beim Bundestag zu Frankfurt repräsentiren. Dort werden alle gemeinschaftlichen Interessen berathen und entschieden, von dort aus geht die allgemeine Leitung, dort ist die Einheit Aller. Diese Form bestand seit vielen Jahrhunderten. Sie wurde im Jahre 1815 modificirt, mit dem Geiste der Zeit und den Zuständen der Epoche in Einklang gebracht und äußerte sich bis heute heilsam und kraftvoll in allen ihren Folgen.

Diese deutsche Reichsverfassung mußte wohl sehr stark in sich selbst sein, weil sie den unaufhörlichen Reibungen der Zeit, allen Erschütterungen der Politik und dem Sturm tausendfältiger Leidenschaften stets Widerstand zu leisten vermochte. Sie ist sehr stark, weil sie nicht von Theoriemännern improvisirt, nicht von wahnsinnigem Volksparoxismus hervorgerufen, sondern langsam von der Zeit selbst bearbeitet auf den Charakter und auf die wahren Bedürfnisse der Nation gegründet, mit Besonnenheit verbessert worden ist. War die Nothwendigkeit vorhanden, so veränderte man selbst die Räder und verlängerte oder verkürzte den Perpendikel dieser Maschine. Die Zeit blieb dabei stets der weise Rath und leitete den ganzen Mechanismus als geschickter Werkmeister. Man vergleiche dann auch die Dauer dieser bewunderungswürdigen Institution mit der Dauer aller gleichartigen Werke aus der Fabrik der Revolutionäre. Nicht so viele Jahre haben diese aufzuweisen als jene der Jahrhunderte. Man vergleiche die Resultate beider, und dort wird man Bestimmtheit, Stätigkeit, Positives und Ruhe finden, während man hier allerwärts auf rastlose Beweglichkeit, Neuerungssucht, utopische Träumerei und Schwärmerei, Aufregung und Unglück stößt.

Zu solchen Ideen wird man unmittelbar hingerissen, wenn man diese Reihe größerer und kleinerer Staaten durchläuft, diese verschiedenen, aber sämmtlich nach einem Ziele strebenden, nach einem Princip arbeitenden Regierungsformen betrachtet; alle, einzeln genommen, glücklich und collectiv an=

gesehen, stark und mächtig findet; bei Allen Anhänglichkeit an Verfassung und Fürsten und noch kein Verlangen nach Veränderungen wahrnimmt.

Freilich gibt es über den Volksklassen Aufruhrlustige und Theorienschreier genug, aber ihre Grundsätze sind noch nicht ins Innere der Massen eingedrungen. Die Regierungen wissen sie zu bändigen und keines dieser Völker empört sich wegen Maßregeln, welche die Aufrechthaltung der Ordnung erzielen. Wird Deutschland noch lange diese glückliche Stellung behalten? Nicht überall würde eine gleiche Antwort folgen können.

Nach allen meinen aufrichtigsten und vorurtheilsfreien Beobachtungen erscheint mir dies Land als das bestregierte in Europa, weil seine ganze Verfassung mit Gewohnheiten, Bedürfnissen, Charakter und Interessen der Völker im innigsten Zusammenhang steht, weil die mit ihren Völkern alt gewordenen Fürstenhäuser mit ihnen sich auch völlig verwachsen und amalgamirt haben, und endlich weil Geist und Phantasie der Deutschen nicht sowohl der Betrachtung alles Positiven der menschlichen Gesellschaft sich zuwendet, als vielmehr metaphysisch in religiösen und politischen Speculationen sich gefällt, ohne je deren Anwendung auf die wirkliche Welt eigentlich zu erstreben. Selbst Gewaltthaten konnten diese Neigung nicht verändern. Zu verschiedenen Zeiten drang die Revolution bewaffnet und siegreich in Deutschland ein, durchzog es nach allen Richtungen, that alles Mögliche, um auch dieses Land mit ihren Principien zu sättigen. Umsonst! sie wurde wieder aus dem Lande gejagt, ohne irgend eine Frucht, ja nur einen eigentlichen Keim zu hinterlassen. Nichts blieb von ihr zurück, als die Erinnerung an alle Uebel, welche sie verursacht hat, der Gedanke an die weit größern Uebel, welche sie noch hätte hervorbringen können.

Ueberall in diesen Ländern findet man deutliche Anzeigen, daß die Volksmasse in die Ideen der jetzigen Politik noch nicht eingeweiht und nicht eingegangen sind. Sie behalten ihren religiösen Glauben mit den ihren Gewohnheiten entsprungenen Formen. Diese sind ihnen beinahe selbst zur Religion geworden. In allen katholischen Landstrichen pran=

gen die Straßen mit Heiligenbildern, Kreuzen, Kapellen, geweihten Betstellen. In allen Gärten, selbst in offenen Feldern begegnet dir dasselbe. Die Kirchen sind nicht groß genug für die zusammenströmende Menge der Andächtigen. Die löblichste Toleranz verhindert zwischen Katholiken und Protestanten allen Zwiespalt und jede Unordnung.

Betrachte ich so viele und so glückliche Resultate, so manche Spuren einer unbestreitbaren Wohlfahrt und so viele Völkerschaften voll Kenntniß und warmer Würdigung aller Vorzüge ihrer Lage, so muß ich wohl bekennen, daß der Souverän einiger dieser deutschen Ländchen zu sein — zu den möglichst schönen Zuständen irgend eines Sterblichen gehören muß. In zwei bis drei Tagen kann er sein ganzes Land bereisen, Alles sehen, in einem seiner Schlösser frühstücken, im Park eines andern Schlosses jagen, in einem dritten Mittagstafel halten und in seinem gewöhnlichen Pallast wieder gemächlich schlafen. Ueber alle politische Dinge kann er stets völlig beruhigt leben und gewiß sein, daß Alles nur seinen gemessenen Gang fortgehe, ob nun er selbst die Zügel führe oder Andern die Leitung überlasse. In Regierungsangelegenheiten beschränkt sich Alles darauf, daß er von dem Geschrei und Geknurr einiger Deputirten sich nicht einschüchtern lasse und alle Rechnungen wohl ordne mit jenen Intendanten, welche mit den Titeln des Ministers der Finanzen, des Kriegs, des Innern, der Justiz und der auswärtigen Angelegenheiten geschmückt sind. Er hat eine kleine Armee, gerade groß genug, um einige Generalsuniformen glänzen zu lassen, eine Parade in seinem Schloßhof zu arangiren, bei Revuen zu figuriren und damit nöthigenfalls die Meuterer im Zaume zu halten, bis die stets bereite Hilfe des Nachbars eintreffe. Er hält stets einige gute Köche, um sich selbst, seinen Hofstaat und jene auswärtigen Gesandten, welche man in Erwiederung seiner Gesandtschaften als Luxusartikel ihm sendet, angenehm zu bewirthen. Die Deputirtenkammer weiß immer ohne alle weitere übele Folgen das Blut seiner Hoheit in zweckdienlicher Circulation zu erhalten. Der Frankfurter Bundestag zügelt und dämpft die stets unbequeme, zuweilen sogar gefährliche Presse. Er hat ein hübsches Theater mit Schauspielern, da-

bei gibt es denn auch natürlich Schauspielerinnen. Er nährt honnette Schmeichler. Sie trauen ihrem Souverän wohl Verstand genug zu, ihrer entbehren zu wollen, aber sind zu sehr an ihn attachirt, um sich von ihm trennen zu können. In der Ferne endlich sieht der Fürst unfehlbar seine Statue errichtet, deren Wirkung und Werth ihm täglich anschaulich wird, wenn er die von der öffentlichen Dankbarkeit seinen Vorfahren errichteten Denkmale betrachtet. Hat er bei diesem Allen Geschmack für eine gute Tafel, für Pferde, Jagd und einige andere Freuden, welche selbst Fürsten von Lippe und Neuwied sich verschaffen können, ohne ihre Staaten verlassen zu müssen, so kann er alle die häufig wiederkehrenden müssigen Stunden äußerst angenehm verbringen. Ueberlege ich Alles in Allem, so würde ich die Souveränität über einige Quadratmeilen an den Ufern des Rheins mit Vergnügen annehmen.

Bei meiner Thronbesteigung (denn alle diese Hoheiten und Durchlauchten haben, gleich den Majestäten, ihre Throne von karmoisinrothem Sammet) würde ich vor Allem das wahrhaft absurde Münzsystem abschaffen, welches unerträglich und räuberisch wird, indem es an jeder der hundert Grenzen sich ändert. Alle deutschen Staaten sollten billiger- und vernünftigerweise nur denselben Münzfuß haben, damit man nicht bei jeder Spazirfahrt genöthigt sei, wie bisher, Schreibtafel, Bleistift und eine Münzvergleichungstabelle bei sich zu führen, um bei Bezahlung der kleinsten Rechnungen Kurse zu berechnen und als Fremder überall von Neuem der oft sehr zweideutigen Ehrlichkeit von Wechslern und andern Dienstfertigen ausgesetzt zu sein. Wie man auch dabei sich benehme, immer erleidet man bedeutende Verluste. Alles Uebrige würde ich so ziemlich beibehalten, jedoch mit Ausnahme einiger Generale, deren es in der That allerwärts zu viele gibt. Manches Scharmante und Treffliche habe ich gefunden, und wären es nur die Uniformen der Postillone, deren wechselnde Farben stets bald zu erkennen gaben, daß man, dem Gebiet eines Souveräns entrückt, die Grenze eines andern überschritten habe. Klugerweise würde ich diesen Gebrauch beibehalten zum Vortheil der Vorsichtigen, die stets gern wissen, wo sie sind und wohin sie gehen.

Vorzüglich würde ich meinen Ministern empfehlen, bei jedem Zucken der Augenbraunen dieses oder jenes Gesandtschaftssecretärs nicht sogleich zu zittern, wenigstens nicht mich selbst mit solch komischer Furcht und lächerlicher Angst anzustecken. In der That muß für einen Fürsten, der seine Stellung genießen und ihre Würde erhalten will, nichts unbequemer sein, als dergleichen Schrecknisse, womit man ihn so gern zu beunruhigen scheint.

Nach diesem Seitensprung, welcher wohl gar für unpassend erklärt werden mag, begebe ich mich wieder auf die Reise.

Weg von München nach Inspruck.

Es gibt so viel zu studiren in Deutschland, so viel zu sagen über dieses prachtvolle Land, daß man stets unwiderderstehlich von dem Ziele, welches man sich gesteckt, weit abgezogen wird. Auch ich war von meiner Straße abgekommen und eile, um meine Reise weiter zu verfolgen.

Der Weg von München nach Inspruck ist eigentlich nur ein zwanzigstündiger Spazirgang durch einen unermeßlichen Landschaftsgarten. Bis zur ersten Station zieht er sich an dem leicht wellenförmigen Kamm einer Hügelreihe hin. Den Abhang bedeckt ein hoher Fichtenwald, durch dessen Auslichtungen man die herrlichsten Perspectiven in das Isarthal mit seinem belebten silbernen Fluß genießt. Von Zeit zu Zeit hört der Wald auf, auf reich bepflanzten Ebenen ragen über die weiß bemalten Häuser der Dörfer Kirchen und Glockenthürme in gleicher Farbe empor und, grünen Sträußen gleich, erheben sich mitten aus den Ackerfeldern einzelne Gruppen von Fichten zu Vollendung des schönen Bildes.

Bei einer Wendung der Straße erblickt man plötzlich einen Thalkessel von 2 bis 3 Meilen im Umfange. Seine Tiefe durchbraust ein wilder Waldstrom und treibt eine große Zahl von Rädern und Werken. Alle Hügel ringsumher sind dicht bewaldet. Jede Waldblöße schmücken Dörfer, Felder, Wiesen. Oft prangt hier ein mächtiges Schloß, wie in seinem Park. Das durch die Reinlichkeit seiner Häuser merk-

würdige Städtchen Wolfratshausen liefert die nöthigen Hände für den Ackerbau, für alle jene Werke und Fabriken und für die Lichtung der Forste.

Hier beginnt nach Kleidung und Industrie das Reich der Gebirge. Die Männer tragen runde Jacken und Beinkleider, welche nicht ganz bis zu dem nackten Knie hinabreichen. Die Frauen bedecken sich mit Filzhüten und hüllen sich in außerordentlich kurze Röcke. Alle Felder haben hölzerne Befriedigungen. Alle Bergwände, die ihrer Abschüssigkeit wegen einstürzen würden, sind mit Bohlen und Balkenwerken gestützt. Man macht zum erstenmal Bekanntschaft mit der Baukunst der Alpen. Platte Dächer springen weit hervor und bedecken die ringsum laufenden Gallerien; Käsehüttchen mit all ihrem plumpen Apparat zeigen sich.

Am Fuße der Hochgebirge streift die Straße über einem unermeßlichen Thale hin, in welchem zahllose Hügel der verschiedensten Höhe und Formung so bunt durch einander liegen, als hätte sie die letzte der Erdconvulsionen bei Erschaffung der Gebirge ausgestoßen. Zwischen ihnen Seen, Wasserfälle, Gießbäche, Waldströme, die fernhin in regelmäßige Flüsse sich verwandeln.

Diese köstliche Landschaft geht bis Benedict-Beuren. Eine Meile jenseits desselben gelangt man an das Gestade eines Sees, der den Hauptschmuck einer neuen, Einfalt, Ruhe und Anmuth athmenden, Landschaft bildet. Als Rahmen dienen ihre Bergmassen von Granit, die nur so weit von senkrechtem Aufschuß abweichen, daß einzelne Kiefern und Fichten zwischen kolossalen Felskristallen in Gruppen zusammengedrängt wachsen können. Aus einer saftig grünen Wiese unweit der Straße schießt ein ungeheuerer Granit empor, mit Lerchentannen in jedem Riß und jeder Spalte. Weiter hinten zwei oder drei Hütten zwischen schönen Massen von Rothbuchen. Noch ferner ein Weiler mit seiner Kapelle. Den Horizont schließen Gebirge, die blauer und immer blauer sich entfernend, endlich eins werden mit der Luft. Unter uns ein stilles durchsichtiges Wasser, belebt mit Flößen voll lustig nach dem Takt ihrer Gesänge rudernder Schiffer.

An einem schönen Sommerabende bezauberte mich der Anblick dieses lachenden Bildes. Die Luft wehte gerade stark genug, um auf ihren weichen Fittigen den Gesang der Vögel aus der Mitte des Sees deutlich zu mir herüberzutragen und die Antworten anderer Vögel von einem mir unsichtbaren Berge mich vernehmen zu lassen. Alle sangen dieselbe Weise und schienen chorweise mit den Strophen abzuwechseln. Dieses durch das Locale und die Ausführung gleich vortreffliche Concert hatte mich ganz vergessen machen, daß der Wagen meiner harrte. Mein Postillon, den solche Musik weit weniger rührte, schreckte mit gräßlichen Horntönen aus meiner Extase mich auf.

Ich war zu Ende mit aller meiner Bewunderung und ärgerte mich über mich selbst, daß ich unfähig zu lebendigerer Empfindung mich fühlte. Ich mußte wohl oder übel mit meinem bescheidenen Theile mich begnügen. Meinen Betrachtungen entriß mich, während es sehr steil bergan ging, das Geräusch von Wasserfällen an den Felsabhängen und mehr noch das Geächze und Geknarre ungeheuerer Baumstämme, welche auf hölzernen Rinnen von dem Platze, wo sie gefällt worden, in die schwindelnde Tiefe hinabrutschen, von wo sie weiter verführt werden konnten.

Eben so steil, aber nicht so lang als die so eben erstiegene Straße, führte eine andere zu einem zweiten See mich hinab. In eine Art von Krater eingeengt, welchen ungeheure Bergwände bis auf den Wasserspiegel herab bilden, gewährt dieser See nach allen Seiten nur ernste und finstere Ansichten. An einem Ende steht auf der Spitze eines Vorgebirges eine Kapelle und weiter hinten blinken durch die düstergrünen Bäume einige Hütten. Mein Wagen hielt vor einem Gasthof, dessen in solcher Gegend ganz unerwartete Sauberkeit mich überraschte. Aus dem Fenster meines Zimmers genoß ich die Aussicht über den Waltersee. Aber sie hatte weit weniger Reiz für mich als jene bezaubernde Ansicht des Tolzsees.

Kaum hatte ich wieder den Wagen bestiegen, so führte das Glück mir einen Geistlichen zu, der Französisch genug verstand, um meiner Unkunde dre deutschen Sprache nachhelfen zu können. Alle seine Antworten überzeugten mich, daß ich,

Bayerische Staatsbibliothek München

in Ermangelung interessanter Belehrung, wenigstens einen tüchtigen Führer und Dollmetscher in ihm gewonnen habe. Daher nahm ich mit Vergnügen seine Begleitung auf den Berg an, wo er seine Heerde besuchen wollte. Ich hielt diesen Ausdruck für bildlich, erkannte aber bald meinen Irrthum. Er hatte damit wirklich schöne und gute Kühe gemeint, welche, wie Piron zum Pfarrer von Saint-Sulpice sagte, ihn eben so sehr und vielleicht noch mehr als seine kirchliche Heerde zu beschäftigen schienen.

Beinahe zwei Stunden lang stiegen wir scharf bergan, bevor wir zu einem Thal voll Sennerhütten gelangten. Wir traten in die Hütte des Pfarrers, ein viereckiges, mit Baumstämmen bedecktes Häuschen. In der Mitte befand sich ein Heerd ohne Kamin, aller Rauch mußte durch die Zwischenräume der Wände ausströmen, wohin stets die Zugluft aus der gegenüberstehenden Wand ihn trieb. Glänzender Ruß hatte Wände und Decke überzogen. In einer Ecke schlossen einige schlecht gefügte Breter ein Lager von Moos und trocknen Kräutern ein. Aehnliches sah ich in einer andern Ecke. Dadurch allein waren beide Geschlechter getrennt. Ohne Zweifel ersetzte die schäferliche Unschuld, was allenfalls eine strengere Decenz noch erfordern würde. Ich frug meinen Begleiter, wie sich die Sitten bei diesem aufsichtslosen Beisammensein befänden. Seine ganze Antwort bestand in jener allgemeinen, in allen Ländern gehört werdenden Phrase: Es ist so gebräuchlich! Einige Augenblicke später gestand er mir, daß er jährlich weit mehr Kinder von zweideutiger Herkunft, als von authentischer Abstammung taufe. Ohne Zweifel ist auch dies so gebräuchlich.

Kaiserthum Oestreich.

Oestreichisches Tyrol.

Weg von München nach Inspruck.

Beim ersten Schritt über die Grenze des östreichischen Tyrols bemerkte ich, daß die Polizei, im Verhältniß zu der Wichtigkeit ihrer Monarchie, einen grandiosen Anstrich annahm. Ich fand dies natürlich. Eine große Macht soll nicht kleinlich thun. Mit aller Feierlichkeit bemächtigte man sich meines Passes, ließ alles darin Geschriebene mich wiederholen, behauptete, Dinge nicht zu finden, welche doch sehr deutlich darin protokollirt waren, wollte mich für die Unlesbarkeit einiger Unterschriften verantwortlich machen; da ich, nun bereits seit zwei Monaten reisend, wenigstens einhundert solcher Unterschriften auf dem Paß hatte, so mußte ich solche Verantwortlichkeit ablehnen. Die Verhandlungen verdunkelten und verwickelten sich immer mehr, weil der gewissenhafte Beamte nur deutsch sprach und mit meinen französischen Antworten sich durchaus nicht verständigen konnte. Zu noch größerer Verwirrung hatte der neapolitanische Gesandte in London nicht für schicklich gefunden, meinen Paß in einer andern, als seiner Landessprache auszufertigen. Ich wäre, glaube ich, noch heute im Arrest an jenem Grenzamt, wenn nicht mein Bedienter, ein Piemontese, mit Hilfe eines Alles kaum halb

verstehenden Schweizerkorporals sich halb und halb verständlich gemacht hätte. Um Alles noch genauer und deutlicher zu erklären, ließ ich einige Gulden in eine Hand rutschen, deren Bewegung mir ganz Anderes als nur den gewöhnlichen Redenachdruck andeutete. — Während dessen hatte sich eine andere Hand sehr freundschaftlich in meine zweite Hand gelegt, wahrscheinlich nur, um mich zu überzeugen, daß nichts weniger als böser Wille mich hier aufhalten wolle. Gerührt von dieser pantomimischen Betheuerung, versicherte ich diese freundschaftliche Hand mit eben so ausdrucksvollem Schweigen meiner Ordnungsliebe und Unverdächtigkeit, indem ich ein Goldstück ihr beibrachte. Von einer wie von der andern Seite hätte man wahrlich in Frankreich sich unmöglich klüger benehmen können.

In freien Ländern solche inquisitorische und fast fiskalische Maßregeln zu erleben, ist natürlich, denn die Freiheit ist mißtrauisch von Natur und geborene Freundin aller restrictiven Formen. Ueberdies verbietet sie niemals die Liebe zum Geld, selbst keinem Beamten, wie habsüchtig er auch sein möge. Endlich bietet sie so viele Wohlthaten und Genüsse, daß man wohl, ohne zu murren, einige Unbequemlichkeit und Schererei mit in den Kauf nehmen muß. Aber unbegreiflich ist es mir, wie man solche Dinge unter einer absoluten Regierung erleben kann. Hier erscheinen sie unerträglich und gegen solche muß man mit Wort und Schrift sich auflehnen.

Ich hatte einen meiner schwarzen Tage zu bestehen. Alle Postillone schienen sich verschworen zu haben, alle Grade von Tortur, welche ihre deutschen Kameraden über mich verhängt hatten, getreulich zu wiederholen. Ihre Langsamkeit muß jedem Reisenden, der Eile hat, zur Verzweiflung bringen. Sehen sie von Ferne eine Anhöhe, so werden die ohnehin nicht sehr schnellen Pferde schon sorgfältig angehalten. Man drängt sie, zu eilen, sie antworten mit einem Ja! ohne daß die Pferde auch nur ein wenig schneller gingen. Man schilt und zankt, sie nicken mit dem Kopf und sprechen ja! Man droht ihnen, sie holen eine ungeheure Tabakspfeife aus der Tasche und halten die Pferde an, um Feuer schlagen zu können. Endlich geräth man außer sich, man tobt und flucht,

sie nehmen ihr Hörnchen an den Mund und blasen einem ein Liedchen vor. Was ist zu machen? Geduld haben und sobald der Aerger verraucht ist, selbst darüber lachen. So begannen und so endigten eine Menge ähnlicher Scenen.

In Deutschland scheint Alles, was man auf der Landstraße auszustehen hat, in den Gasthöfen vergolten werden zu sollen. Kaum verkündet das Horn des Postillons die Nähe der Reisenden, so ertönt eine Glocke im Gasthofe für alle Dienerschaft, das ganze Haus geräth in Bewegung, zwei Kellner kommen heraus, fassen dich unter die Arme und helfen dir, aus dem Wagen steigen. Der Hausherr macht sehr höflich seine Reverenz, erbietet sich zu allen Diensten, begleitet den Reisenden in das für ihn bestimmte Zimmer und verläßt ihn nicht, ohne sich zuvor genau umgesehen zu haben, ob Alles in demselben in gehöriger Ordnung ist, und bittet um Bekanntmachung aller Wünsche und Gewohnheiten, damit er möglichst befriedigen könne. Ein reichliches, obschon zuweilen mittelmäßig gekochtes, aber stets sehr reinlich servirtes Mahl läßt nie lange auf sich warten. Alles geht vortrefflich, bis man sich zu Bette legt. Allein damit fängt das Elend an: schmale, kurze Betten ohne Vorhänge; harte, holperige Matratzen; Linnenzeug, welches diese nirgends ganz bedeckt! Es scheint wirklich, als ob sich alle Wirthe verschworen hätten, mit solchem Bettjammer alle sonstigen schönen Vorzüge ihrer Gastlichkeit zu verdunkeln. Indessen schienen sie auch diese Unannehmlichkeiten von der Zeche abrechnen zu wollen, denn diese ist gemeiniglich sehr mäßig.

Die Einwohner jeder Stadt scheinen freundlich bemüht, den Reisenden solche Schlaflosigkeit zu versüßen. Bis tief in die Nacht hinein lassen sie chorweise ihre Lieder ertönen. Die Richtigkeit und Genauigkeit des Vortrages macht solche Concerte im Freien entzückend. Man hat wirklich noch keinen Begriff von der Neigung und Anlage der Deutschen für die Harmonie, wo sie nur im mindesten kultivirt werden, entwickeln sie sich bald zu erstaunenswerther Geschicklichkeit. Wird auch nicht jeder Deutsche musikalisch erzogen, so ist doch jeder, wie durch Instinkt ein Musiker.

Inspruck.

Von allem hier Beschriebenen fand ich nichts in Inspruck. Statt des Gasthofs eine sehr schlecht ausgestattete Schenke; statt des zuvorkommenden Wirths eine alte Wirthin, welche zweifelhaft zauderte, ob sie bei ihrem Kessel am Feuer bleiben oder den Fremden begrüßen sollte und endlich jenen verließ, um sogleich wieder einer schlecht gekleideten Magd aufzutragen, dem ungelegen erscheinenden Reisenden sein selten geöffnet werdendes Zimmer anzuweisen.

Dies Alles erlebte ich im Gasthof zum goldenen Adler. Obgleich in der Mitte Juli's, hatte mich dennoch die Fahrt über die Kette hoher Berge während eines eisigen Regens durch und durch mit Frost erfüllt. Meine Wirthin hatte meinen Mißmuth über den Mangel eines Kamins im Zimmer wohl verstanden und sogar meinem Diener kurzweg befohlen, anderwärts ein Nachtquartier zu suchen. Nun ließ sie, ohne mich erst zu fragen, den ungeheuern Ofen im Zimmer heizen. Da er von Außen geheizt wurde, bemerkte ich von diesem Manöver nichts. Die Kälte verschwand sehr schnell und machte bald einer erstickenden Hitze Platz. Ich fühlte mich krank, wie von einem heftigen Fieber befallen, bis mein Bedienter die Quelle alles Uebels entdeckend mich beruhigte.

Kamine wären gegen die strenge Kälte Deutschlands und noch mehr Tyrols nur ein schwacher Schutz. Ueberall hat man an deren Stelle Oefen von Eisenguß, welche von Außen heizbar sind. Die glänzendsten Salons, ja selbst die Zimmer in fürstlichen Pallästen werden auf diese Weise geheizt. Die Wärmeleitungen konnten bei dem angeborenen Widerwillen der Deutschen gegen jede Neuerung noch nicht durchdringen. Es ist damit wie mit den Dampfmaschinen, welche bis jetzt noch selten sind, und wie mit der Gasbeleuchtung, welche noch nirgends angewendet wird.

Bald erkannte ich an dem Verschwinden aller Büsten und Bildnisse Napoleons, daß ich nicht mehr im eigentlichen Deutschland mich befinde. Haben die Deutschen jemals ihren so gerühmten Edelmuth und ihre Herzensgüte bewiesen, so geschieht es durch die fast religiöse Verehrung des großen Feld=

herrn. Ueberall findet man sein Bild, selbst in den Pallästen der Könige, welche er ihrer Staaten beraubt hatte. Wo er jemals vorübergezogen, zeigt man noch mit Wichtigkeit das Zimmer, welches er bewohnt hat. Eine Art von Weihe erhielten die Möbel, deren er sich bedient hatte; Niemand gebraucht sie mehr. Ueberall hört man seinen Namen, überall mit Enthusiasmus. Man vergißt, daß ein großer Theil seines Ruhms auf Kosten des Ruhms von Deutschland erkauft worden, daß er seine schönsten Siege über deutsche Heere erfochten, daß Deutschland zu seiner eigenen und zu Europas Unterdrückung Geld und Krieger und jede denkbare Hilfe ihm geleistet hatte. Man vergißt, wie sehr man nach solchem Drucke ihn gehaßt; man denkt nicht mehr an den schmählichen Abfall von Leipzig, an die Niederlagen von Hanau, so wenig als an jene von Marengo, Ulm, Austerlitz. Man sieht in ihm nur den Eroberer, so glorreich und hehr, wie er zu Wien, Berlin und Warschau und überall in den Hauptstädten eroberter und zertrümmerter Staaten erschienen war. Man denkt nicht mehr daran, daß er den Sieg mißbrauchte, um sich Alles zu erlauben und die Macht, um Alles zu unterdrücken. Man stellt sich, als sähe man nicht, daß Fürsten seine Stelle eingenommen haben, welche ohne seine glänzenden Eigenschaften sich redlich und erfolgreich um das Glück der Völker bemühen. Man scheint übersehen zu wollen, daß, so lange er regierte, Deutschland nur sein Sklave, sein hart behandelter Sklave gewesen und daß es seit seinem Verschwinden ein freies, wahrhaft väterlich regiertes Land geworden ist. Deutschland spricht und handelt in dieser Beziehung gleich jenem Bürger des Molier'schen Lustspiels, welcher nach der Beerdigung seiner Frau sagte: „Lebte sie noch, so würden wir uns tüchtig zanken, aber sie ist todt und ich beweine sie!"

Während meines eintägigen Aufenthalts zu Inspruck hatte ich Zeit genug, solche Betrachtungen anzustellen und aufzuzeichnen. Das Städtchen besteht aus Kasernen, Kirchen, Klöstern und einigen zwischen denselben befindlichen großen Gebäuden, deren Façaden äußerst geschmacklose Verzierungen entstellen. Auf einem der öffentlichen Plätze steht eine sehr

geschätzte Reiterstatüe. Der Bildgießer hat die bei dem Denkmal auf unserm Siegesplatz angewendete Kühnheit hier überboten, indem das Pferd ohne alle Hilfe des Schweifs frei auf seinen Hinterbeinen steht.

In der Hofkirche zählt man nicht weniger als 30 bronzene Statüen von Kaisern, Königen, Erzherzogen und Fürsten aller Länder und Zeiten, welche hier, kein Mensch weiß, warum, zusammengekommen und sich rings um ein sehr großes bronzenes Monument stellten. Diese ungeheuren Personagen nehmen nach ihrem Tod noch fast eben so viel Platz ein, als sie während ihres Lebens inne gehabt, deshalb sind viele christliche Leute genöthigt, in andern Kirchen einen Platz zum Beten zu suchen. Einige dieser Statüen verdienen als schöne Arbeit die Aufmerksamkeit der Kenner.

Köstlich sind die Umgebungen von Inspruck, köstlich von Natur und durch die Nachhilfe der Kunst und Civilisation. Die ein offenes und trefflich bebautes Thal beherrschenden Berge sind mit schönen Dörfern und malerischen Häusern wie besät. Beneidenswerth ob ihrer lachenden Lage erscheinen einzelne Meierhöfe im Schirm schöner Baumgruppen. Kirchen und Glockenthürme weichen hier von der anderwärts üblichen Form ab und gewähren der Landschaft damit einen Reiz von Neuheit, indem allerwärts diese Art von Gebäuden ein eigenthümliches Uebergewicht in den Landschaftsbildern übt. Der Inn strömt seine der Schifffahrt nutzlosen Gewässer in reißendem Laufe vorüber, bewässert damit Fluren und Auen zu unschätzbarem Gewinn und schmückt die Landschaft mit herrlichen Effektscenen. Alles vereinigte sich hier, um dies Thal zu einem wahrhaft zauberischen Aufenthalt zu machen, wenn nicht von den Höhen der mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Berge selbst im Sommer stets eine drohende Kälte herabwehte und oft sogar in der wärmsten Jahreszeit ihre Drohungen erfüllte.

Weg von Inspruck nach Sterzing.

Um von Inspruck nach Italien zu kommen, vertieft man sich in den ödesten und rauhesten Theil der Gebirge. Bei-

nahe acht Meilen weit geht es fortwährend bergan, nur selten und auf sehr kurze Strecken senkt sich die Straße wieder. Ueberall drohen an beiden Seiten gräßliche Abgründe mit um so größeren Gefahren, da die Straße oft kurz sich wendet und die stets zu Fuß gehenden Postillone mit unbegreiflichem Leichtsinn ihren Pferden ganz frei den Willen lassen. Um leichter zu ziehen, gehen diese Thiere aus Instinkt stets im Zickzack, von dem Rand eines Abgrundes an den Rand des andern. Geschieht Alles bei den Thieren, ohne die boshafte Schadenfreude, den Reisenden zu ängstigen, so verstehen sich die Postillone darauf um so besser. Sie weiden sich am Anblick des Schreckens, lachen der unwillkürlichen Ausrufungen der Angst, kümmern sich gar nicht um die Flüche und Drohungen, welche man gegen sie ausstößt. Man würde sich vielleicht bald darein finden und beruhigt werden, wenn nicht regelmäßig an den schauerlichsten Stellen Marmortafeln auf Denkmalen irgend einen frühern Unglücksfall verkündeten.

Endlich hat man die höchste Spitze erreicht. Es geht wieder abwärts voll Gefahren neuer Art und Schrecken besonderer Gattung. Mehrere Meilen Wegs hinab läuft und stürzt die Straße genau in den Abfallwinkeln eines dem Fuß der Gletscher entströmenden Gießbachs. Sind gleich zwei Räder gehemmt, so geht es doch so schnell über diese steilen Abhänge hinunter, daß man hier den genauesten und schauerlichsten Begriff von der ehemals üblichen Schlittenfahrt über den Mont-Cenis hinab gewinnt.

Die unüberwindliche Unruhe zerstreut indessen die rasche Abwechslung der verschiedenartigsten Scenen rings umher, ihr schnelles Erscheinen und noch weit schnelleres Verschwinden. Der Strom, der treue rauschende Begleiter hat unaufhörlich mit Hemmnissen aller Art zu kämpfen, scheint aber zu Kampf und Sieg stets neuen Muth und frische Kraft zu gewinnen. Ein Meer von Schaum umhüllt seine durchsichtigen Wellen, bis irgend ein Damm und Wehr ihn beruhigt und ihn zwingt, einen Theil seines Wassers dem Ackerbau oder Mühlwerken abzutreten. Er ruht ein wenig aus, bevor er wieder in einem Fall von 15 bis 20 Fuß sich hinabstürzt. Bezahlten nicht alle Ansichten und Aussichten der ganzen Gegend reich-

lich für solche Fahrt, so genügte schon dieser Sturzbach allein. Bald fährt man unter einem Dach überhängender Felsen hin; bald treten die senkrechten Bergwände so nahe zusammen, daß um den geringen Zwischenraum Strom und Straße mit einander kämpfen müssen. Dann wieder entfernen sich alle Berge und erlauben einer spärlichen Vegetation an den sanftern Abhängen sich zu nähren. Auf den höhern Bergen verlieren die größten Baumgattungen ihre gewöhnlichen Verhältnisse, haben nur wenig Laub und sinken oft bis zu gewöhnlichem Strauchwerk herab. Mit einer sparsamern Diät zufrieden, widersteht der Lerchenbaum selbst ganz nahe bei den Gletschern der furchtbaren Rauhheit und Schärfe der Luft. Zunächst unter ihm wurzelt die Tanne in Felsspalten und scheint gleich dem Bergbewohner der herben Natur zu trotzen. Noch tiefer grünt die Esche, dieser Riese der Hochgebirge und bietet, als Ersatz für das besonders in langen Wintern mangelnde Gras, Nahrung allen Thieren. Wichtig ist dieser Baum in einer Gegend, welche, von allen Hilfsmitteln des Ackerbaues entblößt, zuweilen wohl eine Ernte gewährt, aber niemals eigentliche Ackerpflege zuläßt.

So häufig, wie an den Ufern des Rheins die Schlösser, prangen in diesem Theil der Alpen die Kapellen auf allen Felsspitzen und Vorsprüngen. Sie stehen immer offen, zum Gebet der einsamen Familien, welche unmöglich Zeit finden können, ihre frommen Bedürfnisse in den fernen Kirchen zu befriedigen. Sennerhütten, Häuser, Dörfer, bebaute Felder zeigen sich in zunehmender Zahl und Fülle, so wie man tiefer und tiefer hinabkömmt.

Für den Reisenden, der nur das Pittoreske des Landes sucht und erkennt, ohne in die herbe Wirklichkeit der Entbehrnisse, des Mangels und Elendes und aller Leiden einer solchen Gegend eingeweiht zu werden, gewährt alles unaussprechlichen Reiz. Alle Vergnügungen, alle Sorgen und Schrecknisse verschwinden vor all den Zaubern, welche an seinen Blikken vorüber eilen. Diesen moralischen Empfindungen verleiht die physische noch höhern Schwung, indem man allmälig aus der scharfen Kälte in eine freundliche bis zur Hitze sich steigernde Temperatur versetzt wird. Man empfindet beinahe

dasselbe, als wenn dem sehr kalten Bad, worin man sitzt, nach und nach wärmeres Wasser zuströmt.

Einen schönen Reiz gewinnen diese Gebirge durch das Leben ihrer Bewohner, ob diese an Werktagen auf den Wiesen zur Heuernte sich gruppiren, ob sie ihre Heerden ins Holz treiben, auf den wildesten Felsen Gemsen jagen, oder ob sie Sonntags in ihrer malerischen Landestracht zur Kirche hinabschreiten, die Frauen mit den jüngsten Kindern an der Hand, während die ältern Knaben als würdige Söhne der Bergbewohner die Wege und Fußsteige vermeidend, über Höhen und Felsen fortklettern und die Männer an breiten Bandelieren ihre schweren Büchsen tragen, um zwischen den verschiedenen Arten von Gottesdienst nach der Scheibe zu schießen.

Sitten und Gebräuche.

Daß das ganze Leben der Tyroler sich nur genau in Arbeit, Religion und unschuldige Genüsse theile, bezweifle ich sehr. Aufrichtig gestanden, es gehörte eine sehr weit getriebene Tugend dazu, um der doppelten Verführung der Gelegenheit und der Schönheit zu widerstehen! Die Frauen der Berge sind so schön! Regelmäßige Züge, eine Frischheit, welche sehr lang einer unaufhörlichen Anstrengung und übermäßiger Arbeit Trotz bietet, ein hoher Wuchs, ein leichter Gang, ein höchst einnehmendes Wesen, eine Naivetät (beinahe könnte man ein anderes Wort gebrauchen), ach, eine so verführerische Naivetät! Dies Alles weckt sündliche Gedanken.

Ein gewöhnlicher Stutzer würde in dem wenig reizenden Negligee dieser Damen ein Abschreckungsmittel gegen jede Verführung finden. Ihr Kopf verschwindet völlig in einer kegelförmigen, ungeheuern, schwarzen Haube; ihr Kopf ist in eine Art von Fischbeinharnisch eingeschachtelt; ihr Bein birgt ein wollener Strumpf mit vielfarbigen Querstreifen und endigt ein Fuß, der, abgerechnet des Sonntags, gewöhnlich in keinem Schuhzwang seufzt.

Am Sonntag, an einem Feiertag, oder wenn ein Jahrmarkt zum Vorwand für eine Zusammenkunft der ganzen Gegend dient, werden die Werktagskleider abgelegt und mit einer

weit günstigern Tracht vertauscht. An die Stelle der ungeheuern Haube kommt ein schwarzer, grüner oder gelber Hut, der oben auf dem Scheitel sitzt und mit Blumen oder Bändern geziert ist. Die Haare fallen in langen Flechten auf den Nacken und an der Taille herab. Der Fischbeinharnisch ist verschwunden und zeigt so schöne Formen, daß man jenen Harnisch nur für deren gewöhnliche Schutzwehr halten muß. Reichfaltige, vielfarbige Röcke von außergewöhnlicher Weite erscheinen hier in Uebereinstimmung mit der ganzen Tracht sehr gefällig. Die ganze bizarre Eleganz vollenden rothe oder blaue Strümpfe und sehr weit ausgeschnittene Schuhe.

In keinem Lande habe ich so vollkommene Dorfschönheiten gesehen und wie lockend ist ihr Benehmen! Stets wissen sie einen Vorwand, Bekanntschaft zu machen und die bei jeder ersten Zusammenkunft so verlegen machenden Einleitungsscenen abzukürzen oder ganz zu beseitigen. Sie umringen jeden Fremden, fragen, woher er komme und wohin er reise, was er Alles gesehen habe und noch zu sehen hoffe. Seine Uhr, sein Ring, sein Anzug dienen zur Ausspinnung einer Unterhaltung, wobei man sehr lebhafter Pantominen sich bedient, sobald man mit Worten sich nicht mehr verständigen kann.

Auch die Männer haben eine eigene Art von Koketterie. Ihr Sonntagsstaat verräth bedeutende Ansprüche. Seine verschiedenen Theile sind von sehr abstechenden Farben. Das sehr weiße Hemd zeigt den Hals und einen guten Theil der Brust nackt. Ihre kraftvollen Formen zeigen sehr eng anliegende Kleider. Ein oben zugespitzter Hut prangt mit Blumen oder Hahnenfedern und sitzt stets auf einer Seite des Kopfs. Im Knopfloch steckt ein Blumenstrauß. Auf einer Seitentasche ragt die Spitze eines Futterals hervor, worin ein Löffel, eine Gabel und ein silbergarnirtes Messer stecken. Leicht ist ihr Gang, edel ihr Blick, kühn ihr ganzes Wesen.

Die Tyroler sind leidenschaftlich für die Gemsenjagd eingenommen, darauf beziehen sich alle ihre Uebungen und selbst ihre Spiele und Lustbarkeiten. Das Schießen mit dem Stutzen hat vor Allem den Vorzug, selbst vor den Tänzen; obgleich die bei denselben vorherrschende außerordentliche Freiheit eben

so viel Reiz für die Männer als Gefahr für die Tugend der Tänzerinnen haben muß.

Eine Art brünstiger, mit solchen Sitten kaum verträglich scheinender Religiosität ist oft auffallend. Sonntags sind während des Gottesdienstes alle Kirchen voll, selbst an den Werktagen sind sie besucht. Keiner geht an den Heiligenbildern, die nur in kurzen Zwischenräumen an allen Straßen und Wegen stehen, vorüber, ohne den Hut zu ziehen. Viele Leute sieht man während des Gehens eifrig beten. Die Vorderseiten der Häuser sind mit Bildern aus der heiligen Geschichte bemalt, welche gewiß trotz ihrer Stümperhaftigkeit oft halb so viel gekostet haben, wie die ärmliche Hütte selbst.

Alle solche Erscheinungen ist man geneigt, auf Rechnung des Aberglaubens zu stellen. Schwerlich irrt man damit. Allein derselbe Aberglaube, der bei den gebildeten Klassen und Allen, die eine gute Erziehung genossen haben, zu einer Verirrung, Uebertreibung, Ausartung, ja zu einem Mißbrauch des religiösen Princips ausartet — wird bei der niedern Volksklasse, oder ist vielmehr die Religion selbst. Der tyrolischen Religiosität erwähne ich nur als eines hervorspringenden Zugs ihres Nationalcharakters und eines der zahllosen Widersprüche des menschlichen Geistes.

Unter die auszeichnenden Eigenschaften dieses Volks gehört unstreitig auch die Ehrfurcht für das Andenken der Verstorbenen. Die Trauerzeit wird hier auf viele Jahre ausgedehnt. Auf den Kirchhöfen sind alle Grabhügel mit emsig gepflegten Blumen, Büschen und Rasen bedeckt. Jedes Grab hat sein Kreuz mit einer Inschrift. Manche dieser Kreuze sind von Eisen und reich vergoldet. Beinahe an allen hängt ein Körbchen, worein die Verwandten stets frische Blumen und Sträuße legen. Im Dorf Kurn, dem Mittelpunkt einer meiner Excursionen sah ich zu, wie eine ganze Familie diese fromme und rührende Pflicht erfüllte. Dennoch galt sie ohne Zweifel nur einem Kind; denn ich bemerkte den Vater, die Mutter, drei Mädchen und zwei Knaben; Alle knieten um das Grab. Nach dem Gebet legte jedes einen Blumenstrauß in den Korb, selbst das jüngste Mädchen wurde von der Mutter emporgehoben, um mit seinen kleinen Händchen hinein reichen

zu können. Auf allen Gesichtern lagerte schmerzliche Trauer; die Frau schwamm in Thränen und doch mußte das Kind schon ziemlich lang begraben sein, weil bereits Moos auf dem Kreuz wuchs.

Ich war in vielen Hütten, beinahe überall fand ich Zeichen der Armuth, aber jener Armuth, welche vertraut mit allen Entbehrungen, unbekümmert, selbst fröhlich sich zeigt. Ueberall liegen Werktagskleider und Handwerkszeug bunt durch einander, als peinliche Zeugen einer mühevollen Existenz. Die Sonntagsanzüge, die musikalischen Instrumente und der Kugelstutz haben einen eigenen Platz, wie es den tröstenden Mitteln des Vergnügens gebührt. Gewiß fliegen immer Aller Blicke scheu dahin, so oft Geduld und Muth vonnöthen sind. Sechs Tage der Arbeit und Plage, ein Tag des Glücks! An diesem Tag denkt man weder an den vorigen Abend, noch an den kommenden Morgen, man betet und walzt.

Viele müssen diesen kleinen Antheil von Glück noch mit herbern Bedingungen kaufen. Der Aufenthalt im Hochgebirge ist schrecklich im Winter, kaum erträglich in allen übrigen Jahreszeiten. Einsamkeit und Unregsamkeit herrschen weit und breit; der unfruchtbare Boden lacht jeder Cultur und lohnt die größte Arbeit nur sehr ärmlich, unbequem sind alle Wohnungen. Dazu verurtheilte ein strenger Spruch diese Unglücklichen. Die Männer trösten sich vielleicht noch mit dem Gedanken, daß sie hier den Gemsen näher sind; aber die Frauen! — Gott hat in seiner Gnade ihnen alles Vermögen, zu vergleichen und nachzudenken, vorenthalten, um solche Uebel erträglich zu machen.

So wie sie sind, oder wie sie sich geformt haben, passen die Tyroler vortrefflich in das Land, welches sie bewohnen. Sie schicken sich darein, sie lieben, sie beleben, sie schmücken es. Was kann man Besseres wünschen für sie selbst und für Alle, welche sie besuchen?

Moralische Zustände.

Der gesellschaftliche Zustand Tyrols verdient eine tiefere Untersuchung, weil er über eine bedeutende Frage der politi-

schen Oekonomie einigen Aufschluß geben kann. Oft frägt man: welchen Einfluß übt die gleiche Vertheilung des Eigenthums unter alle Glieder einer Familie auf die Civilisation der Massen und das Wohl der Individuen? Hier finden sich alle Bedingungen vor, welche die Lösung jenes Problems führen können. Hier waltet die Vertheilung des Eigenthums schon so lange, daß ihre Wirkungen sichtbar sein müssen und gewürdigt werden können. Hier spricht irgend eine Civilisation und ein Nationalcharakter sich deutlich aus; die Nationalsitten erscheinen abgeschlossen. Hier muß auch aller dieser verschiedenen Ursachen bestimmte Wirkung auf den Zustand der Gemeinden und der Familien sich zu erkennen geben.

Der erste Erfolg aller ins Unendliche fortgehenden Vertheilung des Eigenthums ist unbezweifelt der, daß mit dem Verschwinden des Reichthums auch die höhere Erziehung mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen auf die Gesellschaft verschwindet. Talente und Wissenschaft können nur mit großen Kosten errungen und nur in völliger Unabhängigkeit von allen gewöhnlichen Bedürfnissen und Sorgen des Lebens erhalten und fortgepflanzt werden, also verschwinden auch sie mit dem Reichthum. Die Künste kosten Kapitale, welche man durch Fortschritte in denselben wieder einzubringen hofft. Sie sind verlassen; denn fänden sich auch einzelne Familien, um die zum Lernen nöthigen Summen vorzustrecken, so würden sich doch deren nicht genug finden, um nur die Zinsen jener Summen wieder für Kunstgenüsse zu bezahlen. Damit sind denn alle Künste auf die Stufe der Handwerke herabgesetzt, während diese noch tiefer sinken müssen. Weniger Kleider wird man machen und diese wenigen weniger schön, weil die Mittel für theure Kleider und häufige Erneuerung fehlen. Damit sind zugleich der Schneider, der Tuchmacher und der Schäfereibesitzer von aller ferneren Vervollkommnung ihrer Produkte zurückgeschreckt, weil sie dieselben unmöglich mehr an den Mann bringen können. Dasselbe Loos trifft alle übrigen Producenten und Fabrikanten. Nach kurzer Zeit muß alle specielle Industrie mehr und mehr aufhören und ausartend auf alle Familien übergehen. Diese verfertigen denn selbst, so gut

oder so schlecht es immer gehen mag, Alles, was sie consumiren.

Aber die Familien vermehren sich, weil der erste Erfolg der Gütertheilung stets die Vermehrung der Ehen, also der Bevölkerung ist. Das Elend beginnt, denn die Gütertheilung hat eine äußerste Grenze, auf welcher nichts mehr zu thun bleibt, als diese unendlich kleinen Theilchen zu veräußern. Was wird hiernach aus den frühern Besitzern? Handlänger, Taglöhner, Knechte, d. h. Sklaven werden sie, Sklaven, obgleich unsere Sitten und unsere Zeit sie anders nennen. Um so unglücklichere Sklaven, weil die auf ihnen lastende Herrschaft von Leuten geübt wird, die, selbst ohne Erziehung und edlere Gefühle, in eigenem Uebelstand beengt, unmöglich Andere glücklich machen können, selbst wenn sie wollten. Diese Besitzungen werden also in die Hände einiger Individuen fallen, welche aus weniger zahlreichen Familien entsprossen, daher weniger arm sind, jedoch ohne sich zu dem Zustand einer höhern Civilisation erheben zu können. Dies ist die einfache Verwirklichung des Traums jener agrarischen Gesetze mit allen ihren unvermeidlichen Folgen. Dies Alles findet man in Tyrol.

Hier findet ihr einen beinahe völlig gleichen Vermögenszustand; einen gleichen Mangel jenes Theils von Intelligenz, welcher nur durch Erziehung entwickelt werden kann; eine gänzliche Abwesenheit jener sittlichen Ausbildung, welche zum Glück der menschlichen Gesellschaft so viel beiträgt. Man findet keine Advokaten. Dies wäre ein Glück für das Land, wenn nicht die Tyroler das unglückselige Geheimniß inne hätten, ohne deren Zutritt in Processen sich zu Grunde zu richten. Man findet keine Aerzte. Dies wäre gewiß kein Unglück, wenn nicht das ganze Land von Empirikern wimmelte, welche um so verschwenderischer mit den Arzeneien umgehen, weil sie selbst den Handel damit treiben *). Einzig, bedeut-

*) Außer Inspruck hat Tyrol noch eine ziemliche Anzahl kleiner Städte und großer Marktflecken. In keinem derselben sieht man irgend einen Mann in gewöhnlicher städtischer Kleidung; Alle haben die Tracht der Bergbewohner. Diese Einheit der Tracht zeugt für eine Gleichheit der Gewohnheiten und des geselligen Zustandes. Der Leibrock eines Pfarrers und zuweilen der lange Ueberrock irgend eines Postmeisters bilden die einzigen Ausnahmen.
A. d. V.

sam und angesehen im Lande sind die Pfarrer, weil sie allein von Allem, was den Uebrigen fehlt, etwas Weniges haben. Die Priesterschaft muß in Ermangelung besserer Hilfsquellen aus den Sennhütten sich rekrutiren und daraus die bestgeeigneten Kinder sich nachziehen. Man gibt ihnen unentgeldlich einen ihrem künftigen Stand nothdürftig angemessenen Unterricht, damit sie, obschon nichts weniger als eigentlich gebildete oder gar gelehrte Männer, wenigstens hoch über der Unwissenheit ihrer Umgebung stehen.

So hat sich denn der lebhafte Geist der Tyroler gewissermaßen in einen Instinkt verwandelt, der niemals um Nationalinteressen sich kümmernd lediglich auf das Interesse Einzelner höchstens irgend einer kleinen Gemeinde sich beschränkt. Der Regierung kann man diese Verdummung nicht zur Last legen, denn sie hat zu Inspruck im Herzen des Landes Anstalten zur Verbreitung höherer Kenntnisse errichtet. Aber kein Landesbewohner besucht solche; sie müssen von Ausländern sich erhalten. Also muß man lediglich das System der Gütervererbung anschuldigen, weil es jeden Unglücklichen an den Boden fesselt, von welchem er ein Theilchen erben soll und alle Mittel, das Land zu verlassen, ihm entzieht.

Die einfache Folge davon war eine stets rückwärtsgehende und endlich auf der niedrigsten Stufe stehen bleibende Civilisation. Vollkommen gut erzogen ist ein Tyroler, wenn er lesen und schreiben kann; walzen lehrt ihn die Natur und irgend ein Instrument zu spielen die Gewohnheit. Verbündet er mit diesen außerordentlichen Kenntnissen die Kunst, einer Gemse die Kugel durch den Kopf zu jagen, so ist er eines hohen Rangs in der allgemeinen Achtung gewiß, sein Name wird allerwärts genannt und der Ruhm der ganzen Gegend *).

Wenn nur diese unvollkommene Erziehung vor den der überspannten Civilisation gewöhnlich vorgeworfenen Uebeln und

*) Frankreich hatte vor wenigen Jahren noch über 12,000,000 Einwohner, welche nicht einmal lesen und schreiben konnten, also an Civilisation noch unter den Tyrolern standen. Ist daran auch die Vertheilung des Bodens schuld, oder die Regierung, deren Mitglied Herr von Haussez zu sein — nur wenig Ehre und Freude hatte. A. d. U.

Fehlern bewahrte! Allein das Laster wohnt so gut auf diesen Bergen, wie in den größten Hauptstädten. Erscheint es hier auch weniger raffinirt, berechnet und glänzend, so ist es darum nicht weniger weit gediehen. Die Sitten jener Sennerhütten sind warlich nicht reiner als in den schimmerndsten Boudoirs. In diesen stößt die Verführung wenigstens zuweilen auf Widerstand und siegt nicht immer. Allein dort führt die Gelegenheit die Niederlage herbei und erneuert sich täglich für jeden, der Gebrauch davon machen will. So kam es denn, daß das, was man allerwärts als Tugend bei den Frauen preist, in diesem Lande nicht beachtet wird; daß selbst dies Wort in der tyroler Sprache nicht vorkommt; daß selbst die Religion nothgedrungen mit dieser Verderbniß sich vertragen muß, daß die sich verheirathenden Männer auch nicht wunderlich sein dürfen und ein Auge zudrücken müssen.

So steht es mit den Sitten! Findet man vielleicht zum Ersatz für alles hieran fehlende, wahres häusliches Glück, Wohlstand und zärtlichen Familiengeist? Nein! das Glück kann da nicht bestehen, wo nur Entbehrung herrscht und Wohlstand ist unverträglich mit unzulänglichem Besitzthum. Man ist zu arm, um sich gegenseitig zu lieben. Denn, was man auch sagen möge, wer andere lieben will, der muß frei sein von den Sorgen und Bekümmernissen um sein eigenes Wohl und um die Erhaltung der nächststehenden Wesen. Das eigene Leiden schließt das Mitleid für Andere aus. Freundschaft? Sie suche man nur, wo die Erziehung sie möglich macht und nährt; in Tyrol wird man sie nicht finden.

So wären denn die Tyroler sehr unglücklich, wenn nicht ihr Charakter und ihre Gewohnheiten jede Idee von Unglück von ihnen fern hielten; wenn nicht ihre Unwissenheit sie vor jeder schmerzlichen Vergleichung bewahrte; wenn sie fähig wären, ihre Wünsche über ihr Vermögen zu erheben.

Das System, dessen Wirkungen ich hier entwickelte, nützt übrigens dem Staat eben so wenig als den Individuen. Tyrol liefert ihm nur Holz. Die Industrie seiner Bewohner beschränkt sich darauf, solches zu fällen und es in die Flüsse zu werfen, damit diese es dahin tragen, wo man es zu verwenden weiß. Tyrol liefert noch sehr tapfere und tüchtige

Soldaten, jedoch ohne daß jemals irgend ein ausgezeichneter Offizier aus ihnen hervorgegangen wäre *). Wie sollten aus einem so armen und unwissenden Lande Gelehrte, Dichter oder Staatsmänner zu erwarten sein **)? Die Künste beschränken sich auf die plumpen Malereien, womit man Kirchen, einzelne Kapellen an den Landstraßen und die Vorderhäuser zu schmükken wähnt, auf einige von Zimmerleuten oder Tischlern aus Holz geschnitzelte und bizarr genug mit Farben beklebte Christusbilder. Günstiger sollte man Alles für den Zustand der Musik halten. Die Tyroler lernen sie, gleich ihrer Muttersprache, beide scheinen ein gleich großes Naturbedürfniß zu sein. Dennoch kümmert sich die Erziehung um den Unterricht keiner von beiden, und Alles, was darin geleistet wird, ist lediglich Ergebniß der Naturanlage und Gewohnheit.

Wie steht es denn mit der Religion? Die Religion ist, was sie auf solcher Stufe der Civilisation sein kann und soll. Ihr Geist lebt gewiß in dem Herzen des Tyrolers, aber seiner Vernunft ist sie unbekannt. Die Tyroler glauben wohl etwas mehr, als sie eigentlich glauben sollten; sie beten mehr, als wohl verlangt wird, und glauben damit dem Himmel genug gethan zu haben. Vor keinem Bethaus gehen sie vorüber, ohne ihr Kreuz zu schlagen, und sie warten auch, bis das vor einem Kreuz knieende Mädchen sein Gebet vollendet habe, bevor sie mit ihm in den Wald gehen. Beim ersten Ton des Angelus verstummt plötzlich jeder Freudenlaut in der Schenke, Alle stürzen auf die Kniee vor dem ungeheuern Kruzifix auf dem Flur und murmeln sehr lange Gebete. Aber mit dem letzten Worte geht die vorige Freude wieder lustiger los und dann kommt bald der Rausch. Die Religion ist bei ihnen mehr eine Gewohnheit und Uebung, als Sache der Unterweisung und Ueberzeugung. Also kann sie

*) Ich muß einer ruhmwürdigen Ausnahme erwähnen. Hatten Andreas Hofer, Speckbacher rc. nicht entschiedenes Talent? Zählt übrigens nicht die östreichische Armee manchen Tyroler unter ihre tüchtigsten Offiziere? A. d. U.

**) Irre ich nicht, so hat Tyrol in allen diesen Gattungen Tüchtiges hervorgebracht. Möge darüber ein kundiger Oestreicher bald Belehrung ertheilen! A. d. U.

auch niemals bei ihnen zum moralischen Zügel oder Hebel werden.

Weg von Sterzing nach Venedig.

In einem engen Schlunde, in welchem sich in einer senkrechten Tiefe von mehr als 100 Fuß ein Waldstrom sein Bett gewühlt hat, zwischen Sterzing und Brixen kreuzt sich die Straße aus Baiern nach Italien mit der von Mailand nach Wien. Diesen Punkt wählte man zur Anlage einer Festung, welche durch die Natur der Oertlichkeit unnehmbar zu sein scheint und genügen wird, um jedes Heer vom weitern Eindringen in die östreichischen Staaten abzuhalten. Der Bau dieser Veste ist eigentlich ein Erinnerungszeichen an Frankreich, dessen Heer im Jahre 1805 durch diese unwegsamen Schluchten hervorbrach. Die Ankunft dieses Heeres bei Austerlitz einen Tag nach dem Siege hatte die bereits überwiegende Macht Napoleons bedeutend vermehrt und damit zugleich allen seinen Forderungen neuen Nachdruck verliehen. Selbst dem Gedanken an einen ähnlichen Versuch will man zuvorkommen. Ueberall, wo nicht die Lokalschwierigkeiten an sich selbst genügende Sicherheit gewähren, starren furchtbare Werke empor.

Bis Niderdorf trägt die Straße noch ganz den Charakter der Straßenbaukunst vor 100 Jahren. In einem von so vielen Zufälligkeiten heimgesuchten Lande, wie Tyrol, kann man sich hiernach einen Begriff von dem Zustande dieser Straße machen. Ich verließ also die auf meinem Reiseplan vorgemerkte Richtung von Trient und entschloß mich für die Straße über Longarone.

Zwei Meilen hinter Niderdorf verließ ich die alte Straße mit ihrem lachenden Thale, um mich zwischen Fichten bewachsenen Felsschlünden durchzuwinden. Nach dreistündigem Marsche auf trefflicher Straße über einen sanften Abhang ereilte mich die Nacht bei dem einsamen Posthaus von Landro. Ich glaube nicht, daß auf der weiten Welt ein öderer, traurigerer und kälterer Ort zu finden ist. Außer zwei Hütten von Wegarbeitern, deren eine sechs und die andere

drei Meilen entfernt ist, bietet dieser Gasthof dem Reisenden die einzige Unterkunft. Sie ist rings mit verkrüppeltem Holze umwachsen und auf eine Höhe von 200 Fuß von einem Gletscher beherrscht, dessen im Sommer theilweise schmelzender Schnee einen Stürzbach nährt, der stets dies Haus bedroht. Eine Kapelle auf der andern Seite der Straße, einige Ställe, ein von zwei Bergbächen genährter Teich mit unsichtbarem Abfluß bilden die ganze Niederlassung. Aus dem Gedörne tönen die Glöcklein einiger Futter suchenden Ziegen, hie und da klettert ein Eichhörnchen auf einem Baum umher und Nachts brüllt und brummt ein Paar Bären durch die Wüste hin. Damit habe ich alle belebenden Elemente dieses Ortes der Trauer genannt. Hier mußte ich denn übernachten. In Ermangelung einer bessern Beschäftigung studirte ich die ganze Lokalität, begnügte mich mit einer herzlich schlechten Mahlzeit und fand mich unerwartet und reichlich entschädigt durch die Reinlichkeit meines Zimmers.

Des andern Morgens erstieg ich den Gletscher bei Sonnenaufgang, machte mich dann auf den Weg und begann zu steigen.

Nach ungefähr zwei Stunden sah ich einen Wasserfall südlich hinabstürzen, während aus demselben Felsen ein zweiter nach Norden sich wendete. Daraus schloß ich, daß ich auf der Kuppe mich befinden müsse, wo die Abdachung nach dem mittelländischen Meere mit der Abdachung nach dem schwarzen Meere grenze. Die Straße verliert sich in Krümmungen ungeheurer Felsmassen, wagt sich nicht selten durch deren Risse und Spalten, fügt sich allen Launen des zerrissenen über einander gestürzten Terrains, um eine nicht allzu steil hinablaufende Bahn zu gewinnen. Wo der Boden dafür fehlte, schuf man ihn mittelst Mauern, Gewölben und Pfeilern. Nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, welche nur die gewaltigste Anstrengung und wahres Genie möglich gemacht hat, gelangt man auf weniger ungleichen Boden, aber abwärts geht es ununterbrochen. Zehn bis zwölf Meilen fährt man auf diese Weise, ohne daß je der Abhang so steil würde, daß man den Wagen hemmen muß oder daß eine Anhöhe die Schnelligkeit unterbräche. Schwerlich steht ir=

gendwo ein bewunderungswürdigeres Werk. Hielt nicht nationale Eigenliebe mich ab, so würde ich dieser Straße von Longarone wahrscheinlich Vorzüge vor der Simplonstraße einräumen. Alle Werke der Kunst haben auf dieser einen mehr denkmalähnlichen Charakter, deshalb allein könnte ein parteiloses Urtheil ihr den Vorrang zuerkennen. Sie verdient ihn, weil sie älter ist und mit ihrem Bau allen Ingenieuren der Welt ein bewunderungswürdiges Muster bietet. Beide Straßen hatten gleiche Schwierigkeiten zu überwinden. Sanfte Abhänge mußte man suchen, indem man an den steilen Böschungen der Berge sich wand. Felsen waren nur mittelst Minen aus dem Wege zu räumen und — was von Allem das schwierigste war — Gerölle und bewegliche Lagen mußte man mit unermeßlichen Werken festhalten, unterbauen; Stützmauern mußte man unter den ungünstigsten Verhältnissen aufführen. Bergströme konnte man nicht umgehen, man mußte sich also mit ihnen unter den wenigst lästigen Bedingungen vertragen. Ueberall gähnten Abgründe entgegen, deren Gefahren, ja deren Anblick sogar man möglichst beseitigen mußte. In Piemont, wie in Tyrol, waren diese Aufgaben sich so ziemlich gleich. An beiden Orten wurden sie zu unvergänglichem Ruhm der französischen und östreichischen Ingenieure gelöst.

Diese Gebirge sind wild und rauh, wahre Decorationen für Räubermelodrame. Begegnete ich auch keinem dieser Herren, so sah ich doch eine Menge Gestalten, welche auf ein Haar ihnen glichen, und Anzüge, welche ihnen vortrefflich stehen würden. Waren diese Leute ehrliche Leute, so sahen sie solchen wenigstens nicht ähnlich. Verschwunden waren jene Tyroler, deren bizarre Tracht und zierlicher Putz und leichter Gang und schöner Trotz mir so sehr gefallen hatten. Die Bewohner dieser Berge machen diese Einöden noch schauerlicher mit ihren gebrechlichen, hagern, gelbbleichen, zerlumpten Gestalten, mit den Beilen auf der Schulter oder mit der Büchse im Arme, welche, allgemeiner Versicherung nach, stets nur gegen Gemsen von ihnen gebraucht werden soll. Ist dies wirklich der Fall, so muß man ob ihrer Enthaltsamkeit sie groß loben, denn mächtig muß die Versuchung sein bei

Menschen, denen das Brod fehlt und wahrscheinlich auch eigentliche Moral mangelt.

Von Landro bis Venedig ist das ganze Land scheußlich durch Kahlheit, Unfruchtbarkeit, Einsamkeit und rauhes Klima. Gelangt man auch zuweilen an einzelne, bewohnte Flecke, so schreckt die Erbärmlichkeit verfallener Hütten und das Elend ihrer Bewohner gleich zurück.

Nach einer über lange Umwege und steilere Abhänge sich bergab ziehenden Fahrt, auf welcher alle Gefahren und Unannehmlichkeiten des früheren und des noch bevorstehenden Weges sich häuften, gelangt man neu aufathmend in den Thalkessel von Val-de Cadore, welchen ein Bergstrom beinahe ganz einnimmt. Um die Straße jedem Streit mit solch unfriedlichem Nachbar zu entheben, hat man sie mittelst Minen rein aus einer Felswand gesprengt, und diese ungeheure Arbeit auf eine Entfernung von vier Meilen zwanzig Fuß breit glücklich vollendet. Sie läuft 30, 40, oft 100 Fuß hoch über dem gewöhnlichen Stromspiegel hin. Ueberall ist sein Rauschen und zürnendes Donnern vernehmbar. Eine zwei Fuß hohe Mauer an der Seite hin entfernt mehr den Gedanken in eine Gefahr, als diese selbst, denn hinter ihr ist Abgrund überall.

In den Buchtungen der Berge stehen einige Weiler. In das Bett des Bergstromes selbst wagten sich einige Mühlwerke, durch nichts beschützt als etliche jämmerliche Holzbauten. Den imposanten und finstern Charakter dieses Thales färben zuweilen mit freundlicherem Tone sehr verschiedenartig gebildete Wasserfälle. Belebt wird die ganze Scene nur von einzelnen Schaaren von Arbeitern, welche die auf dem Strome schwimmenden Hölzer vom Ufer aus leiten und ordnen. Höchst betrübend ist der Anblick der Noth und Leiden auf den Gesichtern Aller, betrübender noch der Gedanke, daß ihre anstrengende Arbeit selbst die Lebenskraft zerstören muß, ohne die Aermlichkeit der Existenz beseitigen zu können.

Um alle Schauer, Schrecken und Gefahren zu analysiren, will ich nur erwähnen, daß der Weg auf einer Strecke von funfzehn Meilen beinahe ununterbrochen an einem schroffen, oft senkrechten, zweihundert bis tausend Fuß tiefen Ab-

grund hinläuft und nur durch eine schwache, zwei Fuß hohe Mauer davon getrennt ist. Man fällt nicht hinab! ist das beste, was man jedem Furchtsamen hier sagen kann, weil, wie Jedermann weiß, Furchtsame gar nicht oder sehr schlecht räsonniren. Ein ungeschickter oder trunkener Kutscher, ein scheues oder unartiges Pferd, der Bruch einer Deichsel oder Kette und — man fällt hinab! Bereist man also nothgedrungen oder aus Neugierde diesen Weg, so gebietet die Klugheit, vor Allem den Postillon hübsch diät zu halten, sich von der Festigkeit des Wagens, der Haltbarkeit alles Geschirres und der Folgsamkeit der Pferde vollkommen zu überzeugen, und — man fällt nicht hinab!

Die östreichische Regierung ließ diese Straße nach einer ganz neuen Methode bauen *). Eine sehr vollständige Ankündigung enthielt außer den Angaben von Anfang und Ende der Straße, von einigen Hauptpunkten dieser Strecke, die vorgeschriebene Breite, das Maximum ihres zulässigen Falls, alle Vorschriften für die nöthigen Brücken, die Beschaffenheit der erforderlichen Materialien und die Zeit, innerhalb welcher das ganze Werk vollendet sein mußte. Jeder Unternehmer hatte das Recht, einige Ingenieure zu wählen und die Arbeiter nach Gutdünken selbst zu leiten. Die Regierung machte sich dabei verbindlich, überall, wo es sich um Eigenthumsablösungen von Grund und Boden handele, selbst ins Mittel zu treten. Diese Versteigerung hatte eine Minderung von 25 Procenten am eingereichten Kostenüberschlag zur Folge, sie erzielte überdies eine schnelle, solide und genügende Arbeit und beseitigte alle Hindernisse, auf welche gewöhnlih das allgemeine Interesse stößt, wo eine Regierung unmittebar pflanzt und baut und fabrizirt.

Jenseits des kleinen, hübsch gelegenen und mit einem guten Gasthofe versehenen Städtchens Longarone führt die Straße durch eine offene Landschaft. An den Abhängen der entholzten Berge sieht man pittoresk liegende Dörfer und Höfe, welche jedoch allen angenehmen Eindruck verlieren, so-

---

*) Im Jahre 1827 hatte ich die Anwendung eines ganz gleichen Systems in dem Schriftchen „des routes et des canaux" empfohlen.
A. d. V.

bald man sie betritt. Verfallenes Gemäuer, vom Rauch geschwärzt, der ohne Kamine durch Thüren und Fenster und schlecht gefügte Dachziegeln den Ausweg sucht, werden hier Häuser genannt und von schmuzigen, übelriechenden, zerlumpten, ausgehungerten Menschen bewohnt. Ach! um wie viel höher schätze ich die weniger malerisch schönen Meiereien der Normandie und Flanderns! Verachtet diese auch der Landschaftsmaler, so besucht sie der Freund der Humanität um so lieber. Luxus enthalten sie nicht, dagegen auch keine Spur jenes äußersten Elendes und jener häßlichen Erniedrigung, welche in diesen Bergwohnungen ein so betrübendes Schauspiel gewähren.

Am auffallendsten erschien mir dies Alles in dem Dorfe Santa=Croce, welches durch seine zauberisch reizende Lage am Ende eines 2 bis 3 Meilen breiten Sees mich angelockt hatte. Sein wahrhaft greuliches Innere war beinahe ein Vorspiel zu dem Anblick der Scene jenseits des Felsens, worauf es steht. Berge ohne Bäume, selbst ohne Moos, überall von Wasserströmungen tief und wild durchrissen, dehnen sich bis zu einem andern See, der alle ihre Gewässer aufnimmt. Unwillkührlich kam mir der Gedanke: so muß es aussehen rings um das todte Meer herum und an den grünlosen Ufern des Jordan.

Doch stehen einige Hütten in dieser traurigen Wüste. Weit und breit ohne eine Scholle tragbaren Bodens kleben sie auf Felsen gleich Horsten wilder Vögel. Neugierig war ich, zu erfahren, womit deren Bewohner sich nährten. Der Mann sagte: „Ich und meine Nachbaren wohnen hier, weil es keinem Menschen einfällt, das Eigenthum dieses Bodens anzusprechen, und weil man dort über den Bergen Weideplätze für eine Kuh und einige Ziegen findet. Diese Thiere sind, gleich uns, gewöhnt, mit Wenigem sich zu begnügen, täglich werden sie von mir oder meiner Frau hinausgeführt und ihre Milch genügt zum Unterhalt für mein ganzes Haus." Diese Haushaltung enthielt denn auch nichts Ueberflüssiges. Das Mobiliar bestand aus einigen Bohlen, welche zu einer Stelle sich fügten, worauf getrocknete Maisblätter als Matratze lagen, zwei hölzernen Schemmeln und einigen irdenen

Schüsseln und Näpfen. Die Reinlichkeit schien als ein Luxusartikel betrachtet zu werden, denn sie war aus dem ganzen Hause verbannt. Uebrigens überzeugte mich die Erklärung jenes Mannes, daß er seiner wahrlich nicht sehr beneidenswerthen Lage in seinem glücklichen Gemüth irgend eine glückliche Seite abgewonnen hatte, und Besseres nicht verlangte. Dennoch ist diese Lage die ganze Scheußlichkeit des Elendes im gewöhnlichen Zustande. Man denke sich Altersschwäche, Krankheiten, den Verlust der Hausthiere hinzu! Was bleibt dann von menschlicher, ja, nur für thierische Existenz übrig? Die göttliche Barmherzigkeit beschloß, als sie die Schaale des Zorns über diese Wesen ausgoß, durch völligen Stumpfsinn vor den Gedanken und Gefühlen ihres Jammers sie zu bewahren. Ich hütete mich wohl, strenger zu sein, als sie. Einiges Geld, welches ich auf einem als Tisch dienenden Baumstrunk zurückließ mag wohl zureichen, um seine Heerde mit einigen Ziegen zu vermehren, und damit seine Lage noch weniger verwünschenswerth zu machen *).

*) Für besseres Verständniß mancher sehr interessanten Ansichten auf dem Wege durch Italien, dürfte der geehrte Leser wohlthun, die höchst pikante Beschreibung Italiens von unserm jungen Landsmanne Nicolai mitunter zu vergleichen. Nicht selten deutet Herr von Haussez mit diplomatischer Gewandtheit fein an, was der junge Deutsche in seiner biderben Ehrlichkeit mit trocknen Worten heraussagt. A. d. U.

Italien.

Lombardisch-Venetianisches Königreich.

Venedig.

Endlich ist man aus der Region der Berge und in Italien. Serravale liegt in dem Engpaß, der Ebene und Gebirge verbindet. Conegliano ist nur durch seine hübsche Lage auf dem Rücken eines Hügels merkwürdig. Aus Treviso eilt man wieder herauszukommen, um den widerwärtigen Anblick schlecht gepflasterter Straßen, zerfallener Häuser und häßlicher Menschen los zu werden.

Venedig beginnt bei Mestre, denn hier verläßt man den Wagen und besteigt die Gondel. Nach einer halbstündigen Fahrt auf einem engen Kanal ist man in den Lagunen und sieht Venedig mitten im Wasser mit dem Heere seiner Kuppeln und viereckigen Kirchthürme, mit den Inseln ohne Grün, aber voll Gebäude und allen den zahllosen gedrängt liegenden Inselchen, aus welchen die Stadt emporstieg. Diese Perspective ist schön, aber wirklich weit weniger schön, als man es zu finden übereingekommen zu sein scheint.

Man kennt Venedig so durch und durch, man ist von all den übertriebenen Beschreibungen, von seiner Fremdartigkeit und Lage und von allen seinen Wundern so sehr befan=

gen, daß man in der That nichts Erstaunenswerthes daran mehr findet. Obgleich ich diese Stadt zum erstenmal sah, so sah ich sie doch eigentlich nur wieder, so sehr glich sie Allem, was ich aus Erzählungen, Bildern, Kupferstichen und Panoramen davon kannte. Selbst mit ihren Einzelnheiten war ich so vertraut, daß ich vor keinem nur halbwegs auffallenden Gebäude vorüberging, ohne es nicht sogleich nennen zu können. Selbst den eigenthümlichen Dioramastyl fand ich wieder in dem stummen Leben auf den Kanälen. Von dem guten Vorrath von Bewunderung, welchen ich für Alles mitgebracht hatte, blieb ein guter Theil unbenutzt mir übrig, weil zwar viel Bewunderungswürdiges, aber noch mehr des Beklagenswerthen sich zeigt. In der That, wer könnte ohne die innerste Regung diese Palläste der variirten, für jeden Fremden ganz neuen und anderwärts nirgends mehr vorkommenden Bauart betrachten! Bizarr erscheint sie und dennoch klassisch, weil alle Gattungen zugleich verwendet sind, obgleich bei vielen Bauten der Byzantinische Styl vorherrscht und beinahe allen sein Gepräge aufgedrückt hat. Man erstaunt gleichmäßig über die Verschwendung der edelsten Marmorarten an allen diesen Gebäuden, wie über die sinnreiche Benutzung derselben. Geblendet wird man von dem Reichthum an Bronze, Vergoldungen und kostbaren Steinen in den Verzierungen aller Kirchen. Der Anblick der Musivarbeiten, womit die Markuskirche vom Pflaster an bis hinauf in die Schlußsteine ihrer Dome und Gewölbe bedeckt ist, erfüllt mit einer Art von Betäubung. Man fragt sich, wo jemals zu Vollendung so bewunderungswürdiger Arbeit Künstler, Zeit und Geld genug gefunden werden konnten. Ja, hier ist Stoff zum Erstaunen und Bewundern.

Aber man sieht bei der Fahrt auf den Kanälen neben den herabgewürdigten Façaden der herrlichsten Palläste gänzlich zertrümmerte Mauerwerke, und daß selbst diese Palläste eigentlich nur aus einer Façade bestehen, während alles Uebrige an ihnen ein wirrer Haufe von Backsteinen ist. Betritt man ihr Inneres, so kommt man zuerst in eine finstere kalte Flur, steigt über eine Marmortreppe empor und steht in einer zweiten Flur, aus welcher man in eine Reihe schlecht

vertheilter, unbequemer Zimmer gelangt. Diese haben keine andere Perspective, als die Façade des auf der andern Seite des Kanals gegenüberstehenden Pallastes, an welchem aus Achtung für das Andenken des großen Baumeisters weder das Holzwerk neu aufgemalt, noch die Vergoldung aufgefrischt wurde *). Man muß eine so ungeheuere Menge von Gemälden für Werke der größten Meister der Venetianischen Schule ansehn und bewundern, daß man sehr bald, auch ohne Kenner zu sein, von Dummheit oder Prahlerei überzeugt wird, weil nie eines Menschen Leben lang genug gedauert hat, um so viele Arbeiten und Kunstwerke zu fertigen. Dies Alles zeigt euch ein Kastellan in ärmlicher Kleidung, der beim Abschied ein Almosen erbettelt; dies Alles sieht man in alter, verfallener Umgebung einer Armuth, welche fast schauerlich wird bei so viel veralteter Pracht, überall umweht den Fremdling eine unheimliche, schwüle, beengende Luft des Jammers und der Verkümmerniß. Dies Alles führt unmittelbar zu einer bedeutenden Abspannung jener traditionellen Bewunderung, die heutzutage nur noch bei Denen in altem Schwung sich zeigt, welche von jeder vorgefaßten Meinung und herkömmlichen Ansicht sich unterjochen lassen; oder bei Jenen, welche, aus Aerger, solcher Täuschung selbst erlegen zu sein, nun Andere gleichfalls zum Besten haben wollen **).

Venedig ist nichts mehr als eine Masse verderbender Palläste und verfallender Häuser. Man baut nichts mehr und reparirt nichts. Mit Ruinen sich behelfend, flieht man aus dem Theile des Hauses, der den Einfall droht, in einen andern fester scheinenden, bis endlich das ganze Gebäude einzustürzen Miene macht und zum Auszug nöthigt. Diese Stadt wird nur so lange fortleben, als ihre jetzigen Häuser noch stehen, und dabei muß man sich wohl hüten, die Zeit der Fortdauer mit in Anschlag zu bringen, welche sorgfältige

---

*) Selbst die allerschlechtesten Baraken in Venedig rühmen sich von einem Heroen der Baukunst, wie z. B. Palladio, Sanmichelli, Sansovino ꝛc. in gerader Linie abzustammen, die jämmerlichsten Winkel werden für Werke dieser großen Männer ausgegeben. A. d. V.

**) Es dürfte denn doch nicht uninteressant sein, hierüber zu vergleichen Garagoli von Hrn. von Pirch und Reisenovellen von H. Laube ꝛc. A. d. U.

Unterhaltung und Ausbesserung den Gebäuden fristen würde, weil Sorgfalt und Ausbesserung hier unbekannte Worte sind. Venedig wird daher untergehen, weil kein Mensch irgend ein Interesse dabei hat, den Einsturz der Häuser zu verhindern.

Als Staat ist Venedig längst über die Zeit der Symptome des Verfalls hinaus. Sie ist vorüber seit den Tagen, in welchen der Untergang seiner Macht erfolgte. Von der Republik Venedig ist nicht mehr die Rede. Die Gräber der alten Dogen, ihre verlassenen Palläste, ihre von der Zeit halb verwischten Wappen, ihre in einem Saale wohl erhaltenen Bildnisse, ein ungeheueres Arsenal, worin einhundert Galeerenzüchtlinge an der Reperatur zweier oder dreier kleiner Kriegsschiffe, der ganzen Marine des neuen Herrn, arbeiten — sind Alles, was von jener Republik übrig geblieben. Von den Symptomen seines gänzlichen Verschwindens als Stadt spreche ich. Augenscheinlich zeigen sie sich überall, in seinem Hafen ohne Schiffe, in seinen Magazinen ohne Waaren, in seinen Zollämtern ohne Leben, in seiner Börse ohne Geschäfte.

Was und wer könnte Venedig seine verschwundene Größe, sein politisches Uebergewicht wiedergeben? Dieser Glanz und diese Größe waren längst verschwunden, bevor es entscheidende Verhältnisse aus dem Verzeichnisse der Staaten ausgestrichen hatten. Es hatte damals schon nicht mehr Kraft und Elasticität genug, um wenigstens nach einigem Widerstande ehrenvoll zu fallen. Einem Schwindsüchtigen gleich starb es an Erschöpfung. Der Friede von Campo Formio war eine Gelegenheit, nicht Veranlassung seines Todes.

Seine Handelsüberlegenheit hatte mit jenem großen Ereignisse des 15. Jahrhunderts, mit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung ihr Ende erreicht. Der früher auf das mittelländische Meer beschränkt gewesene Handel breitete über alle Meere sich aus und Venedig, früher der Mittelpunkt des gesammten europäischen Handels, wurde dadurch ein entlegener, gleichsam excentrischer Punkt ohne irgend eine mögliche Verbindung mit andern producirenden oder consumirenden Ländern. Ja, selbst ohne eigentlichen Zusammenhang mit dem neu erstandenen Weltseehandel und dessen Transportmitteln, weil nur ein sehr seichtes Meer seine Küsten bespült.

Nichts hat Venedig von Allem, was die Industrie der Manufacturen begünstigen könnte. Keine Grundstoffe, keine Mittel zur Anlage von Manufacturen, keine Kraft zur Bewegung von Maschinen, keine Thätigkeit und Anstelligkeit seiner Volksklasse! Durch irgend ein gewaltsames Ereigniß dem Meer entstiegen, wird es auch durch irgend ein gewaltiges Ereigniß wieder in dessen Grund versinken. Der Einfall der Barbaren in das civilisirte Europa hatte eine ganze vor dem Untergang fliehende Bevölkerung in diese Lagunen herabgetrieben. Das Umsichgreifen einer steigenden Civilisation hat ihre äußersten Grenzen erreicht und Bedürfnisse erzeugt, welche Venedig nicht befriedigen kann, und Hilfsquellen, deren Venedig unkundig und unfähig zugleich ist. Venedig gebietet über gar nichts mehr, weder durch Gewalt der Waffen, noch durch Reichthum, noch durch Industrie. Venedig ist nur noch ein unfruchtbarer Ort, wo lediglich aus Gewohnheit einige tausend Menschen verzehren, was sie anderwärts sammelten, und ihre Häuser — diese Schauplätze des Glanzes ihrer Vorfahren, diese Zeugen ihrer eigenen Armuth — vollends verbrauchen. Ihr Vermögen verliert sich allmählig in Hände, welche — in der Verlegenheit, nichts zu können, als die Ruder einer Gondel zu bewegen, und in der Bedrängniß, an einen neuen Nahrungszweig denken zu müssen — an den Ort gefesselt sind. Dies Alles muß ein Ende nehmen, und solches Ende kann nicht mehr fern sein, weil schon die Häuser einfallen, die ohne allen Zufluß bleibenden Reichthümer sich erschöpfen und alle Principien der Zerstörung täglich neue Kraft gewinnen. Wahrlich, die Stadt der Dogen wird mit der Fabrikation ihrer Glasperlen, ihrer mikroskopischen Ketten und ihrer Bänder sich nicht erhalten. Dennoch hat ihre Industrie keine andern und ihr Handel nur höchst unbedeutende Hilfsquellen *)!

Eilen muß man also, die Lage dieser verfallenen Stadt zu bestätigen, bevor sie vollends in den Sümpfen wird begra-

*) Herr von Haussez malt ziemlich schwarz. Viele Nachrichten lieben das übermäßige Weiß. Wie man auch beide Ansichten vergleichen und mischen möge; wie unbefangen oder poetisch befangen man Venedig betrachten möge — sehr grau muß es immer erscheinen. A. d. U.

ben sein, welche sie einst zu ihren Fundamenten befestigt hatte. Ich habe dies mit einer großen Theilnahme gethan. Denn hier leben noch so viele glänzende Denkmale, daß man, ohne Ermüdung, ja sogar, ohne sie zu suchen, ihre glorreichen Reihen überblickt. Hier stehen so viele Monumente der Macht, so viele Trophäen ihrer Siege, daß man nicht einmal nöthig hat, nach ihren Jahreszahlen und Ursachen zu fragen. Jetzt kann man Venedigs Geschichte schreiben und endigen. Denn Venedig selbst ist eine vollendete Thatsache, eine fertige Geschichte, mit Ursprung, Entwickelung, Fortdauer und Peripetie. Eine große, ja erhabene Episode, welche, ohne etwas von ihrer eigenthümlichen Wichtigkeit zu verlieren, von der allgemeinen Geschichte Europas getrennt werden kann, um der Neugierde und Theilnahme künftiger Zeitalter reichen Stoff zu bieten.

So wie einst die Herrschaft und der Glanz Venedigs von dem Markusplatze ausgingen, so gehen jetzt von da aus alle Streifereien und Forschungen der Reisenden. Hier wäre noch Alles vorhanden für Weltereignisse, wie die Eroberung von Constantinopel, die Kreuzkriege in Palästina, die Unterwerfung von Morea, die großen europäischen Kämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts — wenn noch Männer vorhanden wären, gleich jenen, welche damals in Venedig herrschten. Dem Pallast der Dogen sind seine Architectur, seine Einrichtung, all sein Marmor, alle Statüen und Gemälde, alle Bilder seiner einst so furchtbaren Bewohner, seine schrecklichen Gefängnisse einer grausamen Politik geblieben. Der geflügelte Löwe ist zurückgekehrt auf jene Säule, welche man aus Athen herübergeholt und zum glorreichen Fußgestelle ihm gegeben hatte. Die vier Pferde des Lysippus stehen wieder auf dem Portikus von St. Markus und fanden wieder jene kleinlichen Säulen, welche früher als Schildträger ihnen dienten, als man sie vom Bosphorus an die Ufer des adriatischen Meeres herübergebracht hatte. Nicht ein Steinchen fehlt an der ganzen Mosaik von St. Markus. Der Platz, dessen eine Seite diese Kathedrale bildet, ist ganz noch so wie Sansovino und Sanmichelli ihn bauten. Prachtvolle Kirchen geben noch immer jeder Perspective die magische Herrlichkeit ihrer Dome

und Statuen geschmückten Façaden. Wenig von ihrem Glanz verloren alle ihre Bilder, Frescogemälde, Marmore, dies Alles ist bis heute geblieben, wie es vor zwei Jahrhunderten war. Aber außer diesem ist auch Alles Trauer, Vernichtung. Umsonst glaubte man an die Möglichkeit, einen Schimmer des alten Handelsglanzes wieder über diese Stadt verbreiten zu können, indem man ihr, in Ermangelung aller andern Mittel, einen Freihafen verlieh. Der Handel hat sich von ihr abgewendet, der Betrug allein zieht Vortheil von dieser Freiheit. Für wie ausgedehnt man den Schmuggelverkehr immer halten möge, stets bleibt er nur ein enger und bedenklicher Weg zum Glück. Einzelne kann er wohl bereichern, aber die Volksmasse stets nur demoralisiren.

Viel habe ich über Palläste zu sprechen, also ist es wohl nöthig, über die eigentliche Bedeutung dieses Wortes sich vorläufig zu verständigen. Das italienische Wort Palazzo übersetzen wir gewöhnlich mit dem Ausdruck Pallast, obgleich dies deutsche Wort eigentlich etwas ganz anderes ausdrückt, als jenes italienische meistens sagen will. Palais der Franzosen und Pallast der Deutschen bedeutet nicht nur ein großes Wohngebäude, sondern auch die Wohnung eines Großen. Die äußere Würde des Besitzers kommt dabei in gleiche Betrachtung mit der Größe, architektonischen Würde und Pracht des Gebäudes selbst. In Italien beehrt man mit dem Namen eines Pallastes eine Menge von Häusern, welche man in Frankreich kaum ein Hôtel zu nennen würdigen würde. Einige Säulen, einige Masken, einige Verzierungen auf einer 40 bis 50 Fuß breiten Façade, Fußböden und Treppen von Marmor, zierlich eingebleite Fensterscheiben, Gemälde, welche stets den Namen von großen Meistern tragen, ein halbes Dutzend in einander laufender unmöblirter Gemächer, ein außer allem Zusammenhang und Verhältniß zu der Verzierung der Façade (wenn ja eine solche existirt) geschmücktes Innere, genügen schon, um einem Hause den Titel eines Pallastes zu geben. In ganz Venedig sind mir nicht zehn Ausnahmen von dieser Regel bekannt geworden. In allen diesen Pallästen findet man keine Spur mehr von Luxus und Reichthum. Ueberall Anspruch und Aufwand, aber Mangel am Nöthigsten;

überall Großartigkeit, aber sehr ärmlich. In der hoffärtigen Leere eines solchen **Palazzo** schleichen ein Paar alte Diener umher, Reste gleich allem Uebrigen eines verbleichten Glanzes und verronnenen Vermögens. An Gallatagen vermehrt man ihre Zahl mit einigen vertrauten Gondelieren oder einigen andern Jammergestalten, für welche stets einige alte Livreen bereit liegen. Dieselben Leute dienen auf diese Weise in allen Häusern der Reihe nach, so daß überall der kleine Livreenvorrath nach einem und demselben Maß gefertigt werden kann.

Ich spreche nur von den Pallästen, welche noch von ihren alten Besitzern bewohnt werden. Viele Herren der übrigen haben ihren Wohnsitz in Wien aufgeschlagen, um, als Tausch für die früheren Dogenmützen, jetzt einen Kammerherrnschlüssel zu erbitten, oder zum Ersatz für ihre zerrütteten Vermögensumstände die Besoldung irgend eines subalternen Postens zu erschnappen. Am kläglichsten befinden sich diejenigen, welche, in Ermangelung irgend einer höheren Klasse, nun rein in den Bürgerstand versinken mußten.

Verläßt man den großen Kanal und besucht die kleinen Kanäle und das Innere der einzelnen Stadttheile, so staunt man mit jedem Ruderschlag mehr darüber, wie es möglich gewesen, diese Lagunen zum Grund einer großen Stadt zu wählen. Die Mehrzahl dieser Kanäle ist nicht breiter, als 10 bis 12 Fuß. Auf beiden Seiten stehen die Häuser so dicht gedrängt, daß sie dem Sonnenlichte jeden Zutritt verwehren und sich gegenseitig verdüstern. Ich kenne in der That nichts Traurigeres, als den Aufenthalt in solchen Häusern.

Schlimmer ist man noch daran in den krummen Winkelgäßchen von kaum 3 bis 4 Fuß Breite. Oft sind sie noch von Brücken durchschnitten, deren hochgespannte Bogen die Straße trotzig unterbrechend nur auf sehr hohen Stufen erstiegen und überschritten werden können. Fünf bis sechs Personen, welche auf einem Fleck zusammentreffen, bilden dort schon ein fast undurchdringliches Gedränge und damit noch lange nicht die größte der Unannehmlichkeiten. Alle Arten von verdorbener Luft und Gestank vergiften jene engen Gäßchen und stagniren dort förmlich. Beim kleinsten Regen ent-

leeren sich die Dächer von beiden Seiten mit ganzen Strömen auf den armen Fußgänger, der in solchem Lokal und jeden Augenblick an Andere stoßend nicht einmal eines Schirms sich bedienen kann.

Mit Ausnahme einiger dem Markusplatze nahen Straßen enthalten alle übrigen nicht einen einzigen ansehnlichen Handelsladen. Uebrigens herrscht in allen solche Dunkelheit, daß der ehrliche Käufer sehr leicht übertölpelt werden kann.

Drei Seiten des einzigen Platzes der Stadt, des Markusplatzes, sind mit geräumigen und schönen Arkaden eingefaßt. Hierin spaziren den ganzen Tag alle Müssigen mit ihrer Langeweile umher, trinken ihren Kaffee und verschleudern eine Zeit, welche sie nicht nützlich zu verwenden wissen. Abends lassen sich auch einige Damen sehen. Uebrigens hat Venedig am Ende der Stadt, am Meere hin noch einen bepflanzten Spazirgang, welchen die Franzosen während ihrer Herrschaft anlegten. An beiden Orten gewinnt man keinen vortheilhaften Gedanken von dem Vergnügen, welches in Venedig zu finden ist, und noch weniger von dem geselligen Zustande der Einwohner und ihrer Fähigkeit, sich Vergnügen zu schaffen und solche Gelegenheiten zu benutzen.

Ich habe Venedig in allen seinen Einzelnheiten gesehen und umsonst getrachtet, mir einen Begriff von der Lebendigkeit, Fülle und Pracht des so viel besprochenen Venetianischen Karnevals zu machen. Nur der Markusplatz selbst und der Theil des Quais, worauf er endigt, bieten Raums genug für eine so zahlreiche Versammlung, für jene gedrängte nnd bewegte Masse, welche eine solche Gelegenheit aus ihrer gewöhnten Ruhe aufscheuchen und in wahren Paroxismus von lustiger Narrheit versetzen soll. Aber wie soll man 8 bis 10 Tage lang, auf derselben Stelle sich umhertreibend, immer noch Zerstreuung, Neuheit, Wechsel finden? Decorationswechsel muß man haben, oder, wo dies nicht möglich ist, müssen Schauspieler und Zuschauer solchen anderwärts suchen. Aber hier sehe ich weder zum Finden, noch zum anderwärts Suchen irgend eine Möglichkeit. Wie groß auch der Markusplatz immer sein möge, so ist er doch nicht zureichend für Venedigs ganze hier sich bewegen sollende Bevölkerung. Enge

Straßen und Kanäle können unmöglich für ein solches weiten Raum erforderndes Vergnügen taugen. Für die höheren Klassen mögen Salons und Theater Ersatz geben. Die oft, wahrscheinlich mit Uebertreibung besprochene Leichtfertigkeit und Leichtigkeit der Sitten der Venetianerinnen mag allerdings diese Art von Vergnügungen pikant genug machen.

Die Karnevalsfestlichkeiten sollen, wie man sagt, viel von ihrem frühern Glanz und Leben verloren haben. Hört man die Lebhaftigkeit, womit die Venetianer darüber sich beklagen, so muß man wahrlich glauben, daß sie den Verfall des Karnevals als ein Zeichen des Sinkens all ihres Glücks betrauern. Man sollte ihnen vielmehr ganz kurz und bestimmt sagen: Venetianer, all euer Glanz und Glück ist längst dahin!

Ein Kunstliebhaber kann sich hier sehr oft Genüsse verschaffen durch den Besuch der öffentlichen und Privatgallerien, wo die Meisterwerke der besten Maler der Venetianischen Schule aufbewahrt werden. Einige dieser Gemälde sind vortrefflich erhalten, viele schlecht oder eigentlich gar nicht. Man behandelt sie ungefähr, wie die Palläste, worin sie hängen; an Auffrischung und Firniß wird nicht gedacht, obgleich beides ihnen sehr nützlich wäre.

Venedig hat jetzt noch sehr geschickte Maler, aber sie müssen, um mit ihrem Talente sich zu nähren, die vorhandenen Gemälde copiren. Sie verstehen mit vieler Geschicklichkeit die Manier ihrer Modelle und selbst die durch die Zeit entstandene Färbung wiederzugeben. Diesen Männern verdankt man jene angeblichen Originale, welche man in allen Cabineten Europas und namentlich in denen von England unverschämt genug für solche ausgibt und einfältig genug dafür hält.

Mit ihren sechs Theatern hat die Stadt während 7 — 8 Monaten keine Darstellungen.

Die merkwürdigsten Gebäude Venedigs und zugleich die besterhaltenen und gepflegten sind die Kirchen. Sie allein geben noch eine hohe Idee von dem alten Reichthume. Diese Menge von Marmor, Bildsäulen und Gemälden muß unberechenbare Summen gekostet haben. Mögen nun der Staat

oder Corporationen oder Individuen diese Kosten bestritten haben, immer verrathen sie ein Vermögen, welches heut zu Tage nirgends vorhanden ist, wovon man selbst kaum einen Begriff haben kann.

Das Arsenal ist sehr groß und trefflich eingerichtet. Seine bedeckten Arbeitshallen und Magazine, der Waffensaal und der Modellsaal sind nach sehr großen Verhältnissen entworfen. Jetzt steht beinahe Alles unbenutzt. Kein Franzose darf versäumen, die Rüstung zu sehen, welche Heinrich IV. in allen seinen Kriegen getragen und dann der Republik Venedig geschenkt hatte, um die energische Treue dieser Verbündeten zu ehren.

Vor dem großen Thore dieses Gebäudes bemerkt man 3 kolossale marmorne Löwen, welche einst den Hafen des Pyreeus schmückten und als Trophäe schöner Siege hierher gebracht worden waren. Venedig hat geendigt wie Athen. Wohin werden diese Löwen noch kommen?

An die Stelle der aristokratischen Regierung ist eine Municipaladministration getreten, welcher anzugehören kein Mensch großen Stolz zeigt. Die alten Namen verschwinden nach den Institutionen, mit welchen sie geglänzt hatten. Venedig ist nichts mehr, als die Hauptstadt einer östreichischen Provinz. Verloren sind seine Gesetze und verloren wäre selbst das Andenken an seine vorige Macht, wenn dieses nicht täglich durch die bittersten Empfindungen geweckt würde.

Die Revolution hat sich auch auf die Sitten erstreckt. Ein Zustand gänzlicher Erschlaffung folgte auf diese Gewohnheit der Energie und Rührigkeit, welche einst die Grundzüge des Nationalcharakters bildeten. Jetzt hat man nichts mehr mit Lokal-, Handels- oder politischen Interessen zu schaffen, man verschwindet allmählich in Nichts mit Allem rings umher.

Die Venetianerinnen stehen im Rufe hoher Schönheit. Ich halte zu viel auf meinen Ruf der Galanterie, um zu sagen, daß sie ihren Ruf nicht verdienen. Ich beschränke mich, mein Bedauern darüber auszudrücken, daß ich gar nichts zu sehen bekommen, was jenen Ruf hätte bestätigen können. Ich habe die Bekanntschaft nur sehr weniger Frauen der höhern Klassen gemacht, und diese waren nicht geeignet, eine

vortheilhafte Idee von den Reizen ihrer Landsmänninnen beizubringen. Gern mag ich glauben, daß sie nur Ausnahmen bildeten. Aber gewiß keine Ausnahmen waren jene Frauen der Volksklasse, welche in den Läden paradirten und auf allen Straßen mir begegneten. Ihre Häßlichkeit übertraf Alles, was ich bisher außer Amsterdam gesehen hatte, und keine von allen jenen Gestalten hatte irgend etwas an sich, was das strenge Urtheil mildern könnte.

Die Tracht der Venetianerinnen hat, mit Ausnahme des Kopfputzes, viel Aehnlichkeit mit der französischen. Ein Schleier von schwarzer Tulle umhüllt die ganze Büste und läßt nur das Gesicht offen, während eine seiner Spitzen über die Stirne herabfällt. Die Frauen der Volksklassen erscheinen, wenn sie geputzt sind, mit einem ähnlichen Schleier von weißem Mousselin. Diese allen Klassen gemeinsame Schleiermanie hat durchaus nichts Anmuthiges und verdirbt den Eindruck der ganzen Toilette.

Die Venetianerinnen sind von mittelmäßiger Größe mit den vollkommensten Verhältnissen. Augen und Zähne haben sie von merkwürdiger Schönheit.

Die ganze Bevölkerung von Venedig soll sehr milder und lenksamer Natur sein. Brausend und feurig, wie alle Städtebewohner Italiens, hat sie vor diesen den großen Vorzug, daß sie diese Eigenschaften nur im Ausdrucke der ihr angeborenen Fröhlichkeit beweist.

Statt der Wagen hat Venedig seine Gondeln. Dies sind 15 — 18 Fuß lange, schmale, unten platte Kähne, welche an beiden Enden hoch aufschweifend, am Vordertheil mit gezahntem Blech geschmückt, im Ganzen sehr elegant geformt sind. Den Mittelpunkt nimmt eine Art von Kasten ein, in welchem 2 Personen sitzen oder vielmehr auf Federkissen, mit schwarzem Maroquin überzogen, liegen können. Zwei schmale Bänkchen sind die unbequemen Sitze für 2 andere Personen. Diese Barken lenkt ein Mann, der an dem Hintertheile steht, nur mit einem Ruder und auf einer Seite arbeitet, dennoch mit Gewandtheit und großer Schnelligkeit Alles zu führen versteht. Will man mit 2 Ruderern fahren, so stellt sich der zweite, gleichfalls nur mit einem Ruder, auf

das Vordertheil. Nicht genug, daß alle Gondeln schwarz angestrichen sind, bedeckt man auch noch den Kasten des Mittelsitzes baldachinartig mit schwarzem Tuch, von welchem Eicheln in gleicher Farbe herabhängen. Die Vorderseite dieses Baldachins ist mit Silber oder Gold geschmückt und vollendet damit für jeden Fremden das Bild einer Trauerbarke. Man könnte wahrlich einen Leichenwagen nicht trauervoller ausstatten. Um die Gondeln, worin die Leichen zu Grabe getragen werden, von den übrigen zu unterscheiden, hat man sie gelb angestrichen.

Ich hoffte immer beim Gesang einiger Stanzen des befreiten Jerusalems in meiner Gondel gewiegt zu werden. Aber weder mein Gondelier, noch irgend einer der andern, welchen wir auf den Kanälen begegneten, schien im Geringsten von Musik oder Poesie eingenommen zu sein. Sie verstanden nicht einmal meine in dieser Beziehung an sie gerichteten Fragen, und sehr wohl unterrichtete Personen betheuerten, niemals gehört zu haben, daß die ohne alle Erziehung aufwachsende Volksklasse mit Tasso's Gesängen sich erlustige oder nur sie kenne. Diese ganze Volksklasse lernt nichts, als die Topographie von Venedig mit allen ihren Einzelnheiten und der Beschreibung aller Palläste. Damit regalirt sie denn auch jeden Fremden reichlich und liefert gewöhnlich als Würze dazu einen nicht wohlwollenden Abriß der Geschichte ihrer Besitzer. Die Gondeliere, selbst die im besondern Dienst von großen Häusern stehenden, haben keine eigenthümliche Kleidung. Dies widerlegt manche Ideen vieler Reisenden über diesen Theil der Gebräuche von Venedig. Einige derselben tragen Livreen, andere nur Oberröcke, der größte Theil aber die leichte und nachlässige Kleidung der niedern Volksklassen.

Ich glaube nicht, daß man in einer Stadt der Welt so schlechten Wein trinkt, wie zu Venedig. Dies wird recht begreiflich, sobald man weiß, daß hier nirgends ein Keller zu Aufbewahrung der guten Weine existirt, und daß die schlechten Weine, welche man hier trinkt, in großen, kufenartigen Fahrzeugen, welche statt der Fässer dienen, herangeschleppt werden. Um den Wein in die verschiedenen Stadttheile zu bringen, schöpft man ihn mit kupfernen Näpfen oder mittelst

kleiner Pumpen in offene Fässer. Aus diesen nimmt dann jedes Haus seinen täglichen Bedarf.

Man darf nicht wieder von Venedig abreisen, ohne ein armenisches Kloster besucht zu haben, welches eine Meile von der Stadt entfernt auf der Rhede eine ganze Insel bedeckt. Hier findet man einen Verein von Gelehrten, welche, gleich den Benedictinern, deren Orden sie angehören, den tiefsten wissenschaftlichen Forschungen sich widmen. Ihrem unermüdlichen Bemühen mit wahrhaft mönchischer Geduld, alte Schriftsammlungen auszubeuten, verdankt man sehr wichtige Entdeckungen. Sie haben eine eigene Druckerei für Herausgabe armenischer Werke, eine gut gewählte Bibliothek und eine Schule für gelehrte Bildung einer gewissen Anzahl junger Leute ihrer Nation. Dieses Kloster des heiligen Lazarus ist für den Orient, was das alte Monte-Cassino für Europa gewesen. Hier erhält sich für diesen Theil der Welt das heilige Feuer der Wissenschaften; von hieraus werden sie wieder ihren Flug zurücknehmen in jene Länder, welche sie einst verlassen hatten, um unsere Wohnplätze zu erleuchten.

Im 13. Jahrhundert war die Verbindung zwischen Europa und dem heiligen Lande so lebhaft, daß sie eine Anstalt zu Schutz und Verpflegung der zahllosen sich hier durchkreuzenden Pilger nöthig machte. Gewöhnlich war Venedig der Punkt, wo die Mehrzahl nach dem Oriente sich einschiffte und bei der Rückkehr die europäische Erde wieder betrat. Es war der eigentliche Mittelpunkt dieser langen und gefahrvollen Reise. Daher wurde die Gründung eines Hospitals beschlossen und einige Eremiten von der Regel des heiligen Augustins widmeten sich der frommen Pflege. Vereint bauten sie auf dieser Insel des Venetianischen Archipels ein Hospital und eine Kirche zu Ehren der Santa Maria di Nazareth. Dieses Hospital soll, wie man sagt, allen andern später entstandenen ähnlichen Anstalten ihren Namen gegeben haben. Einige Ethymologisten bestreiten es. Mehrere leiten das Wort Lazareth von dem Eigennamen Lazarus ab; andere Gelehrtere behaupten, daß es dem Arabischen entnommen und eine Uebersetzung des Wortes êl Hazar (Hospital) sei. In keinem Falle wird bestritten, daß die erste Idee die-

ser Art von Anstalten den Venetianern angehöre; daß sie dieselbe höchst wohlthätig angewendet und damit Europa ein höchst nützliches und an glücklichen Erfolgen höchst fruchtbares Beispiel gegeben haben.

Venedig ist sehr merkwürdig in Beziehung der Künste, sehr interessant hinsichtlich der historischen Erinnerungen und außerordentlich durch seine Lage. Venedig muß man besuchen und studiren, dann wieder abreisen. Wer nicht in seinen Gewohnheiten bewandert ist, der findet am dortigen Aufenthalte keinen Genuß. Ich verließ diese Stadt sehr zufrieden, sie gesehen zu haben, aber sehr wenig geneigt, sie wiederzusehen.

Bettelei.

Ist Italien das Land der Bettler, so ist Venedig dessen Hauptstadt. Ich wüßte wahrlich Niemand in Venedig, der nicht aus dem Betteln ein Geschäft machte. Jeder belästigt einen dort mit den unpassendsten und unschicklichsten Forderungen. Von dem Zollbeamten an, der das Gepäck nicht öffnen will, damit er einen Vorwand gewinne, für solche Gefälligkeit sich bezahlen zu lassen, bis zu den Schwärmen von Bettlern herab, welche am Ufer auf jede Gondel lauern, bei dem Aussteigen sich zudrängen, die Gondel festhalten, ihre mitunter sehr ekelhaften Arme zur Stütze bieten, während Andere schon beschäftigt vorausrennen, um höflich an dem Hause zu klopfen, wohin man seine Richtung genommen hat. Dabei darf man die alten Weiber nicht vergessen, von ihnen umlagert, kommt man keinen Schritt vorwärts, bis man ihnen ein Almosen gegeben hat. Sänger und Sängerinnen mit der Guitarre in der Hand erlauschen die Tafelzeit, um den Speisenden mit ihren Gurgeleien völlig zu betäuben. Wer erinnert sich nicht mit Schaudern jener Schaar von Kellnern der Gasthöfe, welche bei der Abreise des Fremden im Spalier sich aufstellen, einer nach dem andern ihre geleisteten Dienste aufzählen und die Hände nach dem Trinkgeld ausstrecken. Haben diese Schlingel das Geld empfangen, so schneiden sie noch sehr mißvergnügte Gesichter, ohne ein Wort

des Dankes zu sprechen. Sogar die Ladendiener aller Kaufleute, bei welchen man etwas erstanden hat, verlangen sehr ernst ihr gebührendes Geschenk. Die Gondeliere sind gleich den Fiakern, unersättlich. Jeder Cicerone, deren für Alles, was man sehen und betrachten will, immer nach und nach eine Menge pflichtschuldigst erscheinen, will sein Theilchen von unserer Freigebigkeit haben *).

Beinahe hätte ich eine andere Gattung von Bettlern vergessen, welche, über ganz Italien verbreitet, so unverschämt und so räuberisch ist, wie alle übrigen Gattungen zusammengenommen es kaum sein können. Ich spreche von den unter dem Namen der **Fachini** in ganz Italien bekannten Lustigmachern, Gelegenheitsmachern, Beutelschneidern und Gaunern aller Art. Diese Raçe ist, den Fliegen gleich, hinter allen Reisenden her, umdrängt sie beim Aussteigen aus den Postwagen und Schiffen, bemächtigt sich ihrer Effecten, theilt sich darein zum Weitertragen, stiehlt oder versteckt einen Theil davon und bringt solchen alsdann dem Besitzer, um für solchen Fund ein Trinkgeld zu erschnappen. Andere lauern an den Thoren der Städte auf die hereinfahrenden Fremden, folgen im hellen Laufe den Wagen und maßen sich das Privilegium an, Koffer und Mantelsäcke abzupacken und selbst die unbedeutendsten Päckchen aus den Kutschtaschen in den Gasthof zu tragen. Selten kommen zu solchem Geschäft ihrer weniger als sechs bis acht, und vergeblich ist dagegen alles Sträuben. Hieraus ergibt sich für den Reisenden eine wirklich sehr bedeutende Abgabe, wobei dieser sich noch glücklich schätzen muß, wenn Alles mit ziemlich vielem Aerger und Geld abgemacht ist.

Die wenigst belästigenden Bettler sind die Bettelmönche. Nur sehr selten sprechen sie einen Fremden an und nie beharren sie nach einer abschlägigen Antwort weiter bei ihrer Bitte. Anders verhält es sich mit vielen sogenannten Ere-

*) Um zu Ferrara Tasso's Gefängniß zu sehen, wendete ich mich an den Kastellan des Hospitals. Dieser rief einen Mann, der sogleich mit einem Schlüssel herbeikam und von einem Dritten und Vierten begleitet war, deren Jeder ein Licht in der Hand trug. Also begleiteten mich außer dem Cicerone noch vier Personen, um mir ein Kellergewölbe von 20 Quadratfuß zu zeigen. A. d. V.

miten, welche, in eine Mönchskutte gehüllt, mit einer Sparbüchse in der Hand, worauf irgend ein Heiligen- oder Madonnenbild sich befindet, unaufhörlich von Allen eine Gabe erbetteln, um dafür Messen für die Seelen im Fegefeuer zu halten. Sie peinigen, umdrängen den Reisenden so eifrig, als handelte es sich darum, ihn selbst aus dem höllischen Feuer zu retten. Eine gute Polizei müßte die Abschaffung der Mißbräuche mit diesen Elenden beginnen. Die Bettelei ist allgemein in ganz Italien und zeigt sich selbst im Soldatenrock. Kommt man in eine Stadt, so fordert der Corporal für Abnahme und Wiedergabe des Passes eine Gratification. Ich war wirklich nicht im Stande, zu ermitteln, auf welcher Stufe der geselligen Leiter diese niederträchtige Gewohnheit eigentlich aufhöre. Glaubt man manchen Aussagen sehr gut unterrichteter Leute, so hat diese Gewohnheit bis sehr hoch hinauf sich verstiegen. Ich habe Aehnliches in einigen Theilen von Deutschland gefunden, aber nie so allgemein verbreitet, so schamlos und ehrlos wie in Italien.

Padua.

Bei der Abreise von Venedig wollte ich die Brenta hinauf fahren, um die am Ufer dieses Flusses hin stehenden, so hoch berühmten Palläste kennen zu lernen. Ich fand nur wenig bedeutende, nicht sehr große, weiß angestrichene Häuser mit grünen Jalousien, mittelst zweier Colonnaden in Gestalt eines Portikus an zwei Flügelgebäude geknüpft. Rings um sie her stehen in längliche Beete abgetheilte Gärtchen voll abscheulicher Bildsäulen in gebrannter Erde oder Gyps, ohne irgend einen andern Schutz, als das Laubdach von 3 — 4 Kastanienbäumen, der Sonnengluht blosgestellt. Das Land ist sehr flach und ganz mit Bäumen bedeckt. Alle diese Bäume sind so dicht mit Weinreben umrankt und durchwebt, daß keinem Auge irgend eine weitere Aussicht bleibt, als bis zu dem Bach, der voll trüben Wassers längs der in Staubwolken gehüllten Straße sich hinschlängelt. Damit hat sich mir denn abermals eine weit verbreitete Täuschung kund gegeben.

Meine Spazirfahrt auf der Brenta führte mich nach Padua. Der Anblick der schlecht gepflasterten und öden Straßen und der Säulenhallen ohne Ordnung und gerade Linie, hatte mich sehr geneigt gemacht, diese Stadt schonungslos zu beurtheilen. Die Bewunderung, welche der Anblick der Kirche des heiligen Anton und der heiligen Justine mir einflößten, entwaffnete meinen Unmuth.

Die St. Antonskirche umfaßt mehr der Statuen, Basreliefs, Gemälde und Reichthümer, als nöthig wäre, um den Ruf einer ganzen Stadt zu begründen. Die zweite, viel moderner, von einfachem aber edlem und erhabenem Styl ist vollkommen symmetrisch nach allen Verhältnissen und Theilen so wie in allen ihren höchst geschmackvollen Verzierungen. Ich habe mehrere außerordentlich schöne Gemälde mit großem Vergnügen betrachtet. All der günstige Eindruck, den sie hervorgebracht, schwand vor einer Kreuzabnahme in Marmor. Nie wurde der Tod treuer ausgedrückt, als auf diesem Christusbilde, nie der Schmerz inniger, als auf diesen Zügen Magdalenas. Hat die Bildhauerei erhabenere Dinge geschaffen, so hat sie doch gewiß nie etwas Wahreres hervorgebracht.

Der Chor dieser Kirche umfaßt ein Meisterstück der Holzschneidekunst, einer Gattung, welche in früheren Jahrhunderten mit so viel Erfolg geübt wurde, und jetzt fast ganz vernachlässigt ist. Die Geschichte des alten Testaments ist in einer Reihe durch Composition und Ausführung gleich merkwürdigen Basreliefs dargestellt. Mit außerordentlichem Verstande sind alle Gruppen geordnet, mit sprechender Wahrheit Haltung, Gefühl und Leidenschaften ausgedrückt. Mit wahrem Stolz vernahm ich, daß dieses Werk der Geduld und des Genies, Eigenschaften, welche so selten vereinigt gefunden werden, von dem Franzosen Lecourt herrühre. Bedauerte ich auch anfangs, daß er mit diesem Meisterstück nicht sein Vaterland bereichert habe, so freuete ich mich doch dessen bei dem Gedanken, daß dort Beil oder Feuer es zerstört haben würde. Denn wo in Frankreich wütheten diese beiden nicht? In Italien waren diese Mittel wenigstens bei jedem Werke der Zerstörung ausgeschlossen. Man plünderte nur Gold, Silber

und Edelsteine, alles Uebrige, selbst Bronze blieb verschont*). Man hatte dadurch bei einem Volk sich abgefunden, welches, bei aller Liebe für das Geld, dennoch das Talent höher schätzt. Diese Kirche hat unter andern Wundern auch einige Candelaber und Bronzethüren erhalten, welche man mit dem Besten, was das Alterthum hervorgebracht, vergleichen kann. Hier findet also der Kunstfreund genug Gegenstände zum Bewundern. Er kann dies um so leichter, indem alle hier vereinigten Meisterwerke mit Geschmack gewählt und mit sinnreicher Ordnung aufgestellt sind. Zugleich finden die Getreuen hier volle Gelegenheit, die Kraft ihres Glaubens zu stärken, denn eine Menge Heiliger vom höchsten Range kamen in diesen Gewölben zusammen. Hier ruhen die Leichen der beiden Evangelisten Matthäus und Lucas, dreier Apostel und vieler männlichen und weiblichen Heiligen, die Jenen zwar untergeordnet, aber doch immer hoch genug stehen in der himmlischen Hierarchie. Ich glaube Alles geglaubt zu haben, was mir erzählt worden, aber gewiß bin ich, Alles bewundert zu haben, was man mir zeigte.

Die Justinakirche steht auf einem sehr unregelmäßigen Platz. In der Mitte desselben beschrieb man einen großen Kreis mittelst Statuen, deren Ausführung nicht sehr lobenswerth ist. Die Mitte des Kreises nehmen Bäume ein. Jene Statuen wurden mit löblichem Eifer zu Ehren vieler zu Padua geborenen berühmten Männer aufgestellt. Die Reihe beginnt mit Antenor, einen der Gefährten des Aeneas, springt von diesem auf den Titus Livius und kommt dann zu irgend einem Arzt oder Professor der dortigen Universität. Um diese berühmten Personen bilden sich jährlich am 23. Juli die Pferderennen. Rennen zaumloser Pferde wechseln mit Rennen berittener Pferde und Rennen von zweiräderigen

---

*) Der bei diesem Besuch mich begleitende Sacristan sagte mir in seinem eigenthümlichen Französischen: „Betrachten Sie alle diese leeren Stellen auf diesem Reliquienkasten. Hier befanden sich einst Diamanten, Smaragden, Rubine und Edelsteine von allen Farben. Die Herren Franzosen kamen hieher und reinigten von all jenen Schätzen den Reliquienkasten. Glücklich genug sind wir noch, daß der Kasten selbst nicht von Silber und das Gebein des Heiligen nicht von Gold war, denn sonst hätten sie auch diese mitgenommen. Armer Heiliger! Ach, wir hätten dich nicht mehr!“ Und mit frommer Inbrunst küßte er die Reliquien. A. d. V.

Wagen, worauf nur der Lenker Platz hat. Damit ist für Jedermanns Geschmack und für Aller Vergnügen reichlich gesorgt. Mir wurde das Glück zu Theil, einem solchen Schauspiele beizuwohnen. Alles erschien mir sehr abgeschmackt, wahrscheinlich weil ich kein Paduaner bin, denn örtliche Gewohnheiten üben stets einen großen Einfluß auf den Geschmack. Indessen kann ich diesem Volksvergnügen ein großes Verdienst nicht absprechen, nämlich das Verdienst, die Volksleidenschaften ohne alle Uebelstände sehr lebhaft aufzuregen. Obgleich keine Wetten eingegangen werden, und man sich nur für die Schnelligkeit eines Pferdes und die Gewandtheit eines Wagenlenkers interessirt, so ist doch die Theilnahme eben so feurig, wie sie nur immer zu Epsom und New-Market, wo es sich um den Verlust oder Gewinnst einiger tausend Guineen handelt, sein kann. Padua besitzt eine Universität mit einem sehr mittelmäßigen Lokale in einem Gebäude, welches man dem Palladio zuschreibt. Das Interessanteste und allerwärts Nachahmungswerthe ist hier ohne Zweifel der Gebrauch: an irgend einem leicht in die Augen fallenden Ort die Wappen oder Namen derjenigen Lehrer oder Zöglinge dieses Instituts, welche auf irgend eine Weise sich Ruf erworben haben, aufzuzeichnen. Ich weiß in der That nicht, ob irgend etwas Zweckmäßigeres ersonnen werden kann, die Nacheiferung in einem Lande anzufeuern.

Diese Stadt, durch unbestreitbare Urkunden, glänzende Thaten und berühmte Männer als eine uralte bekannt, scheint damit noch nicht zufrieden, indem sie ihren Ursprung sogar aus den fabelhaften Zeiten ableiten will. Sie stützt ihre Behauptung, von Antenor begründet zu sein, auf einige daselbst gefundene Waffenstücke und Gebeine, als unleugbar ihm angehörend, welche mit großer Verehrung gesammelt und in einem Sarcophag von gelbem Marmor aufbewahrt werden.

Auch Titus Livius kam an die Reihe. Ein im Tempel der Concordia, dessen Priester jener römische Geschichtschreiber gewesen, gefundener Sarg genügte, um ihm die Ehre eines doppelten Leichenbegängnisses zu verschaffen. Ich sprach zu Padua mit Gelehrten, welche an die Identität der Reste jenes Trojaners und dieses Lateiners glaubten, aber über die

Gebeine des Evangelisten Lucas und manches Heiligen sich lustig machten. Ich plauderte mit Frommen, welche selbst dann über die Aechtheit jenes Fundes heidnischer Gebeine sich nicht zufrieden geben würden, wenn man auch den Reliquien ihrer Heiligen allen möglichen Glauben schenkte. Es ist eben so schwierig, als offenbar unnütz, so verschiedene Ansichten berichtigen zu wollen; eben so einfältig, Alles zu glauben, als frech Alles zu läugnen. Mir erscheint es, als Pflicht gegen sich selbst und der Höflichkeit, die einmal darüber gefaßte Ansicht, wenigstens so lange man in Padua ist, zu verschweigen. Ich bin nicht mehr dort und sehe daher nicht ein, warum ich die meinige länger geheim halten sollte. Ich stehe auf der Seite der Ungläubigen.

Man ließ mich auch eine Reihe von Wundern des heiligen Antonius sehen, nicht desjenigen Heiligen, welchen man gewöhnlich in Gesellschaft eines Schweines darstellt, auch nicht desjenigen, welcher Kraft genug in sich hatte, einer großen Versuchung zu widerstehen, sondern eines andern Heiligen gleichen Namens, der Kranke heilte, nöthigenfalls Todte auferweckte, den Mädchen Männer verschaffte und jetzt noch von Zeit zu Zeit manche verlornen Sachen wiederfinden läßt. Was aber wirklich kein Wunder und nicht einmal bewunderungswürdig ist, das ist die Art, wie Giotto diese Geschichten in einer Reihe abscheulicher Freskobilder behandelt hat. Ich wendete mein Auge ab, weil es mir absurd schien, zu glauben, daß ein Heiliger alle diese Dinge verrichtet, und daß ein großer Maler so viele erbärmliche Pasticci verfertigt habe.

Montecelice.

Die von Padua nach Montecelice führende Straße läuft am Rande eines Kanals hin, durch ein Land, welches man einmal herkömmlich sehr schön finden muß, weil es in Italien liegt. Um für alle links gänzlich fehlenden Ansichten sich zu entschädigen, sieht man rechts nichts als die Spitzen bewaldeter Hügel und am Fuße derselben auch eine Art von Wald, welchen Bäume bilden, die zum Tragen der Weinstöcke dastehen. An den Abhängen der Hügel erblickt man hin und

wieder reizend liegende Schlösser. Am Ende der Ebene schießt trotzig ein ziemlich hoher Berg auf und zeigt mitten durch ein Gehölze von Oliven die gezackten Mauern und viereckigen Thürme einer alten Burg. Auf der Spitze dieses Berges kann sich das Auge mit seiner ganzen Schärfe an der Uebersicht einer vollkommenen Fläche üben, ohne darauf irgend etwas anderes als Kirchthürme zu unterscheiden. Alle andern Gegenstände der Landschaft verlieren sich unter und hinter den die ganze unermeßliche Ebene bedeckenden Bäumen. Die Straße nach Ferrara nimmt redlich Antheil an dieser ermüdenden Einförmigkeit. Sie ist eingezwängt zwischen zwei Reihen Wein umrankter Ulmen und Weiden. Ich hörte Manchen mit viel Extase von der malerischen Wunderwirkung dieser Weinanlagen sprechen, ich sehe darin nichts als ein Mittel mehr, jede Aussicht unmöglich zu machen. Wollte man mich auch zu dem Bekenntniß zwingen, daß solche Weinstöcke einen äußerst pittoresken Anblick gewähren, so wird doch Niemand bestreiten wollen, daß der von denselben gewonnene Wein ein erbärmliches Getränk ist. Mithin ist dies jeden Falls eines jener tausend schönen Dinge, welche nichts Gutes hervorbringen.

Ich weiß nicht, ob Napoleon, zu Ehren der von dem Magistrat zu Rovigo in allen seinen Amtsverrichtungen bewiesenen Strenge, seinem Polizeiminister den Beinamen eines Herzogs von Rovigo verliehen hatte; oder ob man sich daselbst nur so streng beweist, um das Andenken an jenen erlauchten Namen zu ehren, genug nirgends hat mein Paß zu einem so wenig wohlwollenden inquisitorischen Verfahren Veranlassung gegeben. Eine volle Viertelstunde lang wurde er am Thore untersucht, hatte eine ganze Stunde bei dem Commissariat gelegen und mußte dennoch eine dritte Untersuchung an der Ausgangsbarriere bestehen. Jede dieser Untersuchungen wurde mit Fragen begleitet, welche sehr viel Mißtrauen oder wenigstens sehr große Neugierde bewiesen.

Müßte man nicht die Etsch und den Po auf fliegenden Brücken hier überschreiten, so wäre von allem Lande zwischen Rovigo und Ferrara wenig zu sagen. Es ist über und über mit Bäumen bedeckt, daß kein Menschenauge weiter sehen

kann, als bis an die Bäume an beiden Rändern der Straße. Also muß man von diesen beiden Flüssen sprechen. Die Etsch ist ein Fluß zweiten Ranges, der sein Gebiet hinlänglich bewässert und eine große Anzahl fest geankerter Schiffsmühlen trägt.

Der Po ist einer der interessantesten und drohendsten Flüsse, welche ich je gesehen. Sein Wasserspiegel fließt 30 Fuß über dem Niveau des Landes. Er wird also dieses ersäufen, sobald er die Dämme, womit man ein künstliches Bett ihm gebaut hat, einmal durchbricht. Diese Dämme werden jährlich in demselben Verhältnisse erhöht, in welchem ihr Grund sich senkt und verschüttet. Der Po ist hier ein schöner, breiter, voller, reicher Strom, der in seinem gewöhnlichen Gange ohne alle die Totalansicht hemmenden Inseln, ohne irgend einen die Fernsicht störenden Punkt geregelt und mächtig fortrollt.

Römische Staaten.

Ferrara.

Die Einförmigkeit der Landschaft, durch welche wir hinfuhren, konnte meinen durch die zu Rovigo überstandenen Plackereien angeschwollenen Mißmuth nicht niederschlagen. Grollend wäre ich noch zu Ferrara angekommen, hätte nicht die Höflichkeit des päpstlichen Grenzbeamten, der mein Gepäcke undurchsucht eingehen ließ, mich bedeutend freundlicher gestimmt. Dieser honette Mann hatte ohne Zweifel meinem Gesicht und meinem Namen abgesehen, daß er in meiner Börse für ihn weit passendere Dinge als in meinem Koffer finden würde. Er machte mir den Vorschlag, es mit der strengen Vorschrift aller Formalitäten nicht so genau zu nehmen, wo fern ich nur einer Formalität mich unterziehen wollte, welche erst zu errathen seine sehr deutliche Pantomime mich überhob. Nach wohl vollzogenem Vertrage konnte ich schnell weiter fahren und Ferrara zeitig genug erreichen, um alle seine langen, breiten und geraden Straßen zu messen.

Die erste dieser Straßen brachte mich in die Akademie, wo man mich in eine große Bibliothek einführte. Um Bücher zu sehen, kam ich nicht, denn ich hätte in der kurzen Zeit kaum die Einbände betrachten und einige ihrer Titel le-

sen können. Hätte ich nur irgend Neigung zu einem wahren oder erheuchelten Enthusiasmus, hier war mir die schönste Gelegenheit geboten. Ich stand vor dem Grabe des Ariost. Ich saß in seinem Stuhl. In meiner Hand hielt ich ein von ihm selbst geschriebenes Gedicht. Sein von einem Herzog von Ferrara eigenhändig und sehr elegant gefertigtes Schreibzeug. Eine Medaille, welche man auf seiner Brust fand, als man im Jahre 1801 seine irdischen Reste der Stelle ihrer 300jährigen Ruhe enthob und hierher verpflanzte.

In demselben Schrank wird eine vollständige Handschrift von Tasso's Feder mit seinen eigenhändigen Correcturen nebst einer Sammlung seiner Briefe an den Herzog von Ferrara aufbewahrt. Mit dieser Arbeit hatte er der langen Weile seiner Gefangenschaft einigen Reiz abgewonnen. Ferner findet sich hier die Originalhandschrift des Pastor Fido.

Ohne irgend eine Nutzanwendung oder Beziehung bemerke ich, daß die großen Männer zu jener Zeit, ganz gegen die Gewohnheit der großen Männer unserer Tage, eine sehr schöne Hand schrieben. Unmöglich kann man etwas Netteres und dem Auge Wohlthuenderes sehen, als diese Handschriften von Tasso, Ariost und Guarini.

Ich verließ die Bibliothek, um das Gefängniß zu sehen, worein der Verfasser des befreiten Jerusalems dafür 7 Jahre lang eingesperrt worden, weil er mit der Schwester seines Souveräns einige Strophen, vielleicht sogar einige Scenen zwischen Armida und Rinaldo hatte durchgehen wollen. Herzog Alphonso nahm die Sache von der schlimmsten Seite und wieß dem Dichter ein Zimmerchen im Hause der Wahnsinnigen an, welches so ziemlich einem Kerker glich. Es ist ein gewölbter Kellerraum von 24 Fuß Länge und 14 Fuß Breite, kaum beleuchtet mittelst eines vergitterten Fensterchens, durch welches das Licht erst eindrang, nachdem es allen Glanz unter der arcadenförmigen Gallerie des finstern Hofes verloren hatte. Dies war Tasso's Wohnung. Glut und Drang seiner Phantasie müssen wahrlich sehr mächtig gewesen sein, um in einem so scheußlichen Aufenthalt einige Gesänge seines erhabenen Gedichtes hervorbringen zu können. Mit wahrhaft

religiöser Empfindung sammelte ich einige Stückchen Backsteine aus der Mauer seines Gefängnisses. Damit glaubte ich dem Andenken des Mannes, den ich für den vollkommensten Dichter der neuen Zeit halte, meine Ehrfurcht zu beweisen.

Mein Geist muß in der That aller Poesie widerstreben, weil ich, der in Ariost's Stuhl gesessen, die Hälfte eines Backsteins aus Tasso's Gefängniß in meine Tasche gesteckt und eine ganze Scene in der Originalhandschrift des Pastor Fido gelesen habe, so unfähig wie vordem geblieben bin, auch nur 6 Worte versartig an einander zu reihen. Andere sind wohl von dem Himmel mehr begünstigt worden. Denn ich las hier die Namen des Lord Byron, Casimir Delavigne und einiger andern Schriftsteller, die wohl würdiger waren als ich, diese heilige Stätte zu betreten und ihre Namen auf diese traurigen Wände zu schreiben.

Jedes Haus von Ferrara steht in der Mitte eines weiten, leeren, befestigten Raumes. Bequem könnte die Stadt auf diesen leeren Räumen und den für die jetzige Kriegsart völlig nutzlosen Mauern und Wällen, die doppelte Anzahl von Häusern haben. Die sehr friedliche und liebreiche und mildthätige Regierung des heiligen Vaters erlaubt auch wirklich den Armen, Wassermelonen in den Gräben, Erdäpfel und Kohl auf den bedeckten Wegen und Bastionen zu bauen. Der Anblick der Oede und Verlassenheit der Straßen von Ferrara stand in auffallendem Widerspruche mit einem außerordentlichen Gemenge und Gedränge einer zahlreichen Bevölkerung von braunen Gesichtern, vielfarbigen und vielförmigen Anzügen, welche ich in einer Straße bemerkte, die an beiden Enden mit mächtigen Thoren verriegelt und verschlossen war. Ich erfuhr, daß diese Straße den Juden gehöre, welche nirgends anders in der Stadt wohnen dürfen. Ihre Zahl hat sich außerordentlich vermehrt, ohne daß man für nöthig erachtet hätte, den Geviertraum ihres Wohnplatzes zu vergrößern. Ich begreife in der That nicht, wie 3000 Menschen darauf bestehen und noch weniger, wie diese Unglücklichen von dem ärmlichen Schacherhandel in einer Stadt von nur 30,000 Seelen ihr Leben fristen können. Ein Wunder kann diese Erscheinung nicht erklären, denn seit langer Zeit geschah kein

Wunder mehr für die Juden. Einem Klügeren und Gelehrteren überlasse ich die Lösung dieses Räthsels *).

Zwischen Ferrara und Bologna ist das Land flach und sumpfig. In einzelnen Strecken findet selbst der Reisbau Wassers genug, um reichliche Ernten und periodische Fieber hervorzubringen.

Bologna.

Bologna kündigt sich durch die Menge der Villen, womit alle Höhen rings umher geschmückt sind, schon von fern an. Sie machen eine köstliche Wirkung und lassen eine große und reiche Stadt vermuthen. In der That gibt nichts einen deutlicheren Begriff von überströmendem Wohlstande, als solche Entwickelung des Luxus außerhalb der Mauern, welche innerhalb derselben keinen Raum mehr fände. Indessen erscheint die innere Stadt nicht sehr belebt. Alle Straßen sind zu beiden Seiten mit Arkaden auf Säulen und Pilastern eingefaßt, in ihren dunkeln Räumen bewegt sich der größte Theil der Bevölkerung und entzieht damit dem Auge den Anblick der wogenden Massen. Diese architectonische Grille hat auch den Nachtheil, daß sie den zahlreichen Pallästen viel von dem äußern Ansehn und allem Hervorstechenden raubt, um so mehr, als nur wenige derselben durch ihr Aeußeres sich vortheilhaft auszeichnen. Der Cicerone, dem ich die Sorge meiner Führung übertragen hatte, spannte meine Neugierde mit der Ankündigung, daß er mir eine Universität, eine Privatgallerie von Gemälden, einen Springbrunnen, den Pallast der schönen Künste, die Kathedrale, die hängenden Thürme und den Laden des besten Bratwurstfabrikanten zeigen würde. In derselben Ordnung will ich ihm denn auch folgen.

---

*) Auch ohne besondere Klugheit und Gelehrsamkeit ist nicht schwer zu erklären, daß bei dem außerordentlichen Raffinement, bei der rastlosen Thätigkeit und größtentheils kaum glaublichen Sparsamkeit und Enthaltsamkeit der Juden, deren 3000 leichter von Spekulationen, Handel, Krämerei und Schacher irgendwo existiren, als nur 1500 Christen floriren können. Ein christlicher Handwerksbursche verzehrt heutzutage oft mehr an einem Nachmittage in der Schenke, als eine ganze Judenfamilie für den ganzen Unterhalt einer Woche bedarf &c. A. d. U.

Die Universität besitzt eine sehr zahlreiche und gut gewählte Bibliothek, schöne Kabinete für Physik und Chemie, Sammlungen naturgeschichtlicher Gegenstände, Alterthümer und Gemälde. Es fehlt ihr nichts als Studirende, denn alle diese Universität früher besucht habenden wurden plötzlich entlassen, weil sie sich nur mit transcendentaler Politik beschäftigen wollten und der heilige Vater es nicht für schicklich gehalten, für solche Lehrstühle in seinen Staaten zu errichten.

Die Gallerie N. — ist eigentlich nur ein Gemäldemagazin zur Auswahl für jeden Liebhaber und zur Bequemlichkeit für die Gläubigen, die sich gern überzeugen mögen, ihre Hand auf das Werk eines großen Meisters gelegt zu haben. Denn die Kunst, die Manier der Originalbilder nachzuahmen, geht hier fast eben so weit als die Unverschämtheit der Bilderhändler in Betheurungen für die Aechtheit aller dieser Sammlungen *).

Der Pallast der schönen Künste enthält eine mehr werthvolle als zahlreiche Gemäldesammlung. Um einen Begriff von ihrem Werth zu geben, bemerke ich nur, daß wenigstens ein Dutzend derselben in der Gallerie Louvre zu dem köstlichsten Theil der Beute gezählt wurden, womit der Sieg Frankreich beschenkt habe. Ihrer würdig sind alle Gemälde rings um sie her.

Die hängenden Thürme erscheinen mir immer nur als

---

*) Nachdem ich mit höflichster Bezeigung meiner Dankbarkeit dem Eigenthümer mich empfohlen hatte, frug mich mein Cicerone, ob ich meine Dankbarkeit auch durch irgend ein Geschenk bethätigt habe. Auf meine Verneinung bemerkte er, daß dies eine Sünde gegen alles Herkommen sei. Ich bat ihn also, meinen Fehler wieder gut zu machen, indem ich selbst durch Darreichung einer Geldgabe einen so wohl gekleideten, gebildet sich ausdrückenden und offenbar der bessern Gesellschaft angehörenden Mann, der sich selbst den Eigenthümer einer Gemäldesammlung von 200,000 Franken Werth genannt, zu beleidigen fürchtete. Während solcher Betrachtungen kam der Cicerone wieder zu mir und schien auf seine bewiesene Großmuth fast stolz zu sein. Hiernach glaubte ich, daß er jenem Herrn wenigstens 2 Piaster gegeben habe. Aber er hatte dem Signore nur vier Paoli (2 Franken 20 C.) in die Hand gedrückt, und dieser hatte sie angenommen, statt den Unverschämten sammt seiner Gabe die Treppe hinabzuwerfen; er hatte sogar inständigst dafür gedankt.

Ich erwähne diesen Zug nur, weil ich ihn, in Vergleichung mit vielen ähnlichen Zügen, welche ich während meiner Reisen zu bemerken Gelegenheit hatte, für vollkommen charakteristisch halten muß.

A. d. V.

Gebäude, welche, im Einsturz plötzlich aufgehalten, eines Tags dennoch vollends umfallen werden. Ich kann in diesen sogenannten Geniestreichen nichts Merkwürdiges erkennen und halte sie mehr für Ungeschicklichkeit und Fehler des Baumeisters.

Die Kathedrale ist ein schönes Gebäude, modern, einfach verziert, mit 2 oder 3 guten und mehreren großen Gemälden geschmückt. Aber wo in Italien fände man nicht die eine oder die andere?

Was mir wirklich Bewunderung entlockte, war eine Fontaine von Bronze und im höchsten Styl. Auf einem Sockel erhebt sich ein Neptun von erhabener Composition, auf den Winkeln des Sockels stehen zur Hälfte rückwärts gebeugt Sirenen, welche ihre Brüste beißen, um die Wasserstrahlen herauszubeißen. Erfindung und Arbeit verdienen das ihnen gespendete Lob vollkommen.

Nach dem Programm meines Cicerone hatte ich nun noch den Laden des Bratwurstfabrikanten, dem Bologna einen großen Theil seines Rufes verdankt, zu besuchen. Nach dem Anblick so vieler Merkwürdigkeiten glaubte ich von dem Besuch der Würste mich frei sprechen zu dürfen.

Bologna umschließt eine große Anzahl der Häuser, welche herkömmlicher Weise in Italien Palläste genannt werden. Gebührt dieser Name jedem großen und einigermaßen in seinem Innern grandiosen Gebäude, so hat Bologna mehr Palläste als Venedig. Aber muß dieser Name durch Regelmäßigkeit und äußere Schönheit erworben werden, so steht es damit anders. Zu Bologna, wie in ganz Italien, stand diese Gattung von Wohnungen in vollkommenem Einklange mit der festen Ordnung mit allen Bedürfnissen und Sitten der Gesellschaft. Mit den Gebräuchen und den Vermögensumständen unserer Zeit sind sie beinahe unvereinbar. Für ein so veränderliches und bewegliches Jahrhundert gehörten auch gewissermaßen gleich veränderliche Häuser. Mehr Festigkeit als für die Dauer einiger Jahre oder höchstens einer Generation nöthig ist, wird kaum verlangt, damit die folgende Generation Alles leicht wieder so verändern oder einrichten könne, wie ihr Vermögen es gestattet und ihr Geschmack es erfordert.

Ich halte diese Idee für vollkommen richtig, weil sie, vielleicht ohne daß man sich Rechenschaft davon gibt, dem Systeme unserer jetzigen Bauart unfehlbar zum Grunde liegt. Der Grundzug dieses Systems ist Oekonomie. Diese ist dem täglich beschränkter werdenden Vermögen der Mehrzahl angemessen.

Die Häuser der vergangenen Jahrhunderte passen so wenig zu den Verhältnissen ihrer jetzigen Besitzer, daß sie von diesen nicht mehr bewohnt werden können. Dieselbe Beobachtung wiederholt sich ganz gleich zu London, Paris, Venedig, Mailand und Rom. Ihre Eigenthümer reisen in andern Ländern umher, bis sie ihre finanziellen Pläne realisirt haben. Frankreich, Italien und England senden sich Jahr aus Jahr ein wechselseitig ihre Vermögens- und Standesnotabilitäten. Einem großen Irrthum verfallen ist, wer dies allgemeine Bedürfniß der Ortsveränderung, diesen Drang nach dem Herumfahren auf den Landstraßen von Leuten, die sich früher zu Hause wohl befunden hatten, nur für Laune und Spleen halten wollte. Nein, dieser Zustand der Dinge gründet sich auf die allgemein verbreitete politische Krankheit und steigende Vermögenszerrüttung. In Frankreich bewirkte die Revolution, in Italien deren Gegenstoß eine Zerstückelung des Besitzes, mit dessen natürlichen Folgen man sich in keinem dieser Länder bis jetzt noch recht vertraut machen kann. Mit Mühe nur gesteht man sich selbst, daß man aufgehört hat, reich zu sein, und bemüht sich, diesen Zustand der Welt möglichst zu verbergen. Man muß sich einschränken. Daher begibt man sich auf Reisen, um der Gewohnheit mancher Ausgaben sich unmerklich zu entschlagen, und durch eine längere Abwesenheit von seinem Wohnorte den Augen Aller die Veränderung des luxuriösen Zustandes in einen ökonomischen Haushalt möglichst zu verbergen.

Nach so vielen und großen politischen Stürmen haben auch alle socialen Verhältnisse einen völligen Umsturz erlitten. Viele Verbindungen sind zerrissen, viele Feindschaften treten an die Stelle von Anhänglichkeit. Unstatthaft, ja gefahrvoll für Manchen wird der Aufenthalt an seinem bisherigen Wohnort. Er wandert in die Fremde, um dort ruhigere Tage und

bessere Zeiten zu erwarten. Er läßt sich in einem Lande nieder, aus welchem, ähnlicher Ursachen wegen, manche Eingeborne sich entfernen, aber er bezieht nicht das Hotel und nicht das Schloß des Auswandernden. Denn er selbst wanderte nicht aus, um anderwärts Luxus zu treiben, sondern um auf die möglichst kleine Ausgabe sich zu beschränken. Er begnügt sich mit einem mäßigen Tisch, mit wenigen Bedienten, verringert die Zahl der Equipagen und der Pferde, kurz er zieht als kluger Seemann die Segel ein, bis der Sturm vorüber sein wird.

Im Interesse der Individuen betrachtet, ist diese Handlungsweise klug, aber unbezweifelt sehr traurig, den Massen gegenüber, welche in ihrer tollen Blindheit allen Ereignissen, die eine solche Nothwendigkeit herbeigeführt, Beifall jauchzten und selbstthätig Vorschub leisteten. Diese Massen leben nur von dem Gelde Anderer und ihr Wohlstand hängt unmittelbar von der Geldmenge ab, welche in den Händen einer kleinen Anzahl von Leuten sich zusammenhäufte. Bisher waren politische Betrachtungen und Rücksichten niemals Ursachen zu den Reisen der Engländer. Diese geschahen größtentheils aus finanziellen Gründen. Erscheint auch das Vermögen Einzelner in Großbritannien colossal, so sind doch auch die Kanäle zu dessen Abfluß stets sehr breit und tief, und die Erschöpfung erfolgt gewöhnlich schneller, als man es glauben sollte. Viele für sehr reich gehaltene Engländer müssen nothgedrungen einer großen Sparsamkeit sich befleißigen. Schneller als in irgend einem andern Lande weiß man in Großbritannien eine solche Nothwendigkeit zu erkennen, zu rechter Zeit sich ihr zu unterwerfen und übrigens gute Miene zum schlechten Spiel zu machen. Darum reisen sie in die Fremde; ja sie reisen selbst in ihrem eigenen Lande, um das zerstörte Gleichgewicht ihrer Angelegenheiten wieder herzustellen. In solchen Verhältnissen haben Eitelkeit und Eigenliebe keine Sprache, willig opfern sie ihre liebsten Neigungen. Sie trennen sich von Verwandten und Freunden, entsagen ihren Gewohnheiten, verabschieden ihre Dienerschaft, verkaufen ihre Pferde und Equipagen, vermiethen ihre Häuser. So wandeln sie denn völlig frei und ohne irgend eine Abhaltung auf der Bahn,

welche zu dem vorgesteckten Ziele sie bringen muß. Wie beschränkt hiernach alle ihre Ausgaben sein mögen, so gereichen diese Summen doch immer dem Lande, welches sie besuchen, zu reinem Vortheil, weil dieses Land das von den reisenden Engländern erhaltene Geld nicht wieder durch ähnliche Reisen seiner Landsleute nach England zurücksendet. Mag England auch sehr interessant sein, mag das Studium dieses Landes noch so große Vortheile bieten, so reisen doch nur wenige Leute dahin aus bloser Reiselust, weil man unglücklicherweise alles Vergnügen und alles Lernen auf dieser Insel sehr theuer bezahlen muß.

Imola. Faenza &c.

Ein Zufall hieß mich einige Tage zu Bologna verweilen. Um diese Zeit nicht zu verlieren, machte ich einen Ausflug an das adriatische Meer. Eine sehr feste und wohl unterhaltene Straße führt durch ein sorgfältig angebautes Land nach der kleinen unbedeutenden Stadt Imola. Von da nach dem bedeutenderen Faenza, wo Alles eine viereckige Gestalt annimmt, die äußeren Mauern sowohl als die innere Eintheilung der Straßen und Plätze. Auf einem mit Säulenhallen ringsum geschmückten Platz, in dessen Mitte ein Springbrunnen prangt, durchkreuzen sich zwei Straßen und schneiden die Stadt in vier vollkommen gleiche Theile.

Faenza besitzt mehrere Gemälde großer Meister und eine sehr lebhafte Industrie. Von hier aus wurde in Frankreich die Kunst eingeführt, jene Art von Töpfergeschirr zu verfertigen, welche man heute noch **Fajence** nennt *).

---

*) Der Herr Verfasser schwebt hier abermals in einigem Irrthum und begeht zugleich damit eine schwere Sünde gegen einen seiner verdientesten und merkwürdigsten Landsleute. Frankreich war geraume Zeit der kleinen Stadt Faenza für die Fajence mit großen Summen zinsbar. Darüber ärgerte sich ein armer, in Latein und Griechisch und allem gelehrten Wissen völlig unerfahrener Feldmesser eines kleinen französischen Städtchens. Sein Feuergeist erfaßte den Gedanken, das Vaterland von jener Zinsbarkeit zu befreien und wo möglich mit einer eignen Fajence zu bereichern. Fortan lebte er mit der ganzen Glut und Hingebung eines Genie's nur dem Ziele, welches in weiter Ferne oder wie ein wirres Traumbild ihm vorschwebte. Sein König Franz I. unterstützte wohl die schönen Geister Italiens, aber für seinen armen Feldmesser hatte er keine Aufmun-

Die Gegend von Bologna bis Faenza und von da bis Forli ist von Flüssen und Flüßchen durchschnitten, über welche man erst in jüngster Zeit Brücken baute. Jenseits Cesena läuft das Flüßchen Pisatello, von welchem gar nichts zu sagen ist, als daß es vor zwei tausend Jahren der Rubicon genannt wurde. Ich ging über dieses Flüßchen, ohne, wie einst Cäsar mit langem Nachdenken, ob ich diesseits bleiben oder hinüber sollte, meine Zeit zu verlieren. Ich wendete mich gegen Ravenna. Diese Stadt erhob sich einst, während Rom mehr und mehr zu sinken begann. Einige Kaiser suchten dort jenes Uebermaß von Luxus, wofür sie in ihrer Hauptstadt keinen Platz mehr fanden, auszuströmen. Sie bauten dort prächtige Palläste und einen großen Hafen zum Ankern ihrer Flotten. Palläste und Hafen verschwanden unter den Anschwemmungen des Po und einiger Flüßchen, welche auf diesem Punkte in das adriatische Meer ausmünden.

Theodorich hatte das Werk der Kaiser fortgesetzt. Von den zahllosen Bauten seiner Regierung widerstand sein Grab allein der Thätigkeit der Zeit und der Menschen. Es ist ein rundes Gebäude, dessen Kuppel aus einem einzigen

---

terung. Deshalb verzagte der arme Feldmesser Bernhard Palissy nicht. Er entsagte seinem einzigen Erwerb, opferte sein Hab und Gut, seine Gesundheit, seine Lebensfreuden, seinen häuslichen Frieden und rang funfzehn Jahre lang mit allen Unbilden und Widerwärtigkeiten des Lebens einen herben Kampf, bis er nach unzähligen mißglückten Versuchen eine Töpferglasur erfunden, damit Frankreich die Fajence und für lange Zeit ungeheure Einkünfte gegeben hatte. Er wurde zum Hoftöpfer des Königs ernannt, malte selbst eine Menge Geschirr so schön, daß sie jetzt noch billig Bewunderung erregen. Hielt in Paris vor zahlreichen Versammlungen der gebildetsten und gelehrtesten Männer Vorlesungen und Disputationen über manche bedeutende Streitfragen der Geologie, Physik und Chemie. Entwickelte in einer Reihe geistvoller und durch ihre Naivität reizender Schriften kühne Gedanken und sublime Hypothesen über manchen Zweig der Naturwissenschaften. Voltaire suchte mit herzlosem Spott den alten Mann zu zermalmen. Die Mehrzahl der Nachbeter und Nachbeller lachten über die Drolligkeit und den kecken Trotz dieses alten Töpfers und nannten ihn einen unverschämten Narren. Palissy wurde vergessen. Der neuesten Zeit erst war es vorbehalten, dieses interessante Genie dem Staube der Vergessenheit zu entreißen, seinen Geist und seine herrlichen Leistungen zu würdigen, und darzuthun, daß manche seiner Hypothesen, welche die Afterweisheit der frechen Spötter seiner Zeit verlacht hatte, jetzt allen Naturkundigen als einfache unbestreitbare Wahrheiten erscheinen. Eine interessante Biographie dieses Mannes enthält die Revue de Paris vom Jahr 1834 und einen Auszug findet man in „Novellen und bunte Blätter" 2 Bände 1835 bei Sauerländer in Frankfurt a. M. A. d. U.

Stein von mehr als hundert Fuß Umfang besteht. Die Urne aus Porphyr, worin die Reste jenes guten Königs aufbewahrt worden, wurde diesem Grabe entrissen und nach Ravenna gebracht. Einst badete sich dies Grab in den Wellen des Meeres, jetzt hat sich das Wasser vier Meilen *) davon zurückgezogen.

Mehrere unter den Exarchen erbaute schöne Kirchen zeugen von der Beharrlichkeit, womit in Italien alle auf einander folgenden Gewalten gegen das Princip der Zerstörung ankämpften. Dennoch siegte dies Princip. Bald sah sich Ravenna jenes Schutzes beraubt, den eine Art von eigensinniger Phantasie mehrere Jahrhunderte hindurch ihm gewährt hatte. Preisgegeben stand es nun allen Angriffen und Unfällen seiner wunderlichen Lage. Es sank. Ohne Industrie, ohne Handel, ohne Hafen und ohne militärische oder administrative Wichtigkeit hat es von seiner früheren Bevölkerung nichts behalten, als jene Menge, welche die Gewohnheit an ihre Häuser fesselt, ohne Lust, diese auszubessern, ohne einen Gedanken, Verfallenes wieder aufbauen zu wollen. In dieser Beziehung hat Ravenna viel Aehnlichkeit mit Venedig.

Sowie von Ravenna, so trat auch aus dem Hafen von Rimini das Meer weit zurück, bildete dort einen neuen Hafen, dessen man zum Handelsverkehr sich trefflich zu bedienen verstand. Rimini besitzt schöne Zeichen des Alterthums, unter andern eine Brücke und einen vollkommen erhaltenen Triumphbogen. Kaum sahen mich die Leute von einiger Bewunderung ergriffen, so wollten sie sogleich mich überreden, daß ein dort stehender Schutthaufen die Ruine eines Amphitheaters und einige über einander liegende Steine die Tribune seien, von welcher herab einst Cäsar nach seinem Uebergange über den Rubicon eine Rede an seine Soldaten gehalten habe. Ich stritt dagegen nicht, aber ich reservirte mir meinen Glauben für eine andere Gelegenheit, und alle Wärme der Be-

*) So wie der Herr Verfasser den italienischen Boden betritt, hört er auf von Lieues zu sprechen und spricht immer von Milles. Also ist bei allen Berechnungen nach Meilen in Italien immer die Rede von italienischen Meilen. A. d. U.

wunderung für die schönen Kirchen und ihren Schmuck an Gemälden und Basreliefs.

Eine der schreiendsten Ungerechtigkeiten beging unser seine Gerechtigkeit gegen alle Welt sich rühmendes Jahrhundert gegen die Republik San-Marino. Sobald heutzutage von einer volksthümlichen Regierung die Rede ist, so fährt man über weite Meere, um den ächten Typus dafür in Nordamerika zu suchen. Zuweilen erwähnt man dabei auch die Schweiz. Aber kein Mensch spricht jemals von der ältesten, der aller untheilbarsten und der unvergänglichsten aller Republiken — von San-Marino. Geschieht dies vielleicht, weil dieser Staat zu klein ist, als daß man ihn leicht finden könnte? Mit Hilfe einer Lupe oder nöthigenfalls mit einem Sonnenmikroskop könnte man alle seine Bewegungen und deren Ursprung, seine Constitution und ihre Resultate studiren. Wer weiß, ob nicht daraus für Frankreich, ja für ganz Europa anwendbare Institutionen eben so leicht, als auf jener so schwierigen und verdrießlichen Straße nach Amerika gefunden werden könnten. San-Marino ist die älteste, die dauerhafteste aller bestehenden, ja selbst aller jemals bestanden habenden Republiken. Will man Beständigkeit der Gesetze? San-Marino hat noch dieselbe Constitution, welche im vierten Jahrhundert ein Maurer ihm gegeben, der, des längern Häuserbauens überdrüssig, nun eine Republik zusammenmauerte, und so fest, daß sie heute noch zusammenhält. Will man eine wahrhaft volksthümliche Regierung? Man gehe nur nach San-Marino. Dort nimmt alle Welt Antheil an den Geschäften, diese als Regierende, jene als Regiertwerdende. Die Liebhaber von Empörungen, Verbannungen, Veränderungen, Unordnungen und Anleihen würden zwar Manches dort vermissen, aber wahrscheinlich für Vieles, woran man zu San-Marino noch nicht denkt, Ersatz finden. Diese Republik hat noch keine stehenden Heere, aber eine Art von Nationalgarde. Manche Bewohner der umliegenden Länder, welche mit ihren Regierungen in irgend eine Differenz gerathen, suchen Anstellung in dieser Nationalgarde, nur um der oft unbequem werdenden Gerichtsbarkeit jener Regierung sich zu entziehen. Sucht man nun mit Verstand, so kann man in San-Ma-

rino, wo nicht den Typus der besten Republik, doch den einer erträglich eingerichteten Verfassung finden. Warum sollten nicht 32 Millionen Menschen auf dieselbe Weise, wie deren vier bis fünf Tausend regiert werden können? Warum sollte nicht der ganze Raum zwischen dem Rheine und den Pyrenäen dieselbe Verfassung mit einer Republik gemein haben, welche ein ziemlich hoher, sehr spitzer, oft mit Schnee bedeckter Felsen mit der Umgebung von zwei bis drei Thalgründen und einer Hauptstadt erträglich findet? Diese Hauptstadt und dieser Staat haben ihre großen Männer und großen Bürger. Sucht man nur ordentlich, so wird man gewiß auch bei ihm einige glorreiche Tage finden. Denn unmöglich können funfzehn Jahrhunderte verflossen sein, ohne daß einige honette Leute von der Pöbelkanaille erwürgt oder aufgehängt worden wären. Dies ist also ein Land, welches man bei der ersten Gelegenheit nachzuahmen suchen muß.

Ich habe San-Marino, diesen Maulwurfshaufen, den mit einem Fußtritt zu zertrümmern keiner der Nachbaren sich versucht oder genöthigt sah, betrachtet. Ich habe Alles, was dort geschehen kann, beobachtet, so wie man einen Ameisenhaufen untersucht. Ich habe bemerkt, daß dort Alles in guter Ordnung sich befindet; daß man sich dort oft herumstreitet, aber selten verbannt; daß dort Jedermann zu regieren glaubt, obgleich die Gewalt wirklich nur in der Hand einiger der Gewandtesten oder Stärksten sich befindet; daß man dort nach eben so vernünftigem Maßstabe, wie anderwärts, Steuern und Abgaben bezahlt; daß individuell dort sich Jeder ungefähr so frei und wohl befindet, wie man eigentlich überall, mit dem einzigen Unterschied weniger Formen, sich befindet *). Ich bin von Herzen ein Patriot, wäre ich zu San-Marino geboren, so wäre ich so stolz auf mein Vaterland, wie ein

*) Der Herr Verfasser treibt hier offenbar mit ernsten Worten und deren verhängnißreicher Bedeutung seinen gnädigen Spaß. Er ist zu sehr Staatsmann und Freund der Wissenschaft, um nicht zu wissen, daß die persönliche Freiheit in einem Lande der unmittelbaren Willkür unmöglich jemals dieselbe sein könne, welche sie in einem Lande rein gesetzlicher Verfassung ist. Dem Leser bleibe es überlassen, künftig alle ähnliche Emanationen des Unmuths und Polignacscher Ansichten selbst zu erkennen und zu würdigen, damit nicht die Anmerkungen dickleibiger werden, als das Buch selbst ist. A. d. U.

Syndicus von Genua es immer auf sein berühmtes Land sein könnte.

Ich hatte nicht wenig Lust, Loretto zu besuchen. Ohne Aufenthalt wäre ich durch Pesaro und Fano, wo nichts Sehenswürdiges sein soll, gefahren, um das Schlachtfeld bei Sinigaglia, auf welchem die Römer einst ein Carthaginensisches Heer unter Hastrubal vernichtet hatten, zu besuchen. Aber dort lag Ancona auf meinem Wege, und ich wollte mit der französischen Polizei nichts zu schaffen haben. So mußte ich denn auch Loretto entsagen, verzichten auf das Glück, in der Santa-Casa auf die Knie zu fallen. Diese Santa-Casa ist ein Haus von Backsteinen, wurde einst, gleich einem Mantelsack, von einigen Heiligen oder Engeln aus Judäa nach Dalmatien durch die Luft getragen, und dann wieder aus Dalmatien auf gleiche Weise in einen Wald bei Loretto gebracht. Das Haus verwechselte in diesem Wald mehrmals seinen Platz, bis man es endlich dadurch an seine jetzige Stelle zu fesseln wußte, daß man eine sehr schöne Kirche darüber baute. Es ist wirklich ein Glück, daß man auf diese Weise der sonderbaren Wanderlust dieses Hauses ein Ende machte; wohin wäre es wohl noch gewandert?

Die Santa Casa enthält ein aus Holz geschnittenes Bild der heiligen Jungfrau, welches die Freigebigkeit der Gläubigen über und über mit Edelgesteinen bedeckt hatte. Im Jahre 1798 raubten die Franzosen dieses Bild, gaben es später zurück, jedoch ohne seinen reichen Schmuck, sondern rein, wie es der heilige Lucas einst geschnitzt hatte*). Neue

*) Als Loretto in die Hände der Franzosen gefallen war, erhielt ein Italiener als Mitglied des Directoriums der Cisalpinischen Republik den Auftrag, ein Inventarium der Kirchenschätze aufzunehmen. Die Sache hatte Eile, man konnte sich mit Einzelnheiten nicht abgeben und begnügte sich daher, die Gegenstände nach ihrer verschiedenen Natur massenweise zu verzeichnen. So erscheinen denn in diesem Inventarium 2000 Stück große und kleine Diamanten, 100 Barren Goldes, 3000 Stück verschiedene Edelsteine verschiedener Farben und Größen u. s. w. Der Zahl nach wurde Alles getreu abgeliefert. Indessen sollen die Goldbarren auffallend schwachen Gewichts, alle Diamanten und Edelsteine sehr klein gewesen sein. Dieses lakonische Inventarium soll die Quelle eines sehr großen Vermögens geworden sein. Merkwürdig bleibt es immer, daß die Santa Casa bei solchen räuberischen Proceduren nicht, abermals von ihrer alten Wanderlust ergriffen, diese Stelle verlassen hat. Geduldig ließ sie

Geschenke haben längst wieder ersetzt, was jener Besuch der republikanischen Franzosen geraubt hatte. Der Schatz von Loretto hat beinahe die ganze Höhe von Reichthum und Glanz, welche einst seinen Ruhm machten, wieder erreicht.

---

alle Schätze rauben und blieb nackt und hilflos fest auf der entweihten Stätte. A. d. V.

Herzogthum Modena.

Ackerbau.

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Bologna unvermuthet Veranlassung, nach Verona zu reisen. Oberitalien hatte ich erst nach meiner Rückkehr von Rom und Neapel besuchen wollen, nun mußte ich meinen Reiseplan verändern. Demnach ging es nach Modena auf einer festen mit Bäumen eingefaßten Kunststraße durch Felder, deren Anbau mehr Sorgfalt und Fleiß als Einsicht beurkundete.

Im Bolognesischen und Modenesischen sind alle Ländereien in Vorwerke von 40 bis 50 Hufen abgetheilt und durch wohl unterhaltenes Zaunwerk von einander getrennt. Ein viereckiges, zweistockiges Haus dient den gewöhnlich sehr zahlreichen Meierfamilien zur Wohnung. Ein Dach auf Pilastern bedeckt einen Stall. Rings um diesen führt eine Art von Peristyl zur Aufbewahrung der Ernte und der Werkzeuge.

Der Meier theilt allen Ertrag mit dem Grundeigenthümer, wofür dieser den nöthigen Viehstand ihm liefern muß. Diese Pachtverträge können jährlich von beiden Theilen aufgehoben werden; es ergibt sich hieraus von selbst, daß alle Sorgfalt und Pflege und Kultur stets nur auf den Ertrag eines Jahrs berechnet ist, ohne daß dabei jemals auf eine Zukunft Rücksicht genommen würde. Der Meier läßt sich nie auf kost=

bare Verbesserungen ein, sobald diese nicht mit Gewißheit in demselben Jahre wieder gewonnen werden können. Nur einjährige Pflanzen werden dem Boden anvertraut. Getreide in einem Jahre, im zweiten Hanf, wechseln fort und fort, ohne daß jemals Pflanzungen anderer Gestalt und Natur eingeschoben würden. Weideplätze, künstliche Wiesen, ja selbst Kartoffeln sind völlig unbekannte Dinge. Die Felder werden häufig von Weinstöcken beschattet, diese winden an Ulmen sich hinauf, deren Laub als Ersatz für das Grünfutter, welches man sich nicht zu verschaffen weiß, oder auch, mit Weizenstroh vermengt, den Ochsen und Kühen zur Nahrung dient. Zur Streue wird Schilf und Rohrwerk benutzt, dessen Herbeischaffung oft aus bedeutender Ferne viel Zeit und Kraft verzehrt.

Anderwärts würde ein solches System überall das äußerste Elend des Ackerbautreibenden herbeiführen. Hier verhindert es nur das Aufblühen des eigentlichen Wohlstandes und alle Fortschritte im Ackerbauwesen. Die bewunderungswürdige Ordnung in den Familien modificirt und neutralisirt manche andere Uebelstände. Die Kinder bleiben selbst nach dem Tode der Eltern im väterlichen Hause, so lang wenigstens, bis Haus und Feld für ihre Anzahl zu klein geworden sind. Nicht selten sieht man sechs bis acht solcher Haushaltungen in demselben Gebäude ohne Zank und Streit beisammen. Sie theilen sich in Arbeit, Gewinnst, Verlust und alle Sorgen des Haus- und Feldstandes *). Eine Art von Instinkt, den noch keine Theorien und Sophismen störten, lehrte die Leute die Nothwendigkeit, einer jeden solchen Republik eine Art von Oberhaupt vorzusetzen. Hat die Familie ihren natürlichen Vorstand verloren, so wählt sie einen Andern, nennt ihn ihren Regenten (Regissore) und gehorcht stets seinen oberherrlichen Anordnungen und Befehlen. Nach dem Verkauf der Producte und nach der Abrechnung mit dem Grund-

---

*) Im Hause eines Meiers sah ich in einer Wiege vier Kinder liegen. Alle vier nährten sich an den Brüsten derselben Frau und erfreuten sich derselben Pflege und Liebe. Dennoch gehörte ihr nur ein einziges dieser Kinder, die übrigen drei waren ihre Neffen. Lächelnd sagte sie mir „bald wird eine meiner Schwägerinnen in diesem Liebesamt mich ablösen und ich werde dafür ihre jetzige Arbeit übernehmen.“ A. d. V.

eigenthümer, wird der sämmtliche Ertrag unter alle Glieder der Familie je nach ihrem Arbeitsbeitrage vertheilt. So mächtig zeigt sich der Geist der Gewohnheit und Anhänglichkeit, daß ein Streit über solche Ertragsvertheilung fast ohne Beispiel ist, obgleich die Mehrzahl dieser Individuen aller Rechnenkunst und des Schreibens unfähig, sich lediglich auf ihr Gedächtniß und die Billigkeit Anderer verlassen muß.

Reichthum kann einem solchen Stande der Dinge nicht entwachsen. Man muß sich mit einem sehr beschränkten Wohlstande und mit der Hoffnung auf dessen Beständigkeit begnügen.

Modena.

Zwischen Bologna und Modena kommt man ganz nahe an dem Ort vorüber, wo die erste Verabredung zu dem blutigen Triumvirat von Augustus, Antonius und Lepidus Statt gefunden. Zwanzig Jahrhunderte vermochten nicht, alle Greuel der Grausamkeit jener Tyrannen zu verwischen. Ich fühlte, jetzt selbst ein Verbannter, vielleicht weit lebhafter als Andere, die barbarische Grausamkeit jener Spielerei mit Ermordungen, jenes Tauschhandels mit Menschen zum Erwürgen, jener gegenseitigen Gefälligkeitsbezeugungen mit Verbannungen, jener gegenseitigen Gefälligkeiten der Verbannenden, welche lächelnd Opfer sich abtraten und ihre Rechnungen mit Menschenköpfen ausglichen. Gräßliche Münzsorte, würdig des Charakters der Ungeheuer, welche sie in Umlauf brachten! Eine Tradition, welche der Abscheu vieler auf einander folgenden Generationen sorgfältig erhielt und mehrere Stellen gleichzeitiger Schriftsteller bezeichnen den Ort, wo dieser unglückselige Congreß gehalten worden ist.

Man betritt das Herzogthum Modena auf einer Brücke über den Penaro. Vier elegante Pavillons flankiren die Brücke und dienen einem Posten der Gensd'armerie und den Grenzzollaufsehern zur Wohnung. Hier entgeht man, wie überall, mit Hilfe eines Passes und einiger blanken Münzen der inquisitorischen Plackerei. Beides auf Reisen mitzunehmen, soll man nie vergessen.

Die Länder haben, gleich den Familien, einen eigenthümlichen physiognomischen Charakter. An einem Ort ist dieser das Resultat der Gesetzgebung und der Gebräuche; an einem andern Ort eine Folge der Lebensweise und Blutsverwandtschaft. Auf dem linken Ufer des Penaro sind die Grundbesitzungen größer, die Meierhöfe stehen entfernter, die großen Bäume sind seltener, die Straßen breiter und mit starken Steinen eingefaßt. Auch Weiden und Triften findet man hier zu Vervollkommnung aller übrigen Zweige des Ackerbaues.

Lange, bevor man das auf der flachen Ebene hinter den hohen Zäunen versteckte Modena zu sehen bekommt, erblickt man seinen 400 Fuß emporragenden Kirchthurm. Ein Thor in modernem und gutem Styl führt in die Stadt der gut gebauten Häuser, der breiten und ziemlich geraden Straßen, mit ihren Trottoirs und Säulenhallen an beiden Seiten. An die Stelle der abgetragenen Festungswerke kamen sehr reich bepflanzte Spazirgänge mit einem Garten für das Publikum und einem botanischen Garten. Der Herzog bewohnt ein Schloß, welches er zu vollenden beschäftigt ist. Die Façade dieses Pallastes schmückt einen sehr schönen Platz. Arme Kranke finden eine Freistätte in einem gut eingetheilten und wohl erhaltenen Hospital. Gesunde und kräftige Bettler werden eingesperrt und mit Arbeit versorgt. Kein Reisender kann sich leicht enthalten, die Kirchen zu betrachten. Hier findet er denn die Kathedrale im gothischen Style sehr schwerfällig und unschön gebaut, die Kirche der Augustiner, welche man billig dem schlechten Geschmack widmen könnte, wenn jemals dieser Gottheit eigene Tempel errichtet werden sollten, woran ich nicht zu verzweifeln bitte. Endlich die schöne und höchst sehenswerthe Himmelfahrtskirche.

Ein gewöhnlicher Leser der Journale einer gewissen politischen Nuance würde einen Umweg von hundert Meilen machen, um das Modenesische Gebiet nicht zu berühren. Unter seine Glaubensartikel gehören eine nach der religiösen Inquisition des 15. Jahrhunderts ausgebildete politische Inquisition; Kerker, die von Gefangenen strotzen; Galgen, welche ihrer Märtyrer harren. Ich kam in diese sogenannte Musterstadt des Despotismus, ohne irgend eine andere

Empfehlung als meinen Paß und meinen Namen. Diesen kannte doch gewiß der östreichische Korporal am Thore nicht, obgleich er sich stellte, als läse er meinen Paß sehr genau. Ich durchlief die Stadt und alle ihre Anstalten, wo jeder Fremde stets auf sein Ansuchen Zutritt findet. Fand ich trotz des Zendado, eines schwarzen Schleiers, der Haare und Nacken bedeckt, das Gesicht sehr anmuthig einrahmt, keine schönen Frauengesichter, so fand ich dagegen auch nicht auf den Gesichtern der Männer jenes unaussprechliche Zeichen, welches stets einen Spion verräth. Eben so wenig fand ich jene bartbewachsenen Kinne, jene schnurrbartbeschatteten Lippen und jene wilden, grimmigen Blicke, welche in andern Theilen von Italien einem oft Furcht einflößen. Ob dies eine Sache der Mode oder Folge eines herzoglichen Verbots ist, weiß ich nicht, aber gewiß gereicht es keinem von beiden zum Vorwurf. Sehr getröstet über das Loos der Einwohner, reiste ich wieder von Modena ab. Verdankt man wirklich dem Despotismus die von mir bemerkten Resultate, so bin ich auch sehr geneigt, ihn dafür zu segnen.

Man sagte mir wohl, daß die auf ebenem und glattem Boden sehr sanft und mild fortschreitende Gewalt ziemlich heftig auftrete, sobald Unebenheiten sich zeigen, daß sie gegen allen Widerstand drohend sich geberde und schonungslos verfahre gegen Jeden, der sich auflehnen wollte. Um davon mir einen Beweis zu geben, zeigte man mir die von Kugeln ganz benarbte Façade des Hauses, worin Menotti gegen die zu seiner Gefangennehmung gekommenen Soldaten so tapfer sich vertheidigte. Aber auch das gegenüberstehende Haus trug zahlreiche Spuren der Kugeln, welche aus jenem Hause herübergeflogen waren. Ein zerstörtes Haus, ein darin verbarrikadirt gewesener Verschwörer, der aufgehängt wurde, weil er mehrere Soldaten erschossen hatte — dies waren vor einigen Jahren treffliche Motive zu einem allgemeinen Aufruf an das Mitgefühl, ein reicher Text für schöne Declamationen und, Gott weiß, wie man dies Alles zu benutzen verstand!

Alles hat sich verändert! Wie viele der Leute eines Landes, wo man die aufrichtigsten Thränen dem tragischen

Ende jenes Modenesischen Advokaten geweint, und die allgemeine Rache auf das Haupt seiner Mörder herab beschwor — mußten ein ähnliches Schicksal erdulden! Wie viele Häuser wurden dem seinigen gleich behandelt, ohne einen andern Unterschied, als daß man statt der Flinten Kanonen verwendete; statt gegen einen Einzelnen, gegen ganze Massen heranzog; statt eines Hauses ganze Städte beschoß. Vergleicht man beide Fälle, so ergibt sich, daß die im Namen und zum größten Ruhme der Freiheit verschossenen Kugeln und Kartätschen weit furchtbarere Wirkungen hervorbringen und weit schwerer zu tilgende Spuren hinterlassen, als jene Flintenschüsse des Despotismus. Auch erkennt man hieraus, daß allen Regierungen, unter welcher Form sie immer bestehen mögen, der Trieb der Erhaltung angeboren ist. Daß dieser natürliche Trieb ihnen verbietet, irgend einen Angriff gegen sie zu dulden. Endlich daß diejenigen im größten Unrecht sind, welche jetzt ein Princip bekämpfen wollen, dem sie ihren Ursprung verdanken; eine Empörung brutal vernichten wollen, deren sie früher zum Werkzeug ihrer Erhebung sich bedient, wozu sie selbst so viele Menschen gierig verleitet haben.

Im Staate von Modena trägt Alles, was von der Regierung ausgeht, den Stempel der Ordnung und jener eifrigen Sorgfalt, welche stets vermuthen lassen, daß das Auge des Herrn selbst sehr streng über Ausführung seiner Befehle wache.

Uebrigens sind diese Sklaven der Stadt und des Landes Modena in guten Wohnungen gut gekleidet und gut genährt. Sie reisen auf trefflichen Straßen und zahlen sehr mäßige Steuern. Sie sind so zufrieden und so wenig zu Klagen geneigt, daß man an ihrem Unglück und an ihrer Sklaverei wohl zweifeln müßte, wenn nicht gutwillige und muthige Leute, uneigennützige Freunde der Freiheit und schöner Sprüche, ohne irgend einen Beruf dazu zu haben, aller Welt und den Modenesern selbst — Modenas Unglück — Sklaverei entdeckt hätten.

Carpi.

Jenseits der Hauptstadt beginnt das Land baumreicher zu werden. Mit den dunkelgrünen Eichen längs der Straße hin verschmilzt sich das bleiche Grün der Reben, deren schlanke Griffe bis auf die äußersten Wipfel sich hinaufhelfen, während Guirlanden von Baum zu Baum bis zum Boden herabhängend fortlaufen. Ueber seinen vernachlässigten und beinahe gänzlich verfallenen Wällen und Mauern läßt das kleine nette Städtchen Carpi seine Kirchthürme und Häuserdächer sehen. An den breiten und bequemen Gassen laufen Säulenhallen hin. Eine Seite des regelmäßigen Platzes nimmt die Kaserne und das Gefängniß, die früher ein Schloß gewesen, ein. Eine schöne Kirche schließt diesen Platz.

Zehn Meilen hinter Carpi befindet man sich mitten in einer sumpfigen Fläche. Die Industrie der Ackerbauenden wußte den Boden zu bekämpfen, indem sie sehr tiefe und breite Kanäle mit Gräben in Verbindung brachte, welche quer über Felder gezogen sind, deren wellenförmige Erhöhungen gegen jedes Uebermaß von Nässe schützt. Dadurch gewinnt das Wasser gehörigen Spielraum und Abfluß, der Boden aber Ruhe und Kraft für die herrlichsten Pflanzungen, selbst für den Weinbau. Die auf sehr hohen Dämmen sich scharf auszeichnenden Kunststraßen, die vielen Kanäle und Gewässer geben diesem flachen und einförmigen Lande eine auffallende Aehnlichkeit mit Holland.

Die Gebiete von Bologna und Modena sind die prosaischsten Landschaften der Welt. Sie haben keine Berge, keine Felsen, keine alten Denkmale, keine Ruinen. Wenige Bäche durchkreuzen sich, ohne je Zerstörung anzurichten, denn überall hat man, solchem Unfug entgegenzuarbeiten, schlechten Geschmack genug gehabt. Woher soll Poesie in einem solchen Lande, woher nur ein poetischer Gedanke kommen? Der Oekonom findet seine Rechnung daselbst weit besser, als der Dichter. Sucht man die Ursachen der Wirkungen, so läßt sich wohl sagen, wie und wodurch die Völker glücklich sind, und auf Thatsachen und Erfahrung die Bedingung ihres Glücks sich gründen. Hieraus lernt man dann gegen jene

nie ausführbaren Theorien auf seiner Huth zu bleiben, sich zu verwahren gegen jene politischen Zuckungen und Krämpfe, welche mehr Zeit, Kraft und Geld fruchtlos verzehren, als man zu Begründung des dauerhaftesten Glücksstandes jemals verbrauchen würde. Man überzeugt sich, daß die wahre Freiheit nur dem Zustande wahrer Ordnung und Stabilität entblüht, wie auch sonst die Regierungsform benannt, ob jener Zustand octroyirt, von einem Fürsten eigenmächtig befohlen oder mit Bewilligung der Nation hergestellt worden sein möge. Ganz natürlich sich bietende Vergleichungen beweisen, daß jeder Regierungswille in demselben Verhältniß ruhiger, besonnener und weiser sich entwickelt, in welchem er aus einer geringeren Anzahl von Köpfen hervorgeht; daß jede Gewalt in demselben Verhältniß begehrlicher, stürmischer, herber und heftiger sich äußere, in welchem sie durch eine größere Anzahl von Händen geübt wird. Zahllose, sich ewig wiederholende Thatsachen gruppiren sich so augenscheinlich um diese unbestreitbaren Sätze, daß Jeder für sich und für Andere Lehrsätze davon ableiten kann, welche zwar mit dem Tone und mit der Theorie der Mode in geradem Widerspruch, aber eben so gewiß durch die Erfahrung der ganzen Vergangenheit gerechtfertigt erscheinen, als sie vollkommen noch heutzutage überall sich bestätigen, wo die Weisheit und Festigkeit der Regierung ihr Land vor der Seuche der Narrheit und dem Wüthen des Wahnsinnes zu bewahren verstand.

Oestreichische Staaten.

Lombardisch-Venetianisches Königreich.

(Fortsetzung.)

Mantua.

Die ganze Landstrecke bis Mantua ist wenig von der Umgegend von Modena verschieden. Lange, bevor man in die Stadt kommt, ja lange, bevor man sie nur sieht, ist man bereits in ein Labyrinth von Festungswerken verwickelt. Betrachtet man die Sümpfe, welche rings umher sich verbreiten und leicht in eben so viele Seen verwandelt werden können, so glaubt man die Stadt völlig sicher, ohne daß man zu solch künstlichem Vertheidigungssystem schreiten müßte. Nicht Jedermann war dieser Ansicht. Daher helfen jetzt eine furchtbare Citadelle und ein starkes Fort einer zahlreichen Garnison die Stadt vertheidigen.

Viel ist in dieser Stadt zu sehen. Durch schöne Anlage und ziemlichen Bau gehört Mantua unter die schönsten Städte von Italien. Julius Romanus hat durch den Bau einer Kathedrale zur Verschönerung der Stadt eben so viel als Architekt beigetragen, wie als Maler, durch seine schönen Freskobilder in der Andreaskirche, einige Gemälde im herzog-

lichen Pallast, und durch die Ausschmückung der Mehrzahl der Zimmer des Schlosses Te.

Die späteren ungeschickten Restaurationen an der Kathedrale darf man nicht auf Rechnung des Julius Romanus bringen. Aber die ursprüngliche Idee des Baumeisters ist geblieben, und diese Idee ist wahrlich keine glückliche. Unmöglich können vor den Augen eines Kenners die sechs Reihen cannelirter Marmorsäulen, wodurch die sieben Schiffe im untern Theile des Gebäudes getrennt sind, Gnade finden, indem durch diese fehlerhafte Eintheilung allerwärts Verwirrung und Dunkelheit hervorgebracht werden. Nur der Chor hat Größe und Majestät. Man gab vor, mir ein Gemälde von Guercino zu zeigen. Ich bemerkte eine schwarze Leinwand, die, gleich Allem, in diesem Theile der Kirche so wenig erleuchtet war, daß ich nicht einmal den Gegenstand des Gemäldes erkennen konnte. Die Andreaskirche ist schön trotz der ganzen Masse darauf angehäufter schlechter Verzierungen eines schlechten Geschmacks. Julius Romanus machte als Maler wieder gut, was er als Baumeister seinem Ruf geschadet hatte.

Im Pallast von Te entwickelte er alle Wunder seines Talentes. Sein Kampf der Titanen, sein Sturz des Phaëton und vorzüglich seine Vermählung der Psyche sind erhabene Compositionen. Das letzte dieser Gemälde enthält eine Reihe von Bildern, in welchen der große Meister alle Schranken, selbst der wenigst strengen Decenz, überschreiten zu dürfen glaubte. Diese Meisterstücke umschließt ein Pallast in edlem, reinem und elegantem Styl. Dasselbe kann man unmöglich von den Gärten und Spazirgängen sagen, welche die Franzosen, während ihrer Herrschaft in Italien angelegt hatten.

Mantua besitzt eine gut gewählte und mit vielem Verstande geordnete Bibliothek von 40,000 Bänden in einigen gut angelegten Sälen. Einer derselben ist mit einem der schönsten Bilder von Rubens geschmückt.

An die Bibliothek reiht sich eine Gallerie mit einer bedeutenden Anzahl antiker Sculpturen und Inschriften, ohne etwas einer besondern Aufmerksamkeit Würdiges zu enthalten.

Glaubt Jemand, hier in einer deutschen Stadt zu sein, weil er auf allen öffentlichen Gebäuden deutsche Inschriften und die schwarz und gelbe Farbe findet, so wird er sich bald getäuscht fühlen, wenn er die mit den Physiognomien und vorzüglich mit der Kleidung der Einwohner so herb kontrastirenden Züge, Haltung und Uniformen der östreichischen Soldaten vergleicht. Von keiner Seite scheint man etwas versucht zu haben, um diesen auffallenden Contrast einigermaßen auszugleichen.

Wer die Festungswerke von Mantua nicht betrachten will, der hat die Stadt bald gesehen. Ich glaubte einige übrige Stunden nicht besser verwenden zu können, als indem ich den Geburtsort Virgils, das eine kleine Meile entfernte Dorf Andes besuchte. Ich hoffte doch daselbst wenigstens die Spur einer Mauer oder irgend ein Denkmal zu finden, welche man, mit Recht oder mit Unrecht, als die ehemalige Wohnung dieses Dichters bezeichnen würde. Die Ehrlichkeit der Einwohner beraubte mich dieses Genusses. Man sagte mir nur, daß dort Virgil gewiß geboren worden, aber daß auch nicht die geringste Spur der eigentlichen Geburtsstätte vorhanden sei. Zu Rom und zu Neapel wäre man bei weitem nicht so gewissenhaft gewesen. An dem letztern Orte zeigt man ein Grabmal, welches man das Grab Virgils nennt. Wer diese Stelle besucht, sei er nun selbst Dichter oder nicht, der nimmt ein Blatt von dem Lorbeerbaum mit, welcher den Stein über dem Grabe des Sängers der Aeneide beschattet. Zu Andes zeigt man nur im Allgemeinen das Land und spricht „suchet!" Ich war in der Stimmung, Alles zu glauben und ärgerte mich ein wenig über die braven Leute, weil sie von dieser Stimmung nicht vortheilhafteren Gebrauch zu machen verstanden.

Verona.

Vollkommen gerade und eben zieht sich die Straße nach Verona zwischen Wiesen und Reisfelder bewässernden Bächen hin und gewährt noch weit reizendere Ansichten, als die Straße von Bologna nach Mantua. Auf dieser gab

Wohlstand sich kund, auf jener zeigt sich Fülle des Reichthums. Man weiß nicht, was man hier mit der Fruchtbarkeit des Bodens anfangen soll. Weil die ununterbrochene Reihenfolge der verschiedenartigsten Saaten und Ernten seine übersprudelnde Kraft noch nicht erschöpft, so bedeckt man das Land mit Bäumen, welche nach wenigen Jahren schon zu gigantischer Höhe aufschießen. Die Pachter und Meier fahren in Kabrioleten und Kaleschen. Nie wird man durch das drängende Flehen, nicht einmal durch den Anblick eines Bettlers belästigt. Dieses Land scheint die Verwirklichung eines Traumes zu sein, in welchem die Phantasie, aller beengenden Bande los, frei waltet und Glück und Blüte schafft rings umher.

Die Natur des Bodens verändert sich in der Nähe von Verona. Unfruchtbarer wird das Land, ohne darum weniger zu ertragen. Der Ackerbau dieser Gegend zieht mit eigenthümlicher Klugheit und Umsicht die Natur zu Rathe, gehorcht ihren Forderungen und wird dafür mit außerordentlich reichen Ernten belohnt.

Verona steht am Fuße eines Hügels, der die letzte Abstufung der Alpen bildet. Eine ferne, leichte Wellenlinie zeigt am Horizont die Spitzen des Hochgebirges. Ueber die Wälle der Stadt ragen nur einige Kirchen und Glockenthürme in sehr verschiedenen Formen hervor.

Zu Vergrößerung der Vertheidigungsmittel dieses Platzes herrscht außerordentliche Thätigkeit bei allen Arbeiten. Zehntausend Menschen sind dabei beschäftigt. Seit langer Zeit sah die östreichische Regierung ein, daß die Verwendung der Armee zu gemeinnützigen Arbeiten dem Lande und den Soldaten selbst zu großem Vortheil gereichen müsse. Das Land gewinnt dadurch bedeutend an Vertheidigungsmitteln und Beförderung seiner Wohlfahrt, ohne dem Ackerbau die nöthigen Hände entziehen zu müssen. Der Soldat erhöht durch diesen Arbeitslohn sein Einkommen und verliert nicht die Gewohnheit jener Gattungen von Arbeit, welchen er nach seiner Verabschiedung sich wieder widmen muß. Die Gesellschaft erspart Bedeutendes, indem die Arbeiten der Soldaten wohlfeiler sind. Sie gewinnt neue Quellen und Bahnen der Wohlfahrt, welche nie eröffnet worden wären, wenn es auf

gewöhnliche Weise hätte geschehen müssen. Vortheil ist dabei nur zu ersehen, Vortheil für den Staat und für die Individuen.

In Frankreich, wo noch so viele Dinge zu machen wären, hat der Kriegsminister dieses treffliche Auskunftsmittel stets beharrlich zurückgewiesen und nie dazu sich verstehen wollen, eine Armee, welche man täglich mit Exerciren und Manövriren, mit der Ausübung einer Menge nutzloser und kleinlicher Pflichten bis zum Ekel plagt und dabei Jahre lang in ihre Kasernen eingesperrt zu einem mönchsartigen Leben verdammt — zu nützlichen und großartigen Dingen zu verwenden. Wäre es nicht endlich einmal an der Zeit, der Nation Entschädigung zu bieten für die unermeßlichen Opfer zur Erhaltung und Ausstattung vieler Hunderttausende von Menschen, die, in Erwartung, das Land einst vertheidigen zu müssen, einstweilen es behaglich zu Grunde richten?

Verona hat theils unverhältnißmäßig breite Straßen, theils allzu enge Gäßchen, schöne Palläste und viele sehr garstige Häuser, häßliche Kirchen und gute Gemälde in denselben, antike, im Innern vollkommen gut erhaltene Arenen, deren Aeußeres mit zahllosen Werkstätten und Buden versetzt, täglich in tieferen Jammer versinkt. Zum Bau und zu der Pflasterung dieser Stadt hat man Marmor genug verwendet, um damit ganz Paris und London schmücken zu können, ohne mit dieser Verschwendung irgend etwas Schönes hervorzubringen.

Verona hat keine sehr bemerkenswerthen Gebäude. Das Theater ist groß und bequem eingerichtet, aber nicht vollendet. Die Venetianische Regierung hatte ein großes Gebäude in einem sehr edlen Styl begonnen, die östreichische dasselbe vollendet, aber noch hat sich kein Einwohner und keine Bestimmung dafür gefunden, unbenutzt scheint es leer stehen bleiben zu sollen.

Das Rathhaus, der Regierungs- und Justizpallast sind Gebäude im schlechten Geschmack. Alle ihre Façaden fand ich von Kugeln benarbt und hielt dies für die natürliche Folge der großen Kriegskämpfe, deren Schauplatz Verona und die Umgegend öfters gewesen. Allein man belehrte mich eines

Bessern. Die Bürger selbst hatten die Stadt so zerschossen, um die Freiheit zu erobern, und ihre Magistrate angegriffen und erwürgen wollen, um eine Revolution zu allgemeinem Wohle zu Stande zu bringen. Revolution! Freiheit! Diese Worte erscheinen stets nur mit einem Gefolge von Aufständen, Bürgerkriegen, Metzeleien und Unglück jeder Art. Wahrlich, es muß eine vortreffliche Sache um diese Worte sein, weil man sie stets so theuer bezahlt!

Die Familie der Scaliger herrschte lange Zeit in Verona. Diese Herren waren nicht allzu sehr mit der Gegenwart beschäftigt, um nicht auch an die Zukunft zu denken. Eine Art von Familieneigenheit und Laune hieß sie alle ihre Gräber sich selbst bauen. Man hat diese Denkmale bis jetzt geachtet, und vorzüglich zwei derselben erregen heute noch die Bewunderung aller Freunde des gothischen Styls und der geharnischten Gattung. Mich interessirten sie nur als ein Andenken an wichtige Ereignisse und als Studienstücke der Kunst der Zeit ihrer Erbauung. Ohne diese Gräber wären die Männer, welche darunter schlafen, längst vergessen, obgleich sie ihrem Vaterlande Wohlthaten erwiesen und manche edle That begangen haben, obgleich man, sogar vielleicht jetzt noch, manche wohlthätige Folge ihres Regiments spürt. Wer weiß dies? Wenige Leute. Wer spricht davon? Niemand! Um der Vergessenheit zu entgehen, häuften sie auf eine bizarre Weise Steine auf Steine, ließen, feinen Spitzen gleich, sie durchbrechen und ausmeiseln, die größten derselben zur Aufnahme ihrer Leichen aushöhlen, und — siehe da, heute noch nach fünf oder sechs Jahrhunderten gedenkt man ihrer, und erkundigt sich nach Allem, was sie gethan, sehr eifrig und rechnet, weil man von ihrem Thun nur sehr wenig erfahren kann, wenigstens den Bau der Gräber ihnen sehr hoch an. Ein glänzendes Begräbniß ist unstreitig ein treffliches Mittel, die Unsterblichkeit sich zu erkaufen.

Titian, Paolo Veronese und einige andere Meister der Venetianischen Schule bereicherten Verona mit ihren Meisterwerken. Unglücklicherweise ist die Mehrzahl dieser Gemälde in Kirchen aufgehängt, wo man sie nicht wohl sehen kann. Ich mußte sie auf Treue und Glauben hin für

schön halten, weil es mir wirklich unmöglich war, ein einziges davon deutlich genug zu sehen, um es würdigen zu können.

Verona ist als Wiege vieler berühmten Männer merkwürdig geworden. Vespasian und Titus sind beinahe ein Ersatz für Domitian, Cornelius Nepos, Catullus, Vitruvius, Scaliger, Paolo Veronese, Titian, Bianchini, Maffei und eine große Anzahl anderer Männer, welche an der Spitze aller Zweige der Wissenschaften und Künste stehen, beurkunden, daß diese Stadt günstig sei für die Entwickelung des Genies.

Das neueste Ereigniß für die Chronik Veronas war der Monarchencongreß, in welchem man die schönsten Pläne der Welt entwarf, um Europa über seinen erschütterten Grundvesten aufrecht zu erhalten. Der Kongreß löste sich auf, die allerhöchsten und hohen Häupter zogen heim in ihre Residenzen, und acht Tage später erinnerte sich kein Mensch mehr der übernommenen Verbindlichkeiten. Einige der Souveräne, welche bei jenem Kongreß figurirt hatten, wurden später von denselben Thronen gestürzt, auf welchen sie, erhalten zu wollen, der Monarchenkongreß erklärt hatte; dennoch rührte sich keine Hand, um ihren Sturz zu verhindern. Was machen alle Monarchen, welche die Pest der Revolutionen noch nicht ergriffen hat? Sie feiern noch immer Kongreßfeste, ihr Lieblingsspiel, wie es scheint, und ihr angenehmster Zeitvertreib. Vergleichen sie die Zahl der zu Münchengrätz vereinten Häupter mit der Menge jener einst in Verona zu Rath und That versammelten Monarchen, so finden sie in diesem Unterschied Stoffes genug zu gar ernsten und traurigen Betrachtungen.

Brescia.

Die einförmige und magere Ebene von Verona bis Tesenzano ist mit Oliven und Maulbeerbäumen bedeckt. In der Entfernung von einigen Meilen steigen rechts die Alpen empor und contrastiren in ihrer baumlosen, grauen Oede sehr seltsam mit der Fruchtbarkeit und Blüte des von ihnen beherrschten Landes. Die sehr feste Stadt Peschiera liegt

in der Tiefe der runden Schlucht, durch welche der Mincio dem Gardasee entrinnt, und bietet eine köstliche Uebersicht dieses Sees. Eine Ebene, die so dicht mit Bäumen bepflanzt ist, daß sie einem Walde gleicht, zieht sich am Fuße des Gebirges hin, auf dessen Abdachungen einzelne Häuser und anmuthige Villen zerstreut liegen. Aber erst bei Desenzano breitet sich der See mit aller seiner Herrlichkeit aus. Von meinem Gasthofe aus übersah ich einen Wasserspiegel von 14 Meilen Länge und 6 Meilen Breite, der eben und durchsichtig, von Bergen eingefaßt, deren fernste Höhen mit dem Azur des Horizonts sich verschmelzen, mit Häusern der verschiedensten Größen und Formen an allen Abhängen und Niederungen ringsum besäet ist. Aus der Mitte des Sees taucht eine runde Insel auf. Sie ist mit einem malerischen Dorfe geschmückt und ganz bedeckt mit Pflanzungen, deren reiches und lebendiges Farbenspiel den ganzen Hintergrund dieses wundervollen Bildes in weite Ferne perspectivisch zurückwirft. Meiner Lust, an diesen zauberischen Ufern länger zu verweilen, begegnete die frohe Kunde, daß das den andern Tag ankommende Dampfschiff schon nach einigen Stunden wieder abreisen würde, um binnen zwei Tagen den ganzen See zu umfahren und an allen interessanten Punkten anzuhalten. Niemals habe ich meine Zeit so gut verwendet, denn niemals gewährte sie mir eine so reiche Ernte verschiedenartiger Genüsse und nützlicher Beobachtungen.

Bezaubert von der Schönheit der Ansichten, umweht von den balsamischen Düften der Orangen- und Citronenbäume fuhren wir am westlichen Ufer hin. Weiter besuchte ich einige Hammerwerke und Papiermühlen. In allen Häfen, wo ich anhielt, sah ich eine Bevölkerung, die bisher nur die Wohlthaten der Industrie genossen zu haben und von allen ihren Uebelständen befreit geblieben zu sein scheint. Denn diese Menschen sehen so froh und so glücklich aus, und sind doch weder trotzig, noch unverschämt, während nirgends um sie her ein Bettler sichtbar wird.

Die Schifffahrt auf diesem See begünstigt den lebhaften Handel zwischen Oberitalien und der mittägigen Schweiz. Der Fischfang liefert eine Menge der verschiedenartigsten köst-

lichsten Fische, welche aus den Häfen von Desenzano, Salo und Peschiera in die ganze Umgegend versendet werden.

Ich widmete einen Nachmittag der Besichtigung der Insel Sermione und ich bereue diesen Genuß. Der Eindruck, den dieser Ort der Wonne und des Entzückens auf mich gemacht, wird unauslöschlich bleiben und alle Schönheiten dieser Art künftig in den Hintergrund zurückdrängen.

Endlich riß ich von dieser Insel mich los, bezaubert von Allem, was ich gesehen, betrübt, es nicht mehr zu sehen, und voll Furcht, daß Alles, was ich künftig noch sehen sollte, keinen Reiz mehr für mich haben würde.

Kaum aus Desenzano hinaus, fährt man über eine sanfte Höhe aufwärts. Sie läuft zwischen anmuthig beholzten Hügeln hin bis zu dem Städtchen Belgira, wo man eine der schönsten Aussichten von ganz Italien genießt. Der bunten Pracht bebauter Felder entsteigen Thürme und Kirchspitzen einer großen Anzahl von Städten, deren Häuser zu sehen die üppigste Vegetation verhindert. Man glaubt die Uebersicht eines unermeßlichen Gartens vor sich zu haben, die herrlichen Kunststraßen, welche dies Land nach allen Richtungen durchkreuzen, vollenden das Magische dieser Täuschung.

Man fährt näher an den Fuß der Gebirge heran, immer zwischen eleganten Wohnungen hin, die, auf allen Abhängen zerstreut, zahlreicher werden, so wie man Brescia sich nähert. Eine neulich erst erbaute, ebene, breite, mit Trottoirs eingefaßte Kunststraße bildet die majestätische Einfahrt in diese Stadt und sieht einer neuern Verschönerung durch die Anpflanzung schattenreicher Kastanienbäume entgegen.

Brescia verspricht von Außen viel und gewährt mehr, als es versprochen, durch sein Inneres. Breite, mehrentheils mit doppelter Reihe von Granitplatten besetzte Straßen gewähren eine leichte Fahrt ohne vieles Gepolter und heftiges Stoßen. Ueberall, wo man sich das Material verschaffen kann, sollte diese Einrichtung getroffen werden, weil hieraus Verminderung der Transportkosten und natürlicherweise auch große Ersparniß in Unterhaltung der Straßen sich ergeben muß.

Die Wälle von Brescia, bei deren Erstürmung einst Bajard seinen Tod fand, sind als Vertheidigungswerke aufgegeben und in Spazirgänge verwandelt. Sie sind so verständig geführt, daß sie auf vielen Punkten die reizendsten Aussichten in die reiche Umgebung der Stadt eröffnen. Diese Einrichtung, so wie Alles, was in der Lombardei geschieht, zeugt von der väterlichen Sorgfalt der jetzigen Regierung: ihr Möglichstes beizutragen, um das Leben der Bewohner angenehmer, ihre Sitten und Gewohnheiten milder und freundlicher zu machen.

Gebäude von Werth sind nur die Kathedrale und das Rathhaus. Die Kathedrale ist ein Werk der neuen Kunst im rein griechischen Styl mit Ausnahme des zu beschränkten Schiffes tadellos. Das Rathhaus ist nach Zeichnungen des Bramante gebaut, und mit trefflich gearbeitetem Marmor verkleidet. Hier zeigt man vier sehr mittelmäßige Gemälde, welche ich der Aufforderung der Brescianer gemäß für Meisterstücke zu halten mich wohl hütete.

Ferner zeigt man noch, ohne wegen der schlechten Beleuchtung es einsehen lassen nennen zu können, mehrere Bilder, angeblich von Titian, Paolo Veronese und Tintoretto. Dieselben sind sämmtlich in sehr dunkeln Kapellen der Kirchen von Santa-Afra, San Giovanni und Santa-Eufemia gleichsam versteckt. Sind sie wirklich so edeln Ursprungs, so thut man sehr unrecht, sie nicht an Orte aufzuhängen, wo sie, dem Auge sichtbar, gewürdigt werden können, und statt ihrer jene finstern Kapellenwände mit weniger kostbaren Bildern zu behängen. Um mein Gewissen zu bewahren und die pflichtschuldige Höflichkeit eines Reisenden zu üben, erstattete ich diesmal den Bildern meinen Besuch in Person; komme ich wieder nach Brescia, so geschieht es gewiß nur durch eine Karte.

Am Fuße des Berges, auf welchem die Citadelle erbaut ist, ragte eine antike Säule einige Fuß hoch aus dem Boden. Jüngst hatte man die glückliche Idee, daselbst nachzugraben, und den nicht minder glücklichen Erfolg, als ihre Umgebung, noch aufrecht stehend, und bis auf den Grund wohl erhalten, sämmtliche Säulen eines Tempelportikus zu finden. Ermu-

thigt von diesem Erfolge setzte man die Nachgrabung fort und förderte bald alle drei Theile des Tempels mit ihrem Pflaster von vielfarbigem Marmor und Mosaikarbeiten, so wie mit dem Altar, zu Tage. Damit wollte man sich begnügen und grub nur noch weiter, um den Tempel mit einer Stützmauer zu unterbauen. Hierbei fand man unter vielen reichen Bautrümmern einige vergoldete Bronzebüsten der besten Zeit und eine Bronzestatue, welche als das vollendetste Stück dieser Gattung allgemein erkannt wird. Sie ist ein Bild der Victoria, hält mit der rechten Hand einen Griffel, um damit auf einem mit der linken Hand über dem Knie gehaltenen Schilde zu schreiben. Die Flügel waren von der Statue getrennt, sind aber gefunden und ihr wieder angesetzt worden. Schönheit aller Verhältnisse, ideale Züge, außerordentlich eleganter Wurf der Draperie vereinigen sich, um dieser erhabenen Composition das Gepräge der Vollkommenheit zu verleihen. Einen gar so seltenen Vorzug dieser Stadt darf ich nicht unerwähnt lassen. Sie zählt im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung ungewöhnlich viel schöne Frauen. Dieses Verhältniß würde noch weit günstiger ausfallen, wenn nicht zuweilen ein greulicher Kropf den Hals unter dem schönsten Gesicht entstellte. Dieses Uebel ist über die ganze Lombardei verbreitet und vorzüglich in Mailand sehr häufig.

Bergamo.

Die Straße von Bergamo ist so dicht mit Maulbeerbäumen bepflanzt, daß keine Aussicht in die Umgegend offen bleibt. Man bemerkt hier mehr Behaglichkeit als malerische Schönheit, und überdies, wie in der ganzen Lombardei, an allen Gebäuden die Spuren von Kanonen- und Flintenkugeln. Dieses Land war beständig der Schauplatz der Mehrzahl der europäischen Kriege, das Schlachtfeld, worauf das Glück entschieden wurde. Während des zwanzigjährigen französischen Revolutionskrieges trafen hier alle europäischen, ja selbst die russischen Heere zusammen. Wundert man sich hiernach, daß jede Mauer und jedes Haus aller Städte und Dörfer mit Kugelmalen gezeichnet sind? Um so besser für

die Menschheit! Diese Kugeln tödteten Niemand. Viele andere trafen.

Allmählig erweitert sich der Horizont, alle Berge werden mehr grün, weniger hoch und spitz. Bei jedem Schritt durchkreuzen wohl erhaltene Verbindungswege die Heerstraßen *). Ueberall sieht man Kanäle zu wohl berechneter Vertheilung des Wassers für den Ackerbau, dem ein fruchtbarer Boden und häufig auch der Regen fehlt. Die ganze Provinz von Bergamo benutzt diese Kanäle für die viel verzweigte reiche Industrie ihrer Manufacturen und Fabriken **).

Von dem Punkte aus, wo die Chaussee die ganze Gegend beherrscht, sieht man Bergamo, alle seine Gebäude auf den Umrissen eines Hügels ausbreiten, dessen Spitze noch die Trümmer einiger zerstörten Bastionen decken. Minaretförmig sich aufschwingende Thürme, Pfeilen gleich aufschießende Kirchspitzen, große Domkuppeln, Cypressenmassen, welche, grünen Inseln gleich, in diesem Häusermeer schwimmen, geben Bergamo beinahe das Ansehen einer türkischen Stadt.

Die Reisehandbücher und die Cicerone behaupten, daß in dieser Stadt viel zu sehen sei. Mit einem solchen Handbuche unterm Arme und einen Cicerone an der Seite, machte ich mich auf den Weg. Eine halbe Stunde lang mußte ich sehr steil bergan steigen, bevor ich zu der ganz vergoldeten, dennoch sehr geschmackvollen Kirche des Klosters Santa Grata kam. Hier war ein sehr schönes Gemälde von Titian in guter Beleuchtung zu sehen.

Von dort ging ich nach der Kirche Santa Maria Maggiore. Hier gibt es so viele gute Gemälde, und alle sind so sorgfältig im gehörigen Licht aufgestellt, daß man

---

*) Alle Chausseen der Lombardei haben an beiden Seiten in Entfernungen von zehn zu zehn Ellen einzelne zwei Fuß hohe Prallsteine von Granit oder weißem Marmor. Durchschnittlich kostet ein jeder derselben acht Franken. Also beträgt die Ausgabe für eine Nebensache, deren Nutzen mir nicht recht einleuchten will, für jede Meile 3000 Franken.
A. d. V.

**) Die Vertheilung des Wassers geschieht in jeder Pfarrei unter Aufsicht des Syndikats und richtet sich nach Verhältniß der Größe der Ländereí oder der für die Bewässerung bezahlten Summen. Die Regierung selbst hat damit nichts zu schaffen und kümmert sich nur um das Einziehen der ziemlich hohen Bewässerungsabgaben. A. d. V.

glauben sollte, in einem Museum zu sein. In einer von der Kirche getrennten Kapelle sieht man das Grab, welches der berühmte venetianische Feldherr Colconi bei seinen Lebzeiten sich hatte bauen lassen, um einer Ruhestätte nach seinem Geschmack sicher zu sein. Dieser Geschmack war bizarr genug. Uebrigens ziert die Kapelle ein allerliebstes Bild von der Angelika Kauffmann.

An der Kathedrale vorüberzugehen, war mir unmöglich, obgleich sie mit Gerüsten ganz verdeckt war. Man beschäftigte sich mit Auffrischung ihrer Dekorationen. Besser wäre es, diese ganz zu verändern, weil sie ein Gebäude verderben, welches ohne sie gar nicht verdienstlos wäre.

Auf einem viereckigen Platz, dessen eine Seite von einem Gebäude im byzantinisch=venetianischen Style gebildet wird, sieht man eine halb kolossale Statue von Tasso. Verräth diese Arbeit auch Wärme des Gedankens und Wahrheit in der Haltung, so ist sie doch nur mittelmäßig ausgeführt.

Hierauf führte man mich zu einer Malerschule, welche der Marchese Carara auf eigene Kosten und unter eigner Aufsicht gestiftet hat. Nicht zufrieden, für den Sold der Professoren gesorgt und Gypsabgüsse der besten Statuen herbeigeschafft zu haben, hielt er es auch für seine Pflicht, diese Anstalt mit Gemälden zu möbliren. Gott weiß, woher er sie genommen und welche Wahl er getroffen hat! Sammelte man die Leinwandlappen, womit die Quais von Paris tapezirt sind, in fünf oder sechs zusammenhängende Säle, sie würden keine lächerlichere Sammlung bilden. Unter einigen hundert Bildern, deren viele nicht einmal einer Einrahmung werthgeschätzt worden, würde man kaum ein Dutzend finden, die nur des Ansehens würdig sind. Dennoch werden sie den Zöglingen als nachahmungswürdige Muster und dem Publikum als bewunderungswürdige Meisterstücke täglich gezeigt. Man verdirbt dadurch auf eine unverzeihliche Weise alle Urtheilskraft und den Geschmack der Zöglinge; man beschimpft die großen Meister, indem man ihre Namen auf Schmierereien setzt, deren sich jetzt der gewöhnlichste Zeichnenlehrer schämen würde. Es ist eine unwürdige Prellerei gegen alle Reisende. Muß man dem großmüthigen Bürger dafür danken, daß er

der Begründung einer solchen Anstalt viele Opfer gebracht, so darf man doch dabei nicht unterlassen, ihn herb zu tadeln, daß er so viel Geld auf völlig unnütze Dinge verschleudert hat.

Aber wer mag auch Gemälde in Bergamo suchen, wo man das wundervollste aller Panoramen vor Augen hat? Warum etwas Anderes betrachten, als diese Ebene von Verona bis Alessandria, von den Alpen des Veldelins bis zu den Niederungen am Mittelmeer? Hat man auf dieser großen Ebene alle Einförmigkeit der reichen Einzelnheiten und beschränkten Horizonte gesehen, so muß man nach Bergamo gehen, um das Ganze zu überschauen und trunkenen Blickes die Landschaften um Mailand, Pavia, Brescia, Cremona und viele andere Städte zu überfliegen. Hier übersieht man die ganze Lombardei, wie auf einer Karte, mit einem Teleskop vermag man die Grenzen jeder Provinz, die Lage jedes wichtigen Ortes genau zu bestimmen. Welches Museum hat wohl ein ähnliches Gemälde aufzuweisen?

Ich konnte unmöglich in der Heimath des Arlechino verweilen, ohne mich um den eigentlichen Geburtsort dieser guten, geistreichen, einfältigen, lustigen Person zu bekümmern. Dieser Arlechino hat eigentlich keine andern Fehler, als solche, die seinen Tugenden ein erlustigendes Ansehn geben und nur so viel Tölpelei, als nöthig ist, um seinen Geist pikanter erscheinen zu lassen. Ich erfuhr, daß er nicht aus Bergamo selbst, sondern aus dem Thale der Brambana stammt und seiner Landsleute spitze Naivität mit sich genommen und glücklich in sich vereinigt hat.

Von Bergamo bis Mailand zieht sich die Straße sehr in die Länge und beschränkt mit ihren vielen Hecken und Baumpflanzungen die Aussicht auf die nächstliegenden Felder. Zu Vaprio kommt man über die Adda und einen aus diesem Fluß bewässerten Kanal. Einige Meilen weiter findet man diesen Kanal wieder und seine Ufer gedeckt mit einer einfachen, aber schönen Balustrade von Granit.

Bei jedem Schritt durch die Lombardei stößt man auf irgend einen durch Waffenthaten berühmt gewordenen Ort. Wollte man dies Alles erwähnen, so müßte man die Geschichte der Kriege von Brennus und Hannibal bis zu

Franz I. und Napoleon schreiben. Zwischen Bergamo und Mailand findet man indessen eine Berühmtheit anderer Art, die weder Blut noch Thränen fließen machte und durch die Entzückungen der Gastronomen stets in frischem Andenken erhalten wird. Gonfalara heißt der Ort, wo der unter dem Namen des Strachino bekannte köstliche Käse bereitet wird. Jeder Reisende von Lebensart muß zu Gonfalara wenigstens anhalten.

Mailand.

Zwei Meilen von Mailand erweitert sich die Landstraße zu einer prachtvollen pappelbegrenzten Allee. Das Thor, durch welches man einfährt, ist mit zwei Pavillons eleganter und reicher Bauart geschmückt. Eine sehr breite, weiterhin sich verengende Straße führt in das Herz der Stadt auf den Domplatz.

Alle von diesem Platze ausgehende Straßen sind in der Regel weder breit, noch ausgedehnt. Ihre für den Kleinhandel bestimmten Häuser ermangeln alles architektonischen Charakters. Palläste findet man nur in den geräumigeren Straßen jener Mailand gewissermaßen angefügten, obgleich in seine alten Mauern eingeschlossenen Quartiere. Diese Palläste haben wenig äußeres Ansehen. Ihre Höfe bilden gewöhnlich viereckige von Säulen getragene Peristyle. Ihr Gesellschaftslokale besteht aus den in einander laufenden, an Größe sehr verschiedenen Gemächern des ersten Stocks. Im zweiten Stock sind die Wohnungen; ein drittes Stock haben sie selten. Sie sind sorgfältig unterhalten, mitunter kostbar möblirt, selten mit Gemäldesammlungen geschmückt.

Für Wagen und Fußgänger haben die Straßen von Mailand eine große Annehmlichkeit. Statt der Trottoirs laufen an den Häusern hin breite Streifen von Granitplatten. Parallel mit ihnen ist die Mitte der Straße mit ähnlichen Platten besetzt, worauf die Fuhrwerke sanft hingleiten. Ueberall, wo die Breite der Straße es erlaubt, sind solche Doppelwege angebracht.

Die Plätze von Mailand sind klein, unregelmäßig und arm an Brunnen. Etwas größer ist nur der Domplatz; aber auch dieser nicht in gehörigem Verhältnisse mit dem Gebäude, welches eines seiner Vierecke einnimmt, noch mit dem auf einem andern Viereck erbauten kaiserlichen Pallast.

Mehrere aus der Adda mit Wasser versorgte Kanäle tragen sehr große Schiffe. Sie vertreten vortheilhaft die Stelle des Flusses, an dessen Ufern man die Stadt hätte erbauen können. Denn wo diese Flüsse den Gebirgen näher kommen, sind sie beinahe jährlich verwüstenden Anschwellungen ausgesetzt. Kanäle sind frei von diesem Uebelstande.

Auch hier sind die alten Wälle in Promenaden umgestaltet, mit Kastanienbäumen beschattet und sehr sorgfältig gepflegt. Sie gehen mitten durch ein ungeheueres Viereck, auf dessen Rasen 60,000 Mann bequem manövriren können. An diesem Platze baute Napoleon eine Arene im antiken Styl, welche von den alten Gebäuden dieser Art nur darin verschieden ist, daß die für 30,000 Zuschauer berechneten Terrassen hier mit Rasen bedeckt sind. Der innere Raum kann zu Naumachien verwendet werden. An einer Seite und dem Haupteingange gegenüber erheben sich elegante Peristyle mit Säulen und Stufen von Marmor.

Zu Mailand verräth Alles großen Reichthum der höheren und Wohlstand der Mittelklassen. Nirgends in Italien sieht man so viele und so schöne Equipagen; nirgends einen allgemeiner verbreiteten und sinnreicheren Luxus; nirgends ist dieser auf besser verwaltetes Vermögen und auf beträchtlichere Kapitale gegründet *); nirgends trägt Alles so sehr das Gepräge eines wohl berechneten Comfort. Auf Gewohnheiten beschränkt, deren Kosten leicht berechnet werden können, läßt

---

*) Wie hoch die Kapitalien der Reichen zu Mailand sich belaufen, mag folgende Thatsache beweisen. Die Goldzechinen von Venedig hatten zu Mailand einen conventionsmäßigen Cours und wurden selbst den inländischen Münzen vorgezogen. Plötzlich wurde man inne, daß viele dieser Zechinen von niederem Gehalt seien, sie kamen in Mißkredit und fast gänzlich aus der Circulation. Die Regierung verkündete, daß die Münze alle Zechinen für den Betrag ihres innern Gehaltes eintausche. Binnen weniger als acht Tagen wurden für mehr als 8,000,000 Franken eskomptirt, während unbezweifelt die Mehrzahl der Zechinen in den Händen der klugen Leute zurückgeblieben war. A. d. V.

sich der Mailänder selten zu außerordentlichen, zufälligen, den bestimmten Etat überschreitenden und anderwärts so oft die allerreichsten Menschen ruinirenden Ausgaben verleiten. Die Zahl der Mittagessen, welche er geben, alle Summen, welche er seinem Hausstande und zufälligen Dingen widmen will, sind jährlich bestimmt voraus berechnet und werden von ihm niemals überschritten.

Die Mittelklasse zeigt sich darin nicht weniger verständig, richtet sich genau nach ihren Einkünften und Hilfsquellen, und erhält damit ihren Wohlstand auf stets blühender Höhe, wie wenige andere Städte solchen aufzuweisen haben.

Für jene vom Unglück überall verfolgte Klasse, welche an Ordnung nicht denkt, bei welcher Ordnung kaum zulässig, selten möglich ist, hat die allgemeine Wohlthätigkeit viele Anstalten zur Unterstützung und Erleichterung gegründet und allmählig bereichert.

Hospitäler.

Zu Mailand kann jeder Oekonom und Philantrop seine Studien vervollkommnen. Hier findet er in reich dotirten und klug verwalteten Anstalten eine Masse fertiger Erfahrungen und gründlicher Lehren, wie man die Wohlthaten am zweckmäßigsten eintheilen und vertheilen müsse. Das große Hospital wurde von einem der früheren Fürsten Mailands gegründet, von Privatleuten allmählig bereichert und in demselben Verhältnisse, wie Noth und Armuth stiegen, mit wachsenden Einkünften begabt. Alle Arten von Noth und Bedürfniß und Krankheit finden hier Unterstützung, Abhilfe, Heilung. Hier fragt man niemals die Armen aus, um vielleicht aus ihren Antworten einen Vorwand zu Verweigerung der Hilfe drechseln zu können. Elend und Leiden zu sehen, genügt schon zur Verpflichtung, beizustehen und zu mildern.

Zwölf Aerzte und Wundärzte versorgen alle in schönen Sälen vertheilte Kranke. Die Arzneien liefert eine eigene Apotheke. An jeden Pfarrer wird eine nicht unbedeutende Summe zur zweckmäßigen Vertheilung an die Armen seines Sprengels gegeben. 7000 Findelkinder werden auf Kosten

dieses Hospitals ihren physischen und moralischen Anlagen gemäß verpflegt und erzogen *). Frauen und Mädchen, welche durch Verirrung Mütter werden, finden in dieser Anstalt Mitleiden, Pflege, Schonung für Gesundheit und Ruf. Alles ist so trefflich eingerichtet und berechnet, daß ihr Fehler nie bekannt werden kann.

Besser als die ganze Einrichtung dieser Anstalt läßt sich wohl kaum irgend etwas denken. Dennoch kann ich einige Wünsche nicht unterdrücken. Die Betten scheinen mir für Kranke nicht bequem genug, für manche Art von Leiden nicht gehörig berechnet und sind ohne Vorhänge. Unbegreiflicherweise fehlt in einer Anstalt, welche sonst alles Nöthige bis zum Ueberfluß besitzt, ein Wesentliches ganz, nämlich Reinlichkeit der Krankenzimmer, der Apotheke und der verschiedenen Küchen.

Die Gaben der Wohlthätigkeit wären wohl für so viele unvermeidliche Ausgaben unzureichend geworden, daher wendete man sich mit großem Verstand an die Eitelkeit. Manche Leute, welche das kleinste Sümmchen zu Unterstützung der Armen verweigert hätten, wenn der Name des Gebers verborgen geblieben wäre, gaben nun gern 100,000 Lire hin, damit bei der jährlichen Ausstellung der Bildnisse der Wohlthäter des Hospitals auch ihr Bild vom Kopf bis zu den Füßen zierlich gemalt erscheine. Für eine Gabe von 50,000 Lire prangt man in einem Brustbild. Für geringere Gaben findet man seinen Namen auf Marmortafeln eingegraben. So öffnet die Eitelkeit manchen Beutel, der dem Mitleiden ewig verschlossen geblieben wäre.

Ein anderes Hospital wird von einer religiösen Congregation unter dem Namen der **Fratelli di San Giovanni di Dio** (Brüder des heiligen Johannes in Gott) verwaltet. Vergleicht man den ganzen Haushalt und die Führung dieses Hospitals mit dem Vorgenannten, so überzeugt man sich bald von den Vorzügen einer Administration, welche keine

---

*) Diese Ausgabe fällt nicht der Hospitalkasse allein zur Last. Der Kaiser von Oestreich hat jährlich eine bedeutende Summe für alle Findelkinder des lombardisch-venetianischen Königreichs angewiesen.
A. d. V.

Rücksichten gewöhnlicher Menschenschwächen und Leidenschaften leiten, vor einer Verwaltung, deren Unterbeamte ihre Geschäfte als Handwerk und Erwerbszweig betreiben und nie vom Eigennutz sich ganz losmachen können *). Einst sah sich Mailand plötzlich von einer Pest überfallen. Modernde Leichname und Sterbende über einander in allen Straßen und auf allen Plätzen, und nirgends eine Anstalt, um jene zu begraben und diesen Beistand zu leisten. Da erschien Karl Borromeo, der fromme menschenfreundliche Bischof, mit Wohlthaten gegen seine Brüder den Himmel zu verdienen. Unbesorgt für das eigene Leben leistete er allen Pestkranken die eifrigste Hilfe und ließ außerhalb der Stadtmauern ein Lazareth bauen für Alle, welche künftig noch von der Pest befallen würden. Glücklicherweise kam keine Pest wieder und dieses Gebäude konnte andern Kranken zum Asyl eröffnet werden.

Allen Schwächen, Uebeln und Gebrechen, welche in diesen Spitälern keinen Raum mehr finden, stehen einige andere milde Anstalten zu Gebote. Dieser musigen Sorgfalt verdankt man in und um Mailand die große Annehmlichkeit, niemals von Scheußlichkeiten, Schmerz und Ekel erregenden Difformitäten, welche man anderwärts so häufig zu sehen bekommt, unangenehm überrascht, in seinen schönsten Genüssen gestört und oft von Spitzbuben, welche die betrübende Außenseite solchen Unglücks nachzuäffen wissen, geprellt zu werden.

Gebäude.

Nach Rom besitzt Mailand die schönsten religiösen Gebäude in ganz Italien, vielleicht in der ganzen Welt. Welche hohen Begriffe man auch von der Größe und den Wundern des Doms, von der imposanten Wirkung seiner Masse, wie von der Schönheit und Zierlichkeit der einzelnen Theile mitbringe, so steht man doch noch inniger ergriffen,

---

*) Der Herr Verfasser verwickelt sich hier offenbar mit seiner Beurtheilung der Hospitäler in auffallenden Widerspruch. Denn schwerlich kann ein Hospital, dem Alles, was er mit dürren Worten nennt oder nur verblümt andeutet, fehlt — eines der vortrefflichsten Hospitälern genannt werden. A. d. U.

noch mächtiger vom Gefühle der Bewunderung durchbebt zum erstenmal vor diesem Wunderbau.

Von dem im Verhältniß zu dem Gebäude viel zu kleinen Platz sieht man ein Portal sich erheben, ganz von weißem Marmor, mit Statuen und Basreliefs geschmückt, in welchem die so entgegengesetzten Style, der griechische und gothische auf eine bewunderungswürdige Weise verschmolzen, mit meisterlicher Ausarbeitung der Einzelnheiten erscheint.

Die ganze Verkleidung der Kirche besteht aus Marmor. Auf allen ihren Mauern prangen Bildsäulen von genügender Arbeit. Ohne Zweifel würde eine große Anzahl derselben auch eine strengere Untersuchung aushalten, als diese in so großer Ferne möglich ist. Gewiß täuschen sich Viele, welche Nachlässigkeit bei Bearbeitung dieser Bildsäulen nur aus dem Grunde vermuthen, weil solche, dem Auge jedes Beschauers fern bleibend, ihre Fehler nicht leicht bemerken lassen *).

Das ganze Dach ist aus weißen Marmorplatten zusammengesetzt und mit einem ganzen Wald von Marmornadeln bepflanzt. Alle diese durchsichtig gearbeiteten Spitzen und Thürmchen tragen Bildsäulen, die mit noch weit größerer Sorgfalt als alle übrigen gearbeitet wurden, weil sie hier dem Auge aller Neugierigen ganz in der Nähe preisgegeben sind. Denn kein Fremder versäumt diese Höhe der himmlischen Aussichten zu ersteigen.

Ganz der Außenseite würdig erscheint das im gothischen Style vollendete Innere des Doms. Der gothische Styl bringt jene Wirkung des religiösen Charakters hervor, welche der griechische in gleichem Grade niemals erreichen kann. Die Gewölbe bilden unermeßlich hohe Bogen, die Säulen, die Träger dieser Gewölbe, theilen in den schönsten Verhältnissen die Kirche in fünf Schiffe, aller Schmuck und alle Zierathen zeugen von hohem Sinn und edlem Geschmack. Welch ein Reichthum in den Fenstern, welch eine Pracht und Mannichfaltigkeit der Marmore zu unsern Füßen! Wer vermöchte den allmächtigen Eindruck dieses vollendeten Ganzen,

---

*) Man schätzt die Zahl der sämmtlichen Statuen auf dem Dom auf 4000. A. d. V.

je auch nur von Ferne zu schildern! Den Mittelpunkt bildet eine prächtige Kuppel, die Grundform ein lateinisches Kreuz. Unter der Mitte dieses steht die Leiche des heiligen Karl Borromeo in einer eignen unterirdischen Kapelle. Das Täfelwerk, in massivem Silber reich vergoldet und mit bewunderungswürdiger Kunst ciselirt; Basreliefs in demselben Metall der größten antiken Bildhauer würdig gearbeitet, erscheinen kaum reich genug, um den prachtvollen, einem Reliquienkasten ähnlichen Sarg jenes Heiligen zur würdigen Einfassung zu dienen. Dieser Kasten besteht aus gediegenem Silber und Gold und ist mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe bestreut. Die Fensterscheiben bestehen aus großen Stücken Bergcrystall. Ueber der Leiche, deren Kopf allein aufgedeckt ist, hängen Kreuze, Kränze und Kronen, die kostbaren Gaben vieler Kaiser, Könige und Fürsten, womit sie ihre Ehrfurcht für das Andenken eines der tugendreichsten und nützlichsten Menschen beweisen, und zugleich diesem Heiligen, der so große Macht im Himmel hat, ihre Devotion bezeugen wollen. Geblendet und berauscht von Allem, was man gesehen, verläßt man diese Kapelle, nicht ohne mächtig ergriffen zu sein von der Erinnerung an diesen erhabenen Menschen, dem man seine Verehrung zollen muß, welcher Religion man auch angehöre.

Schnell ist man mit Besichtigung der Mailänder Kirchen zu Ende. Hat man in der Alexanderkirche einige Fresken und kostbare Marmore gesehen; hat man in der Ambrosiuskirche ein wenig geträumt über all die religiösen Gebräuche, welche dieser Heilige hier eingeführt und nur seine Geburtsstadt bis heute beibehalten hat; hat man in einigen andern Kirchen mehrere schlecht beleuchtete Gemälde, die großen Meistern zugeschrieben werden, gesehen, oder vielmehr, glaubt man sie gesehen zu haben, so hat man die Pflichten eines honneten Kunstfreundes erfüllt, ohne sehr große Genüsse dadurch gewonnen zu haben.

Noch schneller ist man mit den eigentlichen Antiquitäten fertig. Hat man eine Reihe von 16 cannelirten, mit Eisenbanden und Eisenstangen auf ihre Sockeln befestigte Säulen betrachtet, so ist nichts Weiteres der Art in Mailand zu

sehen. Hier ist man denn einer ewigen Bewunderung überhoben, und man hat nicht nöthig, vor irgend einem seit zwanzig Jahrhunderten verschütteten Steinhaufen in Extase zu gerathen, noch vor einer Statue, welcher zu ihrem vollkommenen Zustande nichts als Arme, Beine und ein Kopf fehlen, in eine Ohnmacht des Entzückens zu fallen. Solche Statuen werden in Italien unter dem Namen eines Torso der Betrachtung der Kunstfanatiker oder der für Kenner gelten wollenden Ignoranten aufgestellt. Mailand bietet unserm Blick moderne, anmuthige und elegante Denkmale, den Sitten und Gebräuchen der jetzigen Gesellschaft angemessene Institutionen und Verschönerungen; Gemälde genug, um dem Geschmack, ohne zu ermüden, wohlzuthun; Denkmale, welche zu irgend einem nützlichen Zweck Dienste leisten, und welche man nach dreißig Generationen als Trümmer bewundern kann, wenn zu jener Zeit das Bewundern noch zur Mode gehören wird. Mailand hat des Vernünftigen und Wahren, d. h. des Guten und des Schönen sehr viel. Mailand entspricht unserer Zeit und unsern Bedürfnissen, und ist deshalb, so wie aus vielen andern Gründen, eine höchst merkwürdige Stadt.

Die an guten Büchern sehr reiche Ambrosianische Bibliothek ist noch reicher an Handschriften, von denen man einige der interessantesten mir zeigte. Das reiche Titelverzeichniß der übrigen überzeugte mich, daß diese Sammlung der Wissenschaft noch eine reiche Ausbeute gewähre. Für jeden eine Stadt schnell durchreisenden Fremden ist, selbst wenn er sich pikirt, ein Gelehrter sein zu wollen, eine Bibliothek selten mehr, als ein mit Bücherfächern schlecht dekorirter Saal, ein Behältniß vieler Schränke voll mehr oder weniger gut gebundener Bücher. Seinem Gedächtniß bleibt nichts von Allem, als vielleicht die Haupteintheilung der Säle, dieser oder jener Büchertitel, die ziemlich unintereſſanten illuminirten Bilderchen irgend eines Breviers oder Meßbuchs. Ich bin zu offenherzig, um nicht einzugestehen, daß ich selbst aus dieser berühmten Ambrosianischen Bibliothek mehr nicht fortgetragen hätte, wenn ich nicht mein erprobtes Mittel, die Liebe für die Literatur in jedem Lande zu prüfen, auch hier angewendet hätte. Dieses Mittel heißt: „siehe, welche Werke

die Leute hier lesen.“ In den Händen Aller bemerkte ich Handschriften, historische und andere wissenschaftliche Werke, nur sehr selten ein sogenanntes Unterhaltungsschriftchen. Nach der großen Zahl der Leser, nach ihrer strengen Aufmerksamkeit, nach dem Eifer, womit die Mehrzahl Bemerkungen und Auszüge niederschrieb, schloß ich, daß Wissenschaft und ernste Literatur zu Mailand vorzugsweise cultivirt werden.

Das Museum besitzt eine schöne Sammlung von Gemälden der besten Meister der lombardischen und venetianischen Schule, auch eine große Anzahl von Bildern unserer Zeit. Sind diese auch weniger schwarz, reiner und netter componirt, und in unsern Tagen erst gemalt, so haben sie darum nicht mindern Werth.

Die für die Bildhauerei bestimmten Säle enthalten nur wenig Gypsabgüsse der Hauptstücke und alle Werke, die bei den Ausstellungen Preise erhalten haben.

In dieser Stadt schien man die antike Baukunst und Bildhauerei herausfordern zu wollen, indem man den Triumphbogen baute, welchen Napoleon nach seiner vorherrschenden Leidenschaft dem Ruhm seiner Armee errichtet, und der Kaiser von Oestreich später aus Dankbarkeit dem Frieden gewidmet hatte. Urtheilt man nach Allem, was daran vollendet ist, so muß dieses Denkmal über alle Bauten derselben Gattung, welche ihm zu Modellen dienten, den Sieg davon tragen. Unvergleichlich sind die Verhältnisse des ganzen Gebäudes, die Vollendung der Einzelnheiten, die Auswahl und vortreffliche Verwendung der Materialien. Von wahrhaft bewunderungswürdiger Arbeit sind mehrere der fertigen Basreliefs. Die Bronzefiguren und vorzüglich die Pferde, welche auf die Platforme kommen sollen, sind beendigt und vollenden das Ensemble dieses wundervollen Denkmals.

Theater.

Die Theater entsprechen der Schönheit der Stadt, wenn auch nicht durch ihre äußere kleinliche und charakterlose Bauart, doch durch ihre innere Einrichtung und Ausschmückung. Wären sein Peristyl und seine Treppen edler, so könnte das

Scala-Theater durch die Größe seines Saals und Schauplatzes, durch die gute Anlage der Logen, der Corridors und Nebenausgänge, so wie durch den Reichthum und den schönen Geschmack seiner Verzierungen für ein Mustertheater gelten. Die Einrichtung und Ausschmückung der Theater Canobiana und Carcano sind geschmackvoll. Indessen haben sie mit allen italienischen Theatern den Uebelstand gemein, daß nur die erste Reihe der Zuschauer in den Logen den Schauplatz übersehen kann. Die Theaterlust der Mailänder würde mir sehr schlecht bedient zu werden scheinen, wenn ich, nach Allem, was ich gesehen und gehört, urtheilen sollte. Eine Gesellschaft, welche, mit Ausnahme von zwei oder drei Mitgliedern, kaum auf dem Theater der kleinsten Stadt erträglich gefunden würde, schien die Mailänder sehr zu befriedigen. Eine berühmte Sängerin war mit enormen Kosten und nur für einige wenige Darstellungen herbeigezogen und mußte dennoch in einer wahrhaft jämmerlichen Umgebung auftreten. Denn unmöglich war es, eine bessere Gesellschaft zusammen zu bringen; unmöglich für Italien! So viel hat die italienische Schule an Glanz und Talenten und selbst an Zahl der Sänger verloren!

Die Theaterliebe exaltirt sich hier bis zum Fanatismus für Schauspieler, Sänger und Tänzer. Dafür gaben mir der wahnsinnige Spektakel, womit Paterren und Logen die eben erwähnte Sängerin beklatschten und bebravoten; die Schmeicheleien, womit sie in allen Salons überhäuft wurde; die Ehrenbezeugungen, womit die ausgezeichnetsten Leute der Stadt sie bestürmten; die Ovationen, welche auf allen Straßen ihr gewidmet wurden, die lebendigsten Beispiele*). Da man ihre Läufer und Rouladen unmöglich nachsingen konnte,

---

*) Während einer einzigen Darstellung wurde Signora Malibram funfzehnmal hervorgerufen, um die Ehrenbezeugungen des Publikums zu empfangen. So oft sie erschien, klatschten alle Hände, jauchzten alle Kehlen, flatterten alle Tücher des ganzen Hauses. Zwischen jedem Akt gingen die Leute der höheren Klassen auf die Bühne, um ihr geziemendst den Hof zu machen. Sie wohnte bei dem Herzog von V.... Dieser, nicht zufrieden, eine glänzende Serenade ihr zu bringen, ließ den Pallast auf das Herrlichste illuminiren. Der Zusammenlauf der Menge wurde so groß und so stürmisch, daß sogar mehrere Equipagen umgeworfen wurden.

A. d. V.

so wiederholte man wenigstens allerwärts ihre unbedeutendsten Gespräche. Hochgeehrt fühlte man sich durch ein Wort, einen Blick, ein Lächeln von ihr. Einem großen Mann, einem Ritter des Vaterlands, einem Souverän hätte man nicht mehr Hochachtung beweisen können. Wußte man wirklich zu Mailand nichts Anderes, als die Musik, zu würdigen? Wäre dort wirklich Kehlenfertigkeit das höchste aller Verdienste? Glauben sollte man dies beinahe, wenn man Zeuge gewesen von Allem, was sich dort während des Aufenthaltes der Signora Malibran zugetragen hat.

Die Ballete sind eine Verkettung von Pirouetten, anmuthslosen Pas, Gewaltsprüngen und Tableaux, welche, gleich den Bewegungen der Tänzer, die alle Zeitmaße durch Winke und Stampfen der Füße selbst angeben, in mancherlei Rythmen wechselnd sich folgen. Was an Poesie, gesunden Menschenverstand, interessanter Handlung, Talent und Geschmack der Tänzer fehlt, das glaubt man mit durchschimmernden Anzügen, Flittern und Prunkwerk aller Art zu ersetzen. Meines Erachtens ist dies ein Aberglaube.

Aus einer dem Theater sehr nahen Loge hatte ich genau bemerkt, daß keine Tänzerin auf die Scene heraustrat, ohne vorher das Zeichen des Kreuzes gemacht zu haben. Dieser dort allgemein herrschende Gebrauch erschien mir anfänglich fast rührend. Aber bald bemerkte ich, daß dessenungeachtet die Röcke der Tänzerinnen sehr kurz und durchsichtig, ihre Bewegungen sehr frei, ihr Mienenspiel und ihre Stellungen sehr einladend und hingebend, und alle hieraus entspringenden Folgen sehr einleuchtend waren. Bei einem Besuch auf dem Theater sah ich eine kleine Kapelle, in welcher viele Wachskerzen vor einem Mutter-Gottesbilde brannten. Abermals ein Beweis der Frömmigkeit dieser Tänzerinnen. Entweder riefen sie hier den himmlischen Schutz für ihre Pirouetten an, oder sie brachten ihr Dankgebet dar für die Genauigkeit irgend eines Entrechat oder für das Aplomb irgend einer Stellung. Jedem Gastrollenspiel und jedem Debut gehen stets neuntägige Bußübungen und Gebete voran.

Eine Kapelle hinter den Coulissen! Terpsichore's Nymphen mit geweihten Wachskerzen! Tänzerinnen, welche

sich bekreuzen und neuntägige Betäubungen halten! Erbaulicheres ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen. Wer hiernach nicht andere Begriffe von den Sitten und Tugenden des Theaters bekommt, der ist ungläubiger als irgend ein Thomas.

Alles mögliche Lob verdient das Orchester für sein Accompagnement und das Paterre für sein Anhören der Hauptstücke. Nirgends beweist jenes mehr Einsicht und dieses mehr Verstand und Billigkeit. Hier ist immer die Ausführung der Partitur der Vollendung im Gesang untergeordnet. Rast auch zuweilen der Enthusiasmus in einen Sturm von Bravo und Klatschen auf, so zeigt man darin doch gesunde Beurtheilungskraft und weiß wohl zu rechter Zeit sich zu mäßigen. Mailand hat Alles, was die theatralische Kunst wieder erheben könnte: Sinn und Gefühl zum Verständniß, zur Würdigung der Kunst und Geld, um die Künstler zu bezahlen. Nur das Talent fehlt hier, wie allerwärts in Italien. Man findet es nur noch bei einzelnen Glücklichen und diese entfliehen bald ihrer Heimath, um Glück und Ehre, welche die Heimath in so reichem Maß nicht mehr geben kann, im Ausland zu suchen.

Geselligkeit und Gesellschaften.

Die höhern Klassen gebrauchen ihre Leidenschaft für das Theater als eine Bemäntelung ihrer geringen Neigung, Abendgesellschaften zu besuchen, oder selbst zu halten. Diese Art von Vergnügen ist in Mailand sehr selten; mit einigen in der Theaterloge empfangenen oder gemachten Besuchen glaubt man die Freuden des Salons zu ersetzen. In den Logen verliert sich aller Geist der Conversation. Was sollte der Geist auch anfangen in all diesem Getöse von Gesang, Orchester und Bravo's, zwischen der Roulade einer Posaune und den Paukenwirbeln? Die feinere Sitte leidet dabei gleichfalls. Sie hat keinen Platz auf den sechs Quadratfußen der Logenwände. Selbst die Leidenschaften verlieren sich, denn wie soll man sich selbst schätzen und genügen, wo man weder seinen Geist noch seine Kenntnisse und Talente geltend ma-

chen kann. Ich zweifle sehr, daß eine solche Gewohnheit der Ausbildung des Verstandes sehr förderlich sei, und bin überzeugt, daß man ihr vorzüglich jenes ewige und überall in neuen Ausdrücken und Formen bis zum Ekel sich wiederholende Geschwätz über Theater und Theaterangelegenheiten zu verdanken habe.

Der Corso bietet Gelegenheit, sich gegenseitig zu bemerken, aber nicht im eigentlichen Sinn sich zu sehen und zu sprechen. Dieser Corso ist eine Art von Boulevard von 200 Toisen Länge, wo die ganze höhere Gesellschaft allabendlich zu Wagen oder zu Pferde erscheint und der gute Ton verbietet, mit einander zu sprechen. Verbindet man mit jenem Zusammentreffen auf dem Corso einen Besuch, den man oft sogar nur durch Karten seinen Bekannten macht; einen zweiten im Winter; einen dritten vor der Abreise; zwei- oder dreimaliges Zusammentreffen bei den Bällen des Hofs, des Gouverneurs, oder irgend eines Casino's, bei welchen alle nicht dem Tanz gewidmete Zeit dazu verwendet wird, daß man die Namen der Bekannten mit den Namen noch unbekannter Leute vertauscht, so hat man einen Begriff von allen Genüssen und Beschäftigungen der höhern Geselligkeit.

Zuweilen, indessen sehr selten, findet man doch eigentliche Gesellschaften, aber noch seltener eigentliche Unterhaltung in denselben. Bei diesen Gelegenheiten erscheinen so viele einzelne Paare, lediglich zu einem Zweigespräch, daß sie jeden Unbescheidenen, der solches stören wollte, sehr frostig abspeisen. Die Dame schneidet jeder andern Dame, welche ihrem Herrn zulächelt, Gesichter; der Mann sucht Händel mit jedem Mann, der seine Dame anredet. Dies geht so weit, daß, wer nicht irgend Jemand zu seiner Privatunterhaltung mitgebracht hat, Gefahr läuft, keine Seele zu finden, die mit ihm sprechen will oder zu sprechen wagt.

Vielleicht fragt man: sind diese so eifrig unter sich abgeschlossenen Paare, diese so empfindlichen und eifersüchtigen Leute, sind sie Mann und Frau, Liebhaber und Geliebte? oder sind sie, was? — Solche Fragen könnten einen leicht in Verlegenheit bringen und ich werde mich wohl hüten, darauf zu antworten. Ich erzählte getreulich, was ich gesehen, und

überlasse meinen Lesern die Sorge, hieraus jede beliebige Folgerung zu ziehen.

Indessen will ich sehr gefällig solche erleichtern, indem ich dazu erzähle, wie hier zu Lande die Ehen geschlossen werden. Damit wird manches Dunkel sich erhellen und manches unbegreiflich Erscheinende sehr begreiflich werden.

Selten geschieht es, daß Leute, welche sich heirathen, vor der Hochzeit schon sich kennen. Oft haben sie sich nicht einmal gesehen, bevor ihre Eltern die Ehepakten vollkommen in Ordnung gebracht hatten. In der Regel geschieht der erste Antrag von der Familie des Mädchens, während dieses im Erziehungskloster noch schmachtet, oder wenn sie auch im väterlichen Hause erzogen wurde, doch nie in die Welt oder auf eine Promenade herausgekommen war, und ihrem bestimmten Bräutigam völlig unbekannt ist. Der junge Mann, welchem man einen solchen Antrag gemacht hat, fragt vor Allem nach den damit verbundenen pekuniären Vortheilen. Von beiden Seiten wird nun gefeilscht und gehandelt. Ist man endlich über diesen Hauptpunkt einig geworden, so findet eine Zusammenkunft auf dem Corso statt. Die Braut wird in einer Kalesche dahin geführt, der Bräutigam erscheint zu Pferde oder zu Fuß, benutzt einen vorher schon verabredeten Vorwand, spinnt ein Gespräch an und endigt solches, sobald er das Gesicht des Mädchens hinlänglich gesehen hat, um seinen Entschluß fassen zu können. Fällt dieser günstig aus, so hört die junge Braut zum ersten Mal, daß sie verheirathet werden, und wer sie heirathen soll. Sie heirathet ihn, ohne irgend einen Gedanken darüber auszudrücken, vielleicht sogar, ohne darüber nachgedacht zu haben. Alles übrige geht denn, so gut es gehen kann. Lebensweise und Gewohnheit erscheinen hiernach, um Alles zu vermitteln und zu versöhnen, was Unbedachtsamkeit, Uebereilung und Mangel an Liebe bei solcher Ehe uneben gemacht haben. Der Gebrauch, der vor der Ehe alles rein Menschliche außer Acht zu lassen gebot, wird wieder ausgeglichen und aufgewogen durch andere Gebräuche nach der Ehe, welche uns wohl Manches zu denken und zu bedenken geben.

Die Mailänder gefallen sich in einem Anstrich von Oppositionsgeist. Weil es ihnen an Mitteln fehlt, diesen auf andere Weise kund zu geben, so zeigen sie stets eine auffallende Kälte für Alles, was die Regierung betrifft. Nicht ohne augenscheinliche Affektation beschränkt man sich in allen Verhältnissen und Beziehungen zu den Staatsbeamten auf die strengste und kälteste Etikette. Mögen die Staatsbeamten noch so höflich, freundlich und zuvorkommend sich zeigen; man weiß ihnen keinen Dank dafür und hält sich in seinen abgemessenen Schranken. Hier äußert sich der Patriotismus durch Unhöflichkeit, der Muth durch Kälte. Es ist wirklich Schade, daß so viele herrliche Elemente für ein edleres gesellschaftliches Leben in übeln Gewohnheiten verloren gehen, oder im Geist und Wesen der Koterien sich zersplittern. Warum verlassen so viele schöne Frauen die eleganten Equipagen nach der Corso-Fahrt, nur um auf der Logenbrüstung mit ihren Fächern den Takt zu schlagen, statt in irgend einem Salon ihren Geist glänzen zu lassen! Warum affektirt man so viele Kälte und Zurückhaltung gegen alle Leute, welche nichts versäumen, um das Unrecht, in einem andern Lande geboren zu sein, vergessen zu machen! Warum erwiedert man nicht offen und ehrlich ihr Bestreben und ihre Wünsche, an dem jetzigen Wohnort sich einzubürgern! Damit würden beide Theile reelle Vortheile und manches edle Vergnügen gewinnen.

Man findet zu Mailand viele Frauen mit schönstem Gesicht und Wuchs. Ihr Anzug ist sehr elegant. Alle diese Vorzüge zeigen sich nicht selten, sogar auf der Straße, wo sie doch unglücklicherweise durch eine größere Anzahl von Unförmlichkeiten, als man solche irgendwo findet, und durch eine wahrhaft raffinirte Mannigfaltigkeit derselben möglichst verdeckt werden.

Umgegend von Mailand.

Monza.

Die Umgegend von Mailand ist nicht weniger als die Stadt selbst der Aufmerksamkeit aller Fremden würdig. Wer

die Landwirthschaft liebt, findet hier eines der verständigst und sorgfältigst bebauten Länder; den Freund schöner Landschaften überraschen die herrlichsten Ansichten in diesen letzten Ausläufern und Verzweigungen der Alpen.

Zwölf Meilen von der Hauptstadt liegt das Ziel einer der gewöhnlichsten und interessantesten Ausflüge, Stadt und Schloß Monza. Eine Basilika, welche noch aus den Zeiten der alten Lombarden stammt, enthält einen äußerst bedeutenden Schatz historischer Merkwürdigkeiten höchsten Alters und großen innern Werthes. Außer einigen Gefäßen und vielem Schmuck zu den Krönungsfeierlichkeiten der alten lombardischen Könige, sieht man noch die berühmte eiserne Krone, welche die Häupter Constantins, Karls des Großen, Karls V. und Napoleons geschmückt hat. Kein Diadem der Erde wand sich je um Häupter voll größerer Gedanken. Diese ehrwürwürdige Reliquie des Alterthums besteht aus einem massiv goldnen, 3 Zoll hohen, 5 Linien dicken, mit Edelsteinen besetzten Reif. Unter demselben befindet sich ein 4 Linien hoher Eisenreif, der von einem der Nägel, womit Christus an das Kreuz geheftet wurde, verfertigt sein soll. Diese Krone hängt gewöhnlich zwischen beiden Armen eines silbernen und vergoldeten Kreuzes, in welchem unter Scheiben von Bergkrystall einige Gegenstände, die der Passion angehörten und von der heiligen Helene entdeckt und aufbewahrt worden, z. B. einige Splitter vom Holz des wahren Kreuzes, einige Dornen aus der Marterkrone, der Schwamm u. s. w. befestigt sind. Heilige Reliquien in den Augen Aller, welche daran glauben! Seltsame Merkwürdigkeiten für alle bedenklichen und schwergläubigen Leute!

Nahe bei Monza steht der große Sommerpallast des Vicekönigs. Der dazu gehörige Park ist sehr groß, gut entworfen, mit hübschen Gebäuden, schönen Wasserwerken und trefflichen Promenaden reich geschmückt.

Laco di Como.

Der Comer-See ist eine der lombardischen Merkwürdigkeiten. Eine schöne, mit Kastanienalleen eingefaßte Straße führt

nach der Stadt Como hinab. Am Ende dieser Straße würde es einem nicht einfallen, hier eine ziemlich wohl gebaute Handelsstadt mit 18,000 Einwohnern, einer Gelehrtenschule und einem sehr schönen Theater; aber noch weniger, einen See von 60 Meilen Länge und 2 Meilen Breite zu finden. Denn die Stadt gewahrt man erst, wenn man aus ihren reich bepflanzten Boulevards hervortritt, und den See erblickt man erst auf den an seinem Ufer hinlaufenden Quais.

Von dem See sieht man hier eigentlich nichts als ein rundes Becken von einer Meile im Durchmesser und rings umher einen Kranz von Bergen, die, bis zu ihren Spitzen angebaut, die angenehmsten Ansichten gewähren. Zwischen den Ufern des Sees und dem Fuß der Berge zeigt sich eine ununterbrochene Reihe von Villen. Mit jedem Ruderschlag des Schiffs, auf welchem man spaziren fährt, wird der Schauplatz anmuthiger und pikanter. Alle die schroffen Bergwände rings umher prangen mit Höfen, Weilern und einzelnen Häusern zwischen Kastaniengehölzen. Terrassenweise steigen Maulbeer- und Olivenpflanzungen empor, befruchten und verschönern damit steile Abhänge, welche ohne diese Einrichtung ewig öde geblieben wären. Keiner der Berge erreicht jene Höhe, in welcher die Vegetation aufhört.

Auf einem tief einspringenden Vorgebirge erheben sich stufenweise die reichen Gebäude eines großen Dorfs. Am gegenüber liegenden Ufer liegt in einem geräumigen, von Felsen mit einem Wasserfall eingeschlossenen Thalbecken jene berühmte Villa, welche auf die Fundamente des Landhauses von Plinius gebaut sein soll. Schwer ist es ohne Zweifel, Beweise für diese Behauptung, aber gewiß nicht minder schwer, welche dagegen aufzufinden. Also erscheint es mir vernünftiger, hier gläubig sich zu zeigen, und mit diesen stillen Ufern und einer für philosophisches Nachdenken ganz geeigneten Lage das Andenken an den ersten der Naturforscher zu verbinden. Plinius war zu Como geboren und besaß dort ein Haus, dieß ist unbezweifelt. Warum soll man nun nicht bei der Unmöglichkeit, den Platz seines Hauses aufzufinden, einer, durch ihr Alter wenigstens sehr empfehlenswerthen Tradition Glauben beimessen?

Der schmale und weiterhin fast in gerader Linie sich dehnende See gleicht mehr einem stehenden Fluß. Er hat sogar eine frappante Aehnlichkeit mit dem Rhein, mit dessen Breite, hochaufspringenden Ufern, mit der Vegetation, dem Anbau und den zahllosen Häusern rings umher. Nur der Himmel ist ein anderer.

Umsonst sucht man hier weite Aussichten und perspektivische Fernen. Dagegen herrscht ein ewiger Wechsel höchst reizender Einzelnheiten, allerliebster Ansichten und pikanter Partien. Kein Maler wird hier Grandioses für umfassende Gemälde finden, aber jeder Zeichner unendlich viele niedliche Bilder für Albums und Dosenstücke.

Einige Partien gewähren die Ansicht einer völligen Wildniß. Eine seiner Ausbuchtungen, Lecco genannt, ist ganz mit hohen Bergen und schönen Felsmassen ohne irgend eine Spur von menschlichen Wohnungen eingefaßt. Ueberall mischen sehr reiche Wasserfälle das Weiß ihres Schaums mit dem lebhaften Grün einer kräftigen Vegetation. Bei Varenes auf dem östlichen Ufer, welches bis zum Lecco-See sich hinzieht, vertieft sich eine Straße in eine meilenlange Gallerie. Dies ist eines jener Werke, welche, nicht weniger als der Glanz der Siege, den Namen der Römer unsterblich machen. Von allen derartigen Riesenwerken unserer Zeit scheint man nur darum so wenig Aufhebens zu machen, um aller Erkenntlichkeit und Lobeserhebungen gegen die jetzigen Regierungen überhoben zu sein. Die Lombardei ist mit einer Menge der prachtvollsten und nützlichsten Werke bedeckt, ohne daß man jenseits der Alpen von ihrem Dasein unterrichtet zu sein scheint.

Die auf dem Comer-See gebräuchlichen Barken haben nichts Bemerkenswerthes. Ihre langen, schmalen, viereckigen Segel scheinen die ursprüngliche Form der Alten beibehalten zu haben. Ja, diese Form gleicht so sehr Allem, was wir auf Antiken, Gemälden und Basreliefs der fabelhaften Zeiten sehen, daß ich sie eine mythologische nennen möchte.

Brianza.

Mit dem Ausflug nach dem Comer=See verbindet man gewöhnlich den nicht minder interessanten Besuch der unter dem Namen Brianza bekannten Gegend. Eine große Zahl kleiner Seen, malerisch liegender Dörfer und Schlösser machen aus dieser Landschaft eine Art von Eden. Indessen ist die Mehrzahl ihrer Bewohner mit einer sonst überall unbekannten Krankheit sehr geplagt. Man nennt sie **Pelagra.** Ihr Symptom ist ein starker Hautausschlag, ihre Wirkung steigende Melancholie, welche zum Selbstmord führt; ihre Krisis endigt gewöhnlich damit, daß der Kranke sich in einen der Seen und noch häufiger in einen Brunnen stürzt. Als eines der wirksamsten Heilmittel hat sich eine nahrhafte und stärkende Diät erwiesen. Sollte daher das Uebel selbst vielleicht aus unzulänglichen und schlechten Lebensmitteln entstehen?

Laco Maggiore.

Die Straße von Mailand nach diesem See bietet nur das gewöhnliche Interesse der Reise durch ein wohlbevölkertes und gut bebautes Land. Streckenweise ist selbst der Boden ziemlich undankbar. Nachdem man bei Somma das Schlachtfeld verlassen, auf welchem Cnejus Scipio von Hannibal beim Uebergang über den Tesino geschlagen worden, kommt man nach Sesto=Calende. Dies ist ein schlecht gebauter Marktflecken am linken Ufer des Tesino, eine Meile weit von dessen Ausfluß aus dem See. Kommt man zu dem See herunter, so findet man ihn zwischen Hügel eingeengt, die dem Auge alle höhern Alpenlagen verbergen. Gegen Arona hin erweitert und verschönert sich die Perspektive. Arona selbst ist ein kleines Städtchen, Trümmer einer Citadelle liegen über ihm auf einem Felsen. In äußerst lachender Lage zeigt sich gegenüber am Ufer Angera. Eine Meile von Arona bemerkt man auf einem Felsvorsprung die gigantische Bildsäule des Heiligen Carl Borromeo. Sie ist 66 Fuß hoch und steht auf einem Fußgestell von 44 Fuß.

Auf einer im Innern angebrachten Treppe kann man bis in den Kopf hinaufsteigen. Dieser ist groß genug, daß darin vier Personen um einen runden Tisch sich setzen können. In der Nase des Heiligen, welche auch im Leben weit über das Schönheitsmaß hinaus gewachsen gewesen sein soll, befindet sich die sehr bequeme Nische für einen fünften Neugierigen.

Der Heilige hat seine Priesterkleidung an. Mit der ausgestreckten rechten Hand scheint er den Segen ertheilen zu wollen, die linke hält ein Buch. Das ganze imposante Werk besteht aus geschlagenem Kupfer; nur der Kopf, die Hände und die Füße sind in Bronze gegossen. Die Verhältnisse der ganzen Figur sind meisterhaft. In der Ferne und von einem Punkt aus betrachtet, wo die Statue vom Horizont sich löst, macht sie einen herrlichen Effect. Das linke Ufer des Sees ist niedriger als das rechte. Eine schwelgerische Vegetation und eine zahllose Menge hübscher weiß angestrichener Gebäude machen sie gleich anmuthig.

An dem Punkt, wo der See gegen Osten ausbeugt, erfüllt Belgirone den ganzen Abhang eines Hügels; den Horizont schließen Intra und Balanza. Die am rechten Ufer hinlaufende Simplonstraße verleiht und empfängt hier ein wundervolles Leben. Hier gewinnt der Schauplatz, was er vordem noch nicht hatte: grandiosen Ton und grandiose Haltung. Bald zeigen sich auch die Borromeischen Inseln mit allem Zauber ihrer pittoresken Lage und des bizarren Reichthums ihrer Architektur.

Jede Vorstellung, welche man sich im Voraus davon gemacht haben mag, wird übertroffen, sobald man die Isola Madre betreten hat. Von den mit Citronenhecken eingefaßten Terrassen genießt man den Anblick des Sees in allen möglichen Perspektiven. Bald erblickt man ihn durch die sehr sinnreich gehauenen Schneissen in engen Rahmen, bald breitet er sich wieder in aller Pracht und Majestät ganz vor dem Auge aus. Sehr nahe dabei liegt die Stadt Balanza und die kleine Insel San-Giovanni; etwas ferner und halb hinter Bäumen versteckt, an einen Felsen gelehnt, welchen die Granit- und Marmorbrüche für alle Bauten Oberitaliens beinahe ganz zerstört haben, zeigt sich das Dorf Ba-

veno *). Am ganzen Gestade rings umher Villen, Weiler, Meiereien, schöne Bäume, reiche Feld- und Gartenpflanzungen. Auf allen Bergen eine lebhaft und üppig emporschießende Vegetation, welche kaum den Kirchthürmen von weißem Marmor erlaubt, die Stätte der Dörfer anzudeuten. Eine Meile weiter die Isola Bella mit ihrem mächtigen Schloß, mit den schlanken Obelisken, mitten unter den Wipfeln der Cypressen. Ganz nahe dabei eine andere Insel, worauf gegen 400 Fischer in anmuthigen Hütten zusammengedrängt wohnen. Ueber alles dieses die unermeßliche, glatte, durchsichtige Wasserfläche, worin die Spitzen der Alpen fantastisch sich spiegeln, bald als Thürme, als mächtige Bastionen oder schroffe Felsspitzen, bald wieder als Abrisse menschlicher Gesichter, sich hergebend zu allen Formen, welche die lebhafteste Fantasie ihnen verleihen mag. So zeigt sich das Panorama und die magische Perspektive, in deren Mitte man sich befindet.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts kam ein Herr aus dem Haus der Borromeer, hingerissen von allen Reizen dieser Lage, auf den glücklichen Gedanken, eine der Inseln des herrlichen Archipels ganz mit Gebäuden und Anlagen zu bedecken. Er ging auch wirklich ans Werk, setzte auf die niedrigste Spitze ein Schloß, aber unglücklicherweise von mittelmäßiger und charakterloser Bauart. Auf der gegenüber stehenden Seite ließ er den Felsen in Terrassen hauen und erfüllte mit Bogenwerken und Pfeilern alle Lücken, die der Symmetrie seines Plans entgegen gewesen wären. Ueberall pflanzte er Obelisken und Statuen auf, und hoch über alle diese Herrlichkeiten das Sinnbild und den Wahlspruch der Borromeer, das Einhorn und das Wort humilitas. Um alle diese Wunder eines zweideutigen Geschmacks mit den Farben der Vegetation zu beleben, alle Mauern der Terrassen in das Grün der Orangen zu kleiden und eine große Menge exotischer Bäume und Sträucher hier im Freien zu ziehen, mußte erst die Erde mit ungeheuern Kosten herbeigeschafft werden.

---

*) Aus diesen Felsen wurden die ungeheuern Massen für die Riesensäulen zum Wiederaufbau der Sanct Paulskirche zu Rom gebrochen.
A. d. V.

Allerdings könnte man mehr Originalität für den Bau des Schlosses, eine strengere Auswahl seiner Verzierungen, gar viel Anderes in Betreff der Eintheilung der Insel, eine andere Verwendung der ungeheuersten Ausgaben für diese zwölf Terrassen und die vielen Obelisken und Bildsäulen wünschen. Man würde am Ende gern einen Luxus vermissen, der die Kunst der Menschen da einführte, wo die Natur mit unendlicher Liebe so viel schon gethan hatte. Aber stets wird diese Isola Bella, so wie man sie jetzt sieht, eine reiche Episode in einem himmlischen Gemälde bleiben, und stets würde jeder in Verlegenheit sein, Alles, was man hier gebessert wünscht, nur eben so gut wieder selbst zu machen.

Höchst ehrenwerth und glücklich ist dieses Haus der Borromeer. Es hat dem Himmel einen Heiligen geliefert, welchen kein Mensch die schönsten Rechte auf seinen erhabenen Platz bestreiten wird. Es gab diesem Heiligen einen würdigen Nachfolger, versorgte die größten Staatsämter mit seinen wackern Söhnen und ließ Heere von seinen tapfern Sprößlingen anführen. Durch alle Wirren der Zeit behauptete dies Haus in Ermangelung glänzenderer Eigenschaften den schönen Ruf reiner Tugenden, durch alle Zeitstürme und Parteikämpfe die allgemeine Achtung und ein bedeutendes Vermögen. Und dies Alles ohne gewaltige Anstrengung, ohne besondere Künste und Kabalen, lediglich durch das Uebergewicht seines Namens, durch die nie unterbrochene Vererbung vieler dem Vaterland geleisteten Dienste und väterlicher Tugenden.

Alle aus den schweizer und piemonteser Alpen strömende Gewässer würden vielleicht nicht zureichen, um den See und den zum Abfluß ihm dienenden Tesino gehörig zu nähren. Aber von allen umliegenden Bergen stürzen Gießbäche und Wasserfälle und sprudeln Quellen herab. Ihr Anblick und ihr Geräusche erhöht den Zauber dieser so wundervoll wechselnden Reize, deren Genuß jeder Schritt mit neuen Ueberraschungen steigert, deren Schönheit jeder neue Sonnenstrahl in einer neuen Beleuchtung zeigt. Ersteigt man die Berge, so gewinnen alle Gegenstände andere Gestalten und andere Farben. Alles erscheint verflacht und ohne Schlagschatten, wie jene Reliefplane ganzer Länder. Blickt man von oben

hinab, so treten all die großen Bäume aus einander und lassen die Gebäude und Anpflanzungen, welche sie unten jedem Blick verdeckt hatten, jetzt auf allen ihren Blösen und Auslichtungen sehen. Von oben herab erscheint der See ganz blau und überall weiß gefleckt von den leinenen Schirmverdecken der vielen Fischerbarken.

Von einem Berg, der in wilden schroffen Abschüssen sich selbst auf Baveno hinabstürzen zu wollen scheint, überblickt man ein ungeheures Amphitheater, welches sich bis zu dem Simplon und Monte-Rosa erhebt; den Theil des Sees, der sich mitten aus den Graubündner Alpen losschält und die Ebene, welche sich nach Mailand hinabsenkt. Links verweilt der Blick bei einem kleinen See, in welchem die Fossa sich erholt, bevor sie im Laco Maggiore sich verliert. Einige Meilen rechts greift der See von Vareze mit seinem wunderbaren Polypenarmen oder wie ein Stern mit hundert Stralen überall in eine große Ebene ein. Grenzenlos wird die Landschaft und alles Einzelne trägt seinen Theil zur Schönheit des herrlichen Ganzen bei; Alles nimmt die Theilnahme in Anspruch, aber Nichts tritt scharf und schroff genug hervor, um die Harmonie zu stören.

Hat man einige Tage die Ruhe dieser glückseligen Ufer genossen, gelebt unter der zahlreichen Bevölkerung, die sämmtlich durch den Fleiß ihrer stets gleichförmigen Arbeiten stets gleiche Mittel für ein behagliches und ruhiges Dasein gewinnt. Hat man aufgehört, die unruhige, trübe und verworrene Sprache, die gewöhnlich Politik genannt wird, zu lesen und zu sprechen, so verliert man jeden Gedanken daran, daß es anderwärts noch Zwiespalt, Haß, Feindschaft und Verbannungen geben könne. Man entschließt sich, da sich anzusiedeln, wo man so wohlfeil Ruhe sich erkaufen kann, wo Glück so leicht zu gewinnen zu sein scheint. Man bildet sich eine Zukunft, man schafft sich eine Umgebung von Freunden und Verwandten; man versucht sich einige Augenblicke in dieser ungewöhnlichen Lage; man träumt sich in alle diese süßen Träume hinein; aber — bald ermüdet und erwacht man. Denn es fehlt das Einzige, was allen Reiz erst vollenden würde, das Einzige, was durch Nichts ersetzt und nie von dem Augenblick herbei-

gezaubert werden kann — die Gewohnheit. Die Gewohnheit, welche alle Uebelstände und Mißverhältnisse so sanft verknüpft und an unsichtbaren Fäden so leicht und glatt durch alle Zeitläufe, ohne Schmerzen zu erregen, fortzieht. Die Gewohnheit, ohne welche alles Gute, was auf ein anderes Gute folgt, nur ungelegen kommt, aufdringlich erscheint und selten als ein Glück betrachtet werden wird. Diese Gewohnheit fürchtet man mit allzu großen Opfern erkaufen zu müssen, oder niemals sie gewinnen zu können. So entfernt man sich denn wieder, um sich abermals in ein weniger glückliches Leben zu stürzen, dessen Unfälle übrigens, weil sie so oft sich wiederholen, am Ende jedem als eine Art erträglicher Nothwendigkeit erscheinen.

Die Rückfahrt nach Mailand trat ich über Baveno und Laveno an und verfolgte dann die Straße nach Vareze. Das Land ist überall in sanften Erhöhungen gebogt und wellenförmig, überall reich an Ackerbau und Wiesen und reich an Bäumen. Die Straße erhebt sich über einen See von sechs bis acht Meilen Länge, dessen flache mit einzelnen Gehölzen und Gebäuden geschmückte Ufer sanft zu einer anmuthigen Hügelreihe ansteigen. Zwei Meilen vor Vareze sieht man auf einem Berge mehrere Kapellen von verschiedenartigen eleganten Formen. Sie sind alle der Madonna del Monte gewidmet. Von der auf der höchsten Spitze stehenden Kapelle genießt man eine grenzenlose Fernsicht über den Laco Maggiore, Laco di Como, den Vareze und noch vier andere Seen.

Vareze ist mit Lusthäusern rings umgeben. Sie vermehren sich täglich in dieser schönen Gegend. Vareze ist für Mailand, was Tibur einst für Rom gewesen.

Die Karthause von Pavia.

Die Straße von Mailand nach Genua läuft bis Pavia an einem Kanal hin, welchen die Franzosen während ihrer Herrschaft von der ersten nach der letzten Stadt eröffnet hatten. Diese Arbeit ist weniger merkwürdig durch Ueberwindung großer Schwierigkeiten, als unermeßlich nützlich für

Ackerbau und Handel. Dem Handel eröffnet sie eine leichte Verbindung aus der tiefsten Lombardei und selbst aus der Schweiz bis in das adriatische Meer. Dem Ackerbau führt sie alles nöthige Wasser zu. Ihr verdanken Ackerbau und Handel den blühenden Zustand, und das Land selbst jenen Wohlstand, der so lachend jedem Fremden sich zeigt.

Fünf Meilen von Pavia verläßt man die große Straße, um die eine Viertelmeile entfernte mit Recht so berühmte Karthause zu besuchen. Niemand wird die Zeit dieses kleinen Ausflugs bereuen. Die Pracht und die wundervollen Schönheiten, welche die Kunst hier vereinigte, mußten nothwendigerweise wehethuend kontrastiren mit der herben Enthaltsamkeit und eisernen Strenge, die der heilige Bruno den Cenobiten seiner Regel auferlegt hatte. Jetzt ist das Kloster von den Mönchen verlassen, aber Alles noch so wohl erhalten, wie zu der Zeit, als Kaiser Joseph II. die Bewohner vertrieb. Jeder von ihnen würde bei seiner Wiederkehr Alles so wiederfinden, so wie er es verlassen hatte. Seine Zelle, seinen Betschemel, seine Werkstätte, seinen Garten, seine Laube von Hainbuchen, wo er in Ermangelung anderer Genüsse, wenigstens frische Luft athmete während der langen traurigen Stunden zwischen den gottesdienstlichen Uebungen. Stumm ist noch Alles an seinem Platze. Man sollte glauben, die Mönche seien noch da und lauertern hinter den durch einen Riegel verschlossenen Thüren des ersten Schlags der Glocke, die auf den Chor sie ruft.

Auf diesem Chor herrscht dieselbe Ordnung wie in dem Kloster selbst, welches mit seinen weißen Marmorsäulen den weiten viereckigen Hof einschließt. Alles Holzwerk ist noch so blank und glänzend, als wäre es eben mit dem weißen Siebtuch von dem Rocke der Karthäuser abgerieben worden. Eiserne und kupferne Gitter schließen links und rechts die vierzehn Kapellen des dreifachen Schiffes und schimmern heute noch so glänzend wie in jenen Tagen, als vierzig Mönche dies Kloster bewohnten. Alle Oel- und Freskogemälde von Brioschi, Giacomo la Porta, Simonetta, Carate, Caraccio scheinen so eben erst aus den Händen der Maler hervorgegangen, in der ersten Frische, im jungen Glanz der

Vollendung zu prangen. Alle Altäre sind von Marmor mit Sculpturen in jener harten Steingattung geziert, welche zu Florenz so vortrefflich behandelt ist. Alle Basreliefs sind von schöner Arbeit *). Nicht das geringste Theilchen von dem Blau und Gold, womit die fein ausgerippten Gewölbe in Rosen und andern zierlichen Formen bedeckt sind, hat sich losgeschält. Von all den Tausenden von Achaten, Perlen und Smaragden, welche den Hochaltar schmücken, fehlt nicht ein Stück. Die gemalten Fenster sind noch ganz. Alles ist so rein abgestäubt, abgekehrt, abgerieben, polirt und gefirnißt, als wenn es neu wäre. Wahrlich, man weiß nicht, ob man mehr den Reichthum und Geschmack bei der Zusammenstellung dieses herrlichen Ganzen bewundern, oder über die verständige Sorgfalt zu dessen Erhaltung erstaunen soll.

Eigentlich hätte ich die Beschreibung mit dem Frontispiz der Kirche beginnen sollen. Dieser besteht aus einer großen und regelmäßigen Einlage von Basreliefs von weißem Marmor. Sie sind vortrefflich gearbeitet und stellen Hauptzüge aus der heiligen und einige wenige aus der profanen Geschichte dar. Die kostbarsten Stücke sind mit Eisendrahtgittern geschützt.

Die äußere Architektur des ganzen Gebäudes verdient untersucht, ja studirt zu werden. Man kann sie als einen Uebergang des gothischen in den modernen Styl betrachten. Diese mit eben so viel Geschmack als Talent durchgeführte Idee erscheint hier vor unsern bewundernden Blicken als ein nachahmungswürdiges Muster.

Die Kirche wurde von dem Herzog Giovanni Galeazzo Visconti von Mailand erbaut und fast überreich dotirt. Man hielt die fromme Freigebigkeit für ein Mittel, den Himmel und sein Gewissen zu beschwichtigen. Beide hatten ihm wohl einige Vorwürfe zu machen für das etwas

*) Während voller 300 Jahre waren Maler aus der Familie Sacchi mit Fertigung dieser Gemälde beschäftigt, hatten Wohnung, Kost, alle möglichen Bequemlichkeiten und ihre Ateliers in dem Kloster. Sie hatten sich so völlig eingebürgert und eingewöhnt, daß sie anderswo zu leben und mit anderem sich zu nähren, gar nicht mehr dachten. Gewiß wohnte ihre Nachkommenschaft noch dort, wenn sie nicht im Jahr 1786 mit den Mönchen aus dem Kloster vertrieben worden wäre. A. d. U.

heftige Betragen gegen seinen Oheim, den er zuerst von Mailand verjagte und dann, um alle Lust zur Wiederkehr ihm zu benehmen, sammt seinen vier Söhnen vergiftete. Wahrscheinlich betrachtete der Himmel die Stiftung dieses Karthäuserklosters als ein genügendes Sühnopfer, denn der Vergifter und seine Nachkommen regierten noch lange in der Lombardei. Die Dankbarkeit der Karthäuser errichtete ihm ein Grabmal, und damit eine der schönsten Zierden der Kirche.

Den Schwung meiner Bewunderung hemmten plötzlich trübe Gedanken. Franz I. wurde nach der unglückseligen Niederlage von Pavia als Gefangener in den Chor dieser Kirche gebracht. Er fand die Mönche im vollen Jubel des Psalmodirens, als hätten diese nichts davon geahnet, daß vor den Mauern ihres Klosters Tausende von Christen so eben sich erschlagen hatten.

Die Ankunft des gefangenen Königs unterbrach die heiligen Gesänge nicht im Mindesten. Sie sangen gerade:

Coagulatum est sicut lac cor meum. Ego vero legem tuam meditatus sum.

Im Gefühl seiner traurigen Lage antwortete singend der König:

Bonum mihi quia humiliasti me, ut dicam justificationes tuas.

Nichts schlägt den Hochmuth so sehr nieder und führt so sicher zur Demuth, als eine verlorne Schlacht.

Nach Pavia gelangt man auf einer mit schönen Bäumen herrlich bepflanzten Straße. Die Stadt hat 20,000 Einwohner, dazu 4000 Mann Garnison und eine Universität mit 1500 Studenten. Dennoch erschien sie mir traurig und fast leblos. Mit Ausnahme der einzigen großen Straße, welche die Stadt ihrer ganzen Länge nach durchschneidet, bewegt sich dort Alles in engen, krummen, finstern Gäßchen. Ihre Kirchen enthalten nichts Merkwürdiges. Jedoch mag das Grab des heiligen Augustin in der Kathedrale dafür gelten, obgleich es offenbar erst einige Jahrhunderte nach seinem Tode errichtet worden. Diese Thatsache könnte leicht einige Zweifel gegen die Identität des Leichnams des Bischofs von Hippone erregen. Allein er liegt in einem so geschmackvollen und gut gearbeiteten Reliquienkasten mitten in dem Grabmal, daß wir solche Zweifel gern geheim halten.

In derselben Kirche sieht man mehrere schöne Gemälde von Danielle Crespi und von Sajaro.

Mehr als die des Ansehens kaum würdige Carmeliterkirche; mehr als die im Styl des siebenten Jahrhunderts gebaute Michaelskirche; mehr als die bizarre und ganz überdeckte Brücke über den Tesino; mehr als die Universität mit der Bibliothek und mit dem reichen anatomischen Kabinet verdient das Collegium der Borromeer betrachtet zu werden.

In einem schönen viereckigen Gebäude des edelsten Styles, dessen Hofraum prachtvolle von Granitsäulen getragene Gallerien durch zwei Stockwerke einfassen, werden vierzig junge Leute erzogen aus den von dem heiligen Borromeus, dem Gründer dieser Anstalt, bezeichneten Familien. Ein ungeheurer Saal umfaßt, außer den Bildnissen vieler Kardinäle aus dem Hause der Borromeer, eine herrliche Sammlung von Freskogemälden. Diese stellen die Hauptzüge aus dem Leben des Heiligen dar, der, ohne Wunder zu verrichten, nur allein Kraft seiner Tugenden den Himmel erstieg. Man hat noch jene Schleußen, welche den Kanal mit dem Tesino verbinden, zu betrachten, um dann schnell abzureisen.

Schlachtfelder.

Eine merkwürdige Erscheinung ist ohne Zweifel jene durch Jahrhunderte sich fortpflanzende fixe Idee des französischen Ehrgeizes, seine natürlichen Grenzen gegen Italien hin zu überschreiten. Merkwürdig ist auch, wie beharrlich das Schicksal jeden solchen Versuch stets wieder zurückweist. Unter Karl dem Großen, Ludwig dem Heiligen, Karl VIII., Ludwig XII., Franz I., Ludwig XIV., unter der Republik und unter Napoleon mußte Frankreich wieder allen seinen italienischen Eroberungen entsagen, ohne einen andern Gewinnst davon zu tragen, als das Andenken an glorreiche Waffenthaten. Stets verschwendete Frankreich seine Schätze an dies Land, ohne es behaupten zu können, während selbst dessen

Behauptung dem erobernden Frankreich keinen wesentlichen Zuwachs an wirklicher Macht verleihen würde *).

Diese Betrachtungen kamen mir zwei Meilen von der Karthause, in der verhängnißreichen Ebene, wo das Glück den Muth verließ, Franz I. besiegt wurde und, außer der Ehre, Alles verlor. Wie traurig auch hier Alles einen Franzosen gemahnen muß, so hätte ich doch gern alle einzelnen Umstände dieser denkwürdigen Schlacht erfahren. Dieses Marengo des sechzehnten Jahrhunderts, welches Frankreich alle seine Eroberungen in Italien entriß, die das Marengo des neunzehnten Jahrhunderts für kurze Zeit ihm wiedergeben sollte. Den Platz hätte ich gern gesehen, wo Bonivet starb und jenen, wo, zwischen Leichen und Sterbenden stehend, der mehr tapfere als kluge König einem Pescaro sein Schwert übergab. Mit Ausnahme einiger Mauerstücke des Parks, worin das französische Heer sich verschanzt hatte, steht nichts auf dieser mit Hecken, Gräben und Kanälen durchschnittenen Ebene, was auf irgend eine Weise dem Gedächtniß nachhelfen und die Stellen der einzelnen Schlachtthaten bezeichnen könnte. Gewiß ist nur, daß am 2. Februar 1525 in dem Park von Mirabello zwischen der Karthause und Pavia die Schlacht geschlagen worden. Aber welche Schlachtordnung und welche Stellungen hatte unser Heer inne? Wo kämpfte der König selbst? Woher kamen die Spanier? Nirgends eine Spur, welche zu Beantwortung einer einzigen Frage Anleitung geben könnte. Hier war selbst von den in Italien überall gegenwärtigen Ciceroni keiner zu sehen, um die Langeweile auf einem spurlosen Schlachtfelde, wenigstens mit einigen Hypothesen und gesunden Lügen zu vertreiben. Auf einem Raum von 6 bis 7 Meilen Umfang schlug man sich. Frankreich erlitt hier einen jener furchtbaren Stöße, welche von Zeit zu

---

*) Der ruhige und feste Besitz von Oberitalien sollte mit seiner Bevölkerung, seinem reichen Boden, seinen Häfen, seinen militärisch und merkantilisch so bedeutsamen Grenzen rc. — für Frankreich keinen Zuwachs an wirklicher Macht bilden? Ist demnach auch die wirkliche Macht Oestreichs damit nicht vermehrt, sobald der Zustand der Sicherheit und Ruhe eintritt? — Eine andere Frage ist wohl: ob das jetzige Frankreich und das eigentliche Oestreich durch den Besitz von Oberitalien je blühender und glücklicher werden können? A. d. U.

Zeit dies Land von der Höhe seines Glücks stets wieder herabstürzte, und die Fittige seiner Macht periodenweise lähmten. Das ist Alles, was ich hier erforschen konnte. Der Anblick des Schlachtfeldes von Pavia bestimmte mich, alle an meiner Straße liegenden Orte, welche ihre Namen irgend einem Siege der Franzosen geliehen, zu besuchen. Sonderbar, Frankreichs Kriege in Italien waren stets glorreich und endigten immer unglücklich! Der Reihe nach besuchte ich Fornua, Agnadelle, Lodi, Arcole, Rebecca, Marengo, Rivoli. Ueberall hat man die Namen der Sieger vergessen und entsinnt sich kaum der jüngsten Schlachten. Zu Rebecca weiß keine Seele, daß hier einst Bayard gestorben. Ich hoffte wenigstens den Zeugen vom Tode des Helden zu finden, jene Eiche, unter welcher er sich, auf den Tod verwundet, mit dem Antlitz gegen den Feind gerichtet legen ließ. Umsonst suchte ich überall einen Baum, der drei Jahrhunderte erlebt haben könnte. Ich selbst mußte mir die rührende Scene der letzten Worte des Ritters ohne Furcht und Tadel zu dem Connetable von Bourbon mit allen einzelnen Umständen ausmalen. Jene sublimen Worte lauteten also: „Mich dürft ihr nicht bedauern, mein Prinz, ich sterbe als ein Mann von Ehre. Bedauert euch selbst, euch, der ein Franzose, ein Prinz vom königlichen Blut sein Vaterland verräth, seine Eide bricht und als Verräther sein Schwert gegen seinen König zog." Gräßliche Vorwürfe einer furchtbaren Wahrheit! Mehr als ein Bayard hatte Gelegenheit, sie zu wiederholen, zwar nicht auf dem Schlachtfelde, aber in einer vom Blute des Bürgerkrieges besudelten Hauptstadt *).

Alle diese Orte erinnern uns an Triumphe vergangener Jahrhunderte oder an schöne Züge unserer Zeit. Ganz an=

---

*) Paris, auf welches offenbar diese bittere Anspielung geht, scheint wirklich an Allem in neuester Zeit Ueberfluß gehabt zu haben, und nur Männer zu vermissen, die jenem schönen Ideal von Ritterlichkeit und reiner Vaterlandsliebe ähnlich zu werden sich bemühen. Rührend ist hierüber die Klage des Ritters de Haussez. Aber gewiß wäre es noch rührender gewesen, wenn er selbst irgend die Lust bewährt hätte — in Frankreich wie ein Bayard zu handeln und zu sterben. Der Vorwurf, welchen er seinem Vaterlande hier macht, trifft ihn selbst stärker, als viele Millionen seiner vom Zufall tiefer gestellten Landsleute. Hätte es ihm vielleicht an passenden Gelegenheiten gefehlt? A. d. U.

deres empfand ich auf den Ebenen von Fornua, Marignano und Rebecca, als auf jenen blutgedüngten Feldern von Lodi, Arcole und Rivoli. Alle jene Ereignisse früherer Zeiten gewinnen einen gewissen Reiz der Unbestimmtheit und des Halbdunkels. Durch den Schleier der Jahrhunderte dringen einzelne imposante Gestalten, ein Karl **VIII.**, ein Gaston de Foix, ein Ludwig **XII.**, ein Bayard, ein Franz **I.** Diese Bilder einer Epopee erregen mit allen Zaubern ihrer eignen Erscheinung und des wirren Dunkels um sie her unsere ganze Theilnahme. Alles Einzelne verliert sich, man sieht das Ganze nur in seinen großen edlen Massen. Was in unserer Zeit sich ereignet, ist noch nicht einmal Geschichte, nur ein Bulletinartikel. Man muß sich damit zufrieden geben, ohne etwas daran zu verändern, oder, wie sehr man auch das Bedürfniß dazu fühle, etwas davon abzuschneiden. Mit keinem Zug darf man die Physiognomien der vorzüglichsten Schauspieler bei diesen Weltdramen veredeln; mit keinem Worte die Quellen und Gründe alles Geschehenen irgend zu erheben trachten. Ereignisse, Thaten und Menschen muß man hinnehmen, wie sie gerade sich geben, alle verlieren dabei. Davon macht Marengo allein eine Ausnahme. Es war ein ungeheures Ereigniß und hatte seinen außerordentlichen Mann. Hier wurde ein großer Ruhm zu einer großen Macht. Von hier aus stürzte sich das siegprangende Frankreich, trotz der Sklavenfesseln, die sein großer Krieger ihm angelegt hatte, über ganz Europa, um auch diesem Fesseln anzulegen. Dahin ist die Macht, dahin der Mann, der sie geschaffen. Davon bleibt ein glorreiches Andenken für die jetzige Generation; für die Geschichte eine glänzende Episode; für die Könige und für die Völker eine gleich schreckliche Lehre. Verloren wird diese sein, wie alle ähnlichen Lehren vergangener Jahrhunderte, verloren, ohne uns weiser zu machen.

Einfluß der französischen Herrschaft.

Ungerecht müßte man sein, wenn man den wohlthätigen Einfluß der französischen Herrschaft auf die Lage und Verhältnisse der Lombardei nicht anerkennen wollte. Die Er-

öffnung der Simplonstraße erschloß neue Verbindungen eines fruchtreichen Handels mit der Schweiz und mit Deutschland. Die Straße über den Mont-Cenis beseitigte alle Schwierigkeiten, man könnte beinahe sagen, Unmöglichkeiten, welche bis jetzt das Reisen aus dem Westen und Norden nur selten und ausnahmsweise zugelassen, mit ihren Unannehmlichkeiten und Gefahren alle übrigen Reisenden abgeschreckt hatten.

Zahllose Binnenwege und Kanäle, welche das Land schon besaß, vermehrten die Hilfsquellen. Alle wurden indessen vervollständigt und vervollkommnet, nie ohne die Lehren der politischen Oekonomie im Auge zu haben.

Während dieser Periode entwickelte sich geistiger und praktischer die administrative Wissenschaft. Eine vernünftigere Gebietseintheilung vermehrte die Wohlthaten der Regelmäßigkeit und Ordnung. Die ganze Municipalverfassung wurde einfacher, natürlicher und positiv begründet. Alles Willkürliche verschwand bei der Vertheilung und Erhebung der Abgaben.

Ohne Zweifel verliehen diese Vorzüge der Regierung, welche sie eingeführt, reiche Mittel von Kraft und Macht — zum Mißbrauch. Ohne Zweifel erschienen sie den Völkern nur als Hilfsmittel, Hebel und Abzeichen des Despotismus mehr, denn als eine Maßregel, welche die außerdem unerträglichen Lasten ihnen erleichtern sollte. Aber unleugbar haben alle jene französischen Saaten, neben ihrem natürlichen Gefolge augenblicklicher und vorübergehender Härten und Uebel, die unvertilgbaren Keime dauernden Wohlstandes und steigenden Glücks verbreitet. Wie durch Zauber sah die Lombardei Industrie und Handel sich ausbreiten, ihre Hauptstadt sich verschönern, prachtvolle Denkmale überall erstehen. Von dem Augenblicke an, als Italien eröffnet ward, drängte sich ganz Europa mit seinem Gold dahin, um früher unbekannte Bedürfnisse zu befriedigen. Ganz Europa gewöhnte sich schnell an Italiens Producte, Genüsse, Landschaftlichkeit und unwiderstehliches Klima. Es kolonisirte dieses Land gleichsam mit einer beweglichen, rastlos sich erneuernden Bevölkerung aus jenen Klassen, welche bedeutende Summen ihrer Heimath entnehmen und der Fremde zutragen. Außer diesen Reichthü-

mern gewinnt Italien unendlich durch die Wechselwirkung, welche das Reisen jener Fremden auf Künste, Wissenschaften und selbst Gewerbe äußert. Jeder kommt hieher, um Vervollkommnung zu suchen oder mitzubringen. Die Reisen jener Fremden erzeugen überall Lokalbedürfnisse, diese natürlich eine neue lebhafte Lokalindustrie.

Dies Alles erhob die Lombardei auf eine seltene Höhe des blühenden Wohlstandes. Eine solche Höhe konnte nur durch den glücklichen Umstand erreicht werden, daß eine fremde Macht mit kräftiger Hand die Zügel für einige Zeit ergriff, daß diese Macht die unumschränkte Herrschaft über die bisher unübersteiglichen Gebirge zwischen Italien und dem übrigen Europa gewann, und damit das Bedürfniß überkam, das neue Reich auf neuen Straßen über diese Gebirge mit Europa zu verbinden. Was Frankreich für den Westen und Norden Italiens so reich begonnen, das setzt Oestreich nun zur Verbindung mit andern Gegenden des nördlichen und östlichen Europa rühmlich fort. Beide Großmächte bezahlten in Italien durch große und unbestreitbare Wohlthaten ihre Oberherrschaft. Mag diese immerhin im wechselnden Laufe mancher Ereignisse etwas drückend geworden sein, mag die Eigenliebe der Italiener sich stellen, als trage sie dies Joch nur mit Widerwillen, so wird doch keine Theorie und keine Zeit je leugnen können, daß das Resultat dieser Oberherrschaften ein Zustand der Behaglichkeit und des steigenden Wohls geworden, der stets unabhängig bleiben wird von allen rein politischen Launen und Wechselfällen.

Politische Lage.

Längst wird der Satz, daß die östreichische Regierung in Italien auf Willkür gegründet, nur despotisch sich äußern könne, als eine unbestreitbare Wahrheit hundertfach wiederholt. Man behauptet ferner, daß die ihr unterworfenen Völker, in Ermangelung einer Freiheit unter bestimmten Formen, weder mit Mäßigkeit, noch gerecht, behandelt werden könne; daß Oestreich im Zustande ewigen Mißtrauens gegen Italien, auch ewig alle Vorsichtsmaßregeln zur Erhaltung seiner Herr=

schaft überängstlich und wehethuend wahrnehme. Zu Beurkundung dessen weiß man stets sehr künstlich einzelne und gänzlich isolirt stehende Fälle in scheinbaren Zusammenhang zu bringen und damit rein Zufälliges oder Fehlerhaftes als Beweis aufzustellen. Ohne zu untersuchen, glaubt man Alles. Man verbreitet Alles so zuversichtlich, daß selbst der letzte Schein von Zweifel verschwinden muß. Alles wird geglaubt, weil in unserm Jahrhundert jede Anklage gegen die Regierungen trotz aller Unwahrscheinlichkeit, oder vielmehr gerade, weil sie unwahrscheinlich sind, zulässig befunden werden.

Ich denke für meinen Theil, glauben zu dürfen, daß die Fürsten nicht immer Unrecht haben. Ich halte es für meine Pflicht, die Fürsten nicht zu tadeln, bevor ich nicht überzeugt bin, daß sie unrecht oder unklug gehandelt haben. Daher wollte ich mich selbst überzeugen, ob alle gegen die östreichische Regierung vorgebrachten Klagen auch wirklich gegründet seien, und fand, was gewisse Leute in großes Erstaunen versetzen, Andere zu gewaltigem Lärm aufregen wird, daß Oestreich bei weitem nicht so viel Unrecht hat, als man gewöhnlich der Welt begreiflich zu machen sucht. Ich erkannte, daß Oestreich nur da Unrecht begeht, wo man es zwingt, solches zu begehen; indem ich weiß, daß man ihm eine Strenge, welche man selbst herausfordert und immer wieder von Neuem nöthig macht, als Verbrechen anrechnet. Mehr konnte ich nicht bemerken. Durch Kriegsglück und darauf folgende Friedensschlüsse kam der Norden Italiens unter östreichische Herrschaft und Mittelitalien unter seinen unmittelbaren Schutz. Die hieraus entspringenden Rechte enthalten auch die Pflicht, alles Erworbene zu erhalten und alle Mittel anzuwenden, welche die Erfüllung dieser Pflicht möglich machen.

Als erstes dieser Mittel betrachtet Oestreich eine über Allen gleichschwebende Gerechtigkeit, eine wahrhaft liberale Administration, gleiche Gunst und gleiches Vertrauen für alle neuen Unterthanen, so fern sie deren sich würdig machen. Um die Anstrengungen der Abneigung und die Gewaltschritte eines Empörungsgeistes im Zaum zu halten und zugleich jeden allenfallsigen Angriff von Außen zurückzuweisen, hat es eine bedeutende Macht entwickelt. Damit hat es mehr nicht ge-

than, als sein Recht ihm zu thun erlaubt. Dieses Recht würde es niemals überschreiten, wenn es nicht (angenommen, daß dem also sei) sein Recht unförmlich oder in unpassender Form übte, oder nicht zu tyrannischen Schritten sich hinreißen ließe. Hierüber hat man ihm oft genug bittere Vorwürfe gemacht, aber alle diese Vorwürfe stets nur auf einige wenige Vorfälle gegründet, welche Haß und böser Wille entstellten und welche nur darum in so schlechtem Lichte erscheinen, weil sie Unterdrückung und Unrecht ganz auf dieselbe Weise übten, wie das Land, aus dem alle solche herbe Schmähungen hervorgehen.

Die östreichische Regierung hat alle Einrichtungen der vorangegangenen französischen Herrschaft ohne Aenderung beibehalten, so weit sie dieselben für vortheilhaft erachtete. Die wenigen Modificationen, welche sie einführte, geschahen ganz im Sinne und zum Vortheil der öffentlichen Freiheiten. Namentlich gab sie die früher der Regierung angehörende Wahl der Municipalräthe in die Hand der Gemeinden und Unterthanen; überließ ohne alle Controlle die Bestimmung der Ausgaben den Communen und befreite diese von jeder Art von Zwang, welcher unfreiwillige Wahlen und Abstimmung erzielen könnte. In der That hat sich zwar der Kaiser die Ernennung des Podesta vorbehalten, aber er kann dazu nur einen der drei von dem Municipalrath vorgeschlagenen Candidaten wählen. Es gibt nur wenige Länder, selbst unter den constitutionellen, in welchen den Gemeinden so bedeutende Rechte zugestanden sind.

Außer den in allen Pfarreien errichteten Elementarschulen gründete man überall Anstalten, worin junge Mädchen zu tüchtigen Frauen und Hausmüttern erzogen werden. Gewiß in der Voraussetzung, daß die Bildung und Veredlung der Familien vorzüglich mit auf dem sittlichen und intellectuellen Zustand der Frauen beruhe.

Jede Pfarrei ist mit einem Wundarzte und einer Hebamme versorgt. Unentgeltlich müssen sie jedem Armen ihre Dienste leisten.

Was für Handel und Ackerbau irgend zu thun war, hat Oestreich gethan. Der Hafen von Triest wurde erwei-

tert und mit neuen, bedeutend günstigen Einrichtungen bereichert. Für Venedig sparte man keine Opfer, um die Hafeneinfahrt leichter und sicherer zu machen; man erhob sogar die Stadt zu einem Freihafen. Vermag dies Alles nicht, den dortigen Handel zu beleben, so ist wohl Oestreich außer Schuld.

Herrliche Straßen durchkreuzen das Venetianische und die Lombardei nach allen Richtungen, verbinden sich unmittelbar mit allen Straßen, welche Italien mit allen seinen Grenzländern für den Handel auf das Günstigste vereinigen.

Wiederholt hatte die Regierung durch bestimmte Erklärungen und durch Thatsachen den Wunsch zu erkennen gegeben, die Italiener bei den höchsten Administrativämtern ihres Landes angestellt zu sehen. Einige Italiener nahmen solche Stellen an und mißbrauchten schmälig das ihnen bewiesene Vertrauen. Die Mehrzahl betrug sich edler, aber darum nicht weniger bedeutungsvoll, indem sie stillschweigend oder mit trockenen Worten jeden solchen Antrag zurückwiesen. Wer will hiernach Oestreich daraus einen Vorwurf machen, daß es Leute in seine höhern Amtsstellen nicht aufnimmt, nachdem diese auf jede Weise erklärt haben, daß sie ihm nicht dienen wollen?

Dessenungeachtet sind alle Delegati (ungefähr was in Frankreich die Präfecten sind) Italiener. Was dabei noch mehr manchen sonderbaren Begriff über den Geist und das Verfahren der östreichischen Regierung berichtigen wird, ist der Umstand, daß bei weitem die Mehrzahl dieser Delegati bürgerlichen Standes ist.

Sämmtliche in Italien erhoben werdenden Steuern und Abgaben werden auch wieder in Italien selbst und für Italien ausgegeben, entweder auf öffentliche Werke und Arbeiten, oder zu Besoldung der bedeutenden Heeresmacht in jenen Gegenden verwendet. Der Vicekönig residirt abwechselnd zu Mailand und zu Venedig und ersetzt wohl mit seinem ziemlich glänzenden Hofstaat beiden Städten alle Vortheile, welche ein eigner Herrscher ihnen widmen könnte. Was man allenfalls der neuen Ordnung der Dinge zum Vorwurf machen kann, das ist die Verschleppung und langwierige Ver=

handlung aller Angelegenheiten, von welchen selbst unmittelbar Kenntniß zu nehmen die Centralregierung sich vorbehalten hat. Nicht minder eine gräuliche Langsamkeit, ein endloses Hinziehen der Justiz bei allen Tribunalen und namentlich bei allen Prozessen gegen politische Verbrechen. Dieses Verfahren gibt der ganzen Criminaljustiz einen Schein von Härte, Gehässigkeit und Grausamkeit, welche mit unsern jetzigen Sitten geradezu im Widerspruch sind. Warum alle Leiden unglücklicher, schuldiger und unschuldiger Opfer so grausam verlängern und vervielfältigen! Dies ist nicht nur höchst tadelnswerth, sondern auch höchst ungeschickt und zweckwidrig. Denn dadurch erregt man bei allen Klassen der Gesellschaft, welcher politischen Farbe und Ansicht sie seien, das lebhafteste Mitleiden, ja eine Art schmerzlicher Sympathie für jeden wegen politischer Vergehen Gefangenen.

Wer in der Lombardei sich nicht anmaßt, der Regierung irgend feindlich in den Weg zu treten, der genießt mehr der eigentlichen Freiheit, als in manchem seiner Freiheit wegen berühmten Lande. Denn völlig frei ist man dort von all jenen vexatorischen Banden und Formen, welche anderwärts die kleinsten Bewegungen des Bürgers hemmen und einem gesetzlichen Despotismus unabwendbar ihn unterwerfen. Man kann sich entfernen, ohne die Genehmigung des Hauptmanns der Nationalgarde nachgesucht zu haben. Auf die Sicherheit seines Hauses kann man zählen, ohne daß man deshalb nöthig hätte, mit der Flinte auf der Schulter als Schildwache vor der Thüre auf- und abzugehen. Man kann der Bestrafung jedes Verbrechens sicher sein, ohne daß man an der Verurtheilung der Schuldigen selbst Antheil nehmen müßte. Endlich kennt man dort nicht jene von der Freiheit erfundenen, höchst unbequemen Pflichten, deren Nichterfüllung stets Geld oder Gefängnißstrafe nach sich zieht. Weniger noch jene reelle persönliche Sklaverei, welche der Unabhängigkeit der Nation zur Unterlage dienen soll, im Grunde aber zu gar nichts dient, als zu einem Probirstein für die wahnsinnigen Theorien der stets rasch sich ablösenden Gewalthaber. Herrlicher Gedanke: ein freies Volk, das nur aus einem Vereine von Sklaven besteht! Sucht man wirklich Gewaltsamkeit

und Willkür gegen die Personen, so muß man wahrlich nicht im östreichischen Italien, sondern gerade in jenen Ländern sie suchen, welche der östreichischen Regierung deshalb stets und am lautesten Vorwürfe machen.

Materiell glücklicher, als das östreichische Italien ist gewiß kein Land der Erde. Sollte man denn nicht endlich aufhören, aus wahrer Liebe zu dem Lande, welches man so sehr zu lieben vorgibt, dasselbe stets mit der Lockspeise eines intellectuellen, nur in Worten und Phrasen bestehenden, noch nirgends verwirklicht gewordenen und wahrscheinlich auch nirgends möglichen Glücks, fort und fort zu ködern?

Indessen herrscht durch ganz Italien nur eine Idee. Alle Geschlechter und Stände und Alter, alle politischen Ansichten und Träume werden ewig nur für den einen Gedanken: „Italien von dem Joche der Fremden zu befreien" aufgeregt und begeistert. Um diesen Gedanken dreht sich das Räsonnement Aller, welche sonst keines Räsonnements fähig wären. Dieser Gedanke schwärmt von so schönem Lohn für alle Opfer und Entsagungen und Leiden. Mit diesem Gedanken dringt man bis tief ins Mark der Volksmasse, welche dann, ohne die Folgen zu erwägen, blindlings auf die Bahn sich stürzt, die zu dem Princip hinführt. Dieser Gedanke ist eines jener magischen Wortspiele, eine jener Zauberformeln, welche die Revolutionäre aller Länder stets so geschickt aufzufinden und auszubeuten verstehen, deren Allgewalt Frankreich besser, als irgend ein anderes Land, kennt.

Oestreich ist die Zielscheibe alles Hasses, der Grundtext aller Deklamationen. Ist vielleicht seine Regierungsweise tyrannisch, den Interessen und dem Glück der Völker hinderlich? Nein! Ist auch nicht Alles, absolut betrachtet, gut, so ist doch auch nicht Alles schlecht. Allein Oestreich hat eine positive stabile Regierungsform angenommen, und in unserer Zeit will man dergleichen nicht. Darin also besteht sein erstes und größtes Unrecht. Sein zweites entspringt unmittelbar und nothwenig aus seiner Stellung. Es muß überall in Italien, wo die Ordnung gestört oder nur bedroht wird, interveniren. Dadurch geräth es in ewige Collision mit der unerträglichsten und störrigsten aller Leidenschaften, mit den

sogenannten volksthümlichen Gefühlen. Oestreich hat stets deren Entfesselung und Folgen zu bekämpfen.

Könnte in unserm Jahrhunderte noch irgend etwas in Erstaunen versetzen, so wäre es wahrlich die Erfahrung, daß gerade diejenigen Klassen, deren Glück von dem Bestehen aller gegenwärtigen Zustände abhängt, am einstimmigsten und wildesten allen Ideen des Umsturzes und der Zerstörung nachhängen. Begreifen könnte man diesen Wahnsinn des sich Auflehnens gegen alles, auch das beste Bestehende, wenn irgend ein gemeinnütziger Zweck ihm voranleuchtete, wenn die bisher von aller Theilnahme an der Regierung und von allen gesellschaftlichen Auszeichnungen ausgeschlossenen Klassen nur eine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer Besserung durch den Umsturz vor Augen hätten, oder wenn je eine Revolution ein vernünftiges System geschaffen und zu Durchführung desselben vernünftige Plane entworfen hätte. Aber nichts von Allem diesen rechtfertigt jene Hartnäckigkeit und Aufregung. Die Häupter der Komplotte sind in der Regel Leute ohne alle wahre Liebe für das gemeine Wohl, ohne eigentliche Ueberlegung, ohne philosophischen Geist und kräftiges Talent. Sie reißen nieder und stürzen um, ohne zu wissen, was sie an dessen Stelle errichten und aufbauen wollen. Zerstören ist ihr Ziel und ihr Wille. Warum? Wie? sind Fragen, welche die Mehrzahl an sich selbst nie gerichtet und welche sie sehr in Verlegenheit bringen würden, wenn sie jemals darauf zu antworten sich verpflichtet fühlen sollte. Hieraus sieht man, daß alle zur Empörung Italiens sich berufen glaubende Männer mit den Aufruhrpredigern aller übrigen Länder vollkommen eines Sinnes und Geistes sind.

Wer will Oestreich tadeln wegen Allem, was es in Italien gethan hat und thut? Es besitzt einmal, gleich viel ob mit Recht oder Unrecht, und will behalten, was es hat! Dies ist die Gewohnheit aller Regierungen und Individuen. Hiernach sieht sich denn auch Oestreich in dem Zustand ewiger Feindschaft gegen Jeden, der seine Unterthanen verwirren und seinen Besitz stören will. Offenbar hat Oestreich dabei weit weniger zu verantworten, als jene rastlosen Unruhestifter und Angreifer. Würde man alle Schonung und Mäßigung

in Anwendung seiner Vertheidigungsmittel wohl als Edelmuth betrachten? Nein! Schwäche und Furchtsamkeit würde man sie nennen, um so frecher würde man werden, binnen wenigen Tagen würde die Revolution in hellen Flammen ausbrechen und dann nur mit unermeßlichen Opfern getilgt werden können. Daher geschieht, was Oestreich hierin aus eignem Antriebe und alter Gewohnheit thut, zugleich rein zum Vortheil der Völker selbst. Werden alle diese Mittel stets genügen? Darüber kann, meines Erachtens, in dem jetzigen Conflict aller Verhältnisse kein Mensch urtheilen. Unbezweifelt greift die Ansteckung noch immer weiter um sich und hat sich bereits über ganz Italien verbreitet. Hat auch das Uebel noch nicht das Herz der Völker mit dem Krebsschaden vergiftet, so ist doch das Miasma allgegenwärtig, ergreift täglich Einzelne und droht in einer allgemeinen furchtbaren Seuche loszubrechen. Beim Gedanken, bei dem Worte von Befreiung von dem fremden Joch gerathen schon alle Geister in Gährung. Entsagt Oestreich heute jenen Vorsichtsmaßregeln, wogegen man so laut schreit, so ist morgen in ganz Italien der Aufstand allgemein. Wird er auch nicht mit einer sicilianischen Vesper endigen, so wird er doch gewiß furchtbare Gräuel und unübersehbares Unglück herbeiführen. Hat wohl diese Reizbarkeit aller Völker in Italien den Charakter der Beständigkeit, der Kraft, der Einheit der Interessen und des Willens, um daraus irgend einen großartigen Plan und Energie bei der Ausführung folgern zu können? Nein! Der Italiener ist ein Lärmmacher und ein Stänker, aber nichts weniger als unternehmend; er hat Freude an Händeln und Intriguen, aber keineswegs den Geist großer ritterlicher Abentheuerlichkeit für kühne, durchgreifende Thaten. Man kann den italienischen Pöbel vortrefflich dazu gebrauchen, Aufläufe zu machen, zu schreien und Fenster einzuwerfen, aber nie wird man ihn dahin bringen, auch nur einem Peleton der Gensd'armerie Stand zu halten. Zu Emeuten und Aufläufen ist der Italiener brauchbar, aber nie zu thatkräftiger Revolution, man müßte denn zuvor alle Hindernisse ihm klug aus dem Wege räumen. Er zettelt eine Verschwörung an oder läßt sich für eine solche gewinnen, gefangen nehmen und

in Fesseln legen. Er wird aufgehängt, ohne daß seine Freunde nur daran dächten, ihn retten zu wollen, und erhält dafür vielleicht später den Ehrennamen eines Märtyrers der Freiheit. Die nicht eingesperrt gewordenen Freunde prahlen ein wenig zu Ehren seines Andenkens und finden durch einige Worte des Mitleidens sich redlich mit ihm ab.

Mit aller Bestimmtheit läßt sich vorhersehen, daß Italien den Weg, welchen man nun einmal den Weg der Freiheit zu nennen gewohnt ist, nicht betreten wird, bevor nicht das ganze übrige Europa ihm vorangeschritten sein wird. Die am meisten verbreitete Idee über die wahrscheinliche Folge einer allgemeinen italienischen Revolution ist, daß Italien in einen einzigen Staat verwandelt, von einer einzigen Gewalt regiert, vielleicht nur die besondern Institutionen seiner jetzigen Stämmeabtheilungen behalten würde. Die Verwirklichung dieses Systems würde auf große Hindernisse stoßen. Die Geschichte Italiens zeigt, daß Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten in den italienischen Provinzen sehr verschieden sind, daß die Natur selbst dies Land in viele Reiche getheilt hat, daß das Ungestüm und jener Geist der Stänkerei in jeder einzelnen Provinz eine der Lokalität angepaßte, aber zugleich kraftvolle und rasch entschlossene Regierung erheischt. Eine Staatsgewalt, welche mit Erfolg ein großes Land beherrschen soll, muß nothwendigerweise ihre Hauptstütze in einem ruhigen, besonnenen Gemüth ihrer Unterthanen und in einer gewissen Uebereinstimmung des Volkscharakters finden. Dabei muß sie dennoch ihre Thätigkeit und ihre Institutionen nach den Nüancen der einzelnen Gebiete modificiren. Dies hatte Holland vernachlässigt und verlor dafür sein schönes Belgien. Dies verstanden Oestreich und England bisher, und haben auch darum ihre Macht und ihre Verfassung bis heute erhalten *). Demselben Princip verdankte Frankreich das feste

*) Bei Colonisationen und Eroberungen in fremden Welttheilen mag England dies verstanden, allein gegen Schottland und Irland scheint denn doch vor den Zeiten des Reformministeriums nicht ganz derselbe Geist geherrscht zu haben. Uebrigens will ich dieser Art von Behandlung eroberter oder friedlich einverleibter Provinzen nicht so unbedingt loben, wie Herr von Haussez es gethan. Aeußert sie auch anfänglich Gewinnendes und Wohlthuendes, so ist doch Anderes nicht abzusehen, als daß sie eine völlige

und innige Zusammenhalten seiner verschiedenartigen Völkerschaften durch mehrere Jahrhunderte. Man weiß, was daraus entstand, sobald man, um Frankreich eine absolute Einförmigkeit der Gesetze, der Regierung und der Verwaltung zu geben, die alte Eintheilung in Provinzen aufgehoben hatte.

Nur einmal war Italien zu einem Ganzen vereinigt, nämlich unter der Herrschaft der Römer. Aber selbst damals hatte jede Provinz, ja sogar die Mehrzahl der Städte ihre eignen Gesetze und Institutionen. Als Karl der Große sein Scepter über Italien ausstreckte, änderte er an diesen Zuständen nur wenig. Von jener Epoche an bis auf unsere Tage kamen allmälig überall einzelne Stammes- und Provinzregierungen zu Stande. In Italien waren diese Territorialabtheilungen keineswegs ein Werk der Laune Einzelner oder momentaner Combinationen, sondern gleichsam ein Werk der Natur. Denn, wenige kleine Aenderungen abgerechnet, theilt sich Italien heute noch so ab, wie es zur Zeit der Erbauung Roms getheilt war. Alle Erschütterungen und Umstürze, welche das stürmische Mittelalter über Italien brachte, vermochten an dieser Eintheilung nur sehr Weniges zu ändern. Alle kühnen Wagnisse und übermüthigen Eingriffe der modernen Politik getrauten sich dennoch nicht, die Naturgrenzen innerhalb Italiens wesentlich zu verrücken. Selbst Napoleon schonte sie. Napoleon, dessen Kraft und Macht derartige Betrachtungen sonst gewöhnlich verachtete, dessen Politik so gern im Süden von Europa gegen die ewig feindlichen Mächte des Ostens und Nordens eine Stütze sich geschaffen hätte.

Sollte wohl, was die Geschichte und Umwälzungen so vieler Jahrhunderte nicht zu Stande gebracht, nunmehr dem wirren Getreibe und wilden Wirken der Leidenschaften möglich werden? Nein! Zwischen die Idee der Einheit Italiens und ihre Verwirklichung hat sich die Unmöglichkeit gelagert*).

Einheit stets unmöglich macht, und einst blutigen Zwiespalt und eine Auflösung des Ganzen unfehlbar nach sich zieht. A. d. U.

*) Italien kann meines Erachtens Eins nur werden auf dieselbe Art und in derselben Form wie Deutschland Eins ist. Würde Deutschland Eins, wie manche italienische Theorienschwärmer Italien Eins wissen und haben wollen, so würde Deutschland unfehlbar sehr bald von seiner schönen und von keiner Nation je erreichten Höhe herabsinken, vielleicht sogar po-

Also würde Italien zu einer Revolution sich nur hinreißen lassen, nicht um Unabhängigkeit, Ruhe und Glück zu erringen, sondern lediglich, um sich einigen Unruhestiftern gefällig zu beweisen. Bevor es zu solcher Thorheit sich treiben läßt, möge Italien einen Blick über die Alpen werfen. Dort findet es ein weites Gebiet zu Betrachtungen und Studien, dort wird es sehen, wie wenig mit allen derartigen Versuchen, selbst wenn Erfolg sie krönt, zu gewinnen ist!

Strategische Lage.

Oestreich hat nicht allein die Macht der Parteiung und der Aufruhrstifter in Italien selbst und die äußern Feinde zu fürchten, sondern auch stets wesentliche Besorgnisse zu hegen, weil seine Lombardei so schlecht begrenzt ist, und gerade auf der Seite, auf welcher sie am meisten bedroht scheint, die wenigsten Hilfsmittel der Vertheidigung enthält.

Aus den Staaten von Savoyen und Piemont knetete man das Königreich Sardinien zusammen. Diesem Zwischenstaat wies man alle jene festen Plätze an, welche der Lombardei zu natürlichen Schutzwehren dienen mußten. Dadurch kam diese in einige Abhängigkeit von Sardinien. Indessen hätte Oestreich aus der Geschichte aller Kriege, deren Schauplatz Piemont und Savoyen gewesen, lernen sollen, daß die Regierung von Piemont gewöhnlich in allen ihren Systemen und Entschlüssen stets sehr wankelmüthig und wechselnd sich zeigte, daß sie selten der Uebermacht und noch seltener irgend einer Aussicht auf Vortheile einigen Widerstand leistete, und daß diese Regierung nur einer solchen Windfahnenpolitik ihre Erhaltung in den schwierigsten Verhältnissen und ihre Vergrößerung bei jedem günstigen Umstand zu verdanken hat. Oestreich hätte nicht vergessen sollen, daß das

litisch an Bedeutendheit und Glanz verlieren. Würde Italien jemals, jenen Schwärmern zufolge, Eins, — so wäre der Krieg Aller gegen Alle erklärt und würde zu Aller Erschöpfung, — öffentlich oder insgeheim, bald ausbrechen. Der Mailänder, der Piemontese, der Römer, der Calabrese und der Sicilianer können unmöglich demselben Wort und Gesetz zu Aller Freude gehorchen. Vielleicht würde selbst eine Erziehung von Jahrhunderten kaum hinreichen, dies möglich zu machen. A. d. U.

Gebiet von Mailand von allen äußern, natürlichen und künstlichen Schutzwehren entblößt, stets nach der ersten verlornen Schlacht die Beute des Siegers geworden ist. Oestreich ließ alle diese Betrachtungen ungenutzt und überantwortete sich mit allzu großem Vertrauen der Treue eines Verbündeten, welchen die Gewalt der Ereignisse und ehrgeizige Pläne leicht von ihm abwenden können. Ueberdies hätte Oestreich bedenken sollen, daß es, selbst bei unwandelbarer Treue Sardiniens, wenigstens die sehr lästige Verantwortung damit übernommen hat, dieses Vorpostenkönigreich, so oft und von wem es angegriffen werde, um jeden Preis zu vertheidigen.

Nach allen später getroffenen Vorsichtsmaßregeln zeigt Oestreich, daß es gut machen will, was es früher aus Unvorsichtigkeit versäumte. Es verschanzt und befestigt sich aber hinter der Lombardei, und scheint damit diese zum Schlachtfelde sich vorbehalten zu wollen, und den Weg über die Etsch im Fall jedes Unglücks im offnen Felde als Rückzugslinie zu betrachten. Es handelt damit ganz nach den Erfahrungen und Gewohnheiten der letzten Jahrhunderte, indem es für eine verlorene Schlacht eine ganze Provinz hingibt. Aber unmöglich kann Oestreich diese, in strategischer Hinsicht an gefährlichen Resultaten so fruchtbare, Nothwendigkeit gleichgiltig betrachten.

Vielleicht noch wichtiger erscheinen ihm die politischen Resultate, weil diese gewöhnlich solchen Ereignissen vorangehen. Ein Land, welches man vertheidigen zu wollen, sich nicht einmal das Ansehen gibt und welches man dem ersten besten feindlichen Einfall preiszugeben sich bereit zeigt, kann unmöglich seinem Herrscher sehr warm und treu anhängen. Alte Neigungen und alte Erinnerungen erwachen, während Vorwand zur Gleichgiltigkeit, ja selbst zur Abneigung nirgends ganz fehlt und ein eigentlicher Nationalgeist unmöglich wird. So bleibt Oestreich stets in dem traurigen Verhältniß, mit Ernst und Strenge fordern zu müssen, was nur Unterwürfigkeit mit Widerwillen ihm gewährt.

Oestreich hat jene günstigen Stunden zu seiner Vergrößerung auf dieser Stelle mit unverzeihlicher Unvorsichtigkeit

zu benutzen außer Acht gelassen. Es mußte mit der Lombardei auch die Mittel zu deren Vertheidigung verlangen oder viel weiter sich ausdehnen.

Dadurch ist Oestreich genöthigt, wo feste Plätze und Wälle fehlen, eine lebendige Mauer zu erhalten, seine Armee allen Gefahren einer Vertheidigungslinie ohne Stützpunkte bloszustellen, die wichtigsten Punkte von Truppen zu entblößen, um mit deren spätern Vertheidigung abermals neue bedeutsame Lücken im Heere und in der Operationslinie zu bilden. Dieser Fehler gereicht dem Vergrößerungssystem von 1815 zum Vorwurf. Man dehnte die Vergrößerungen allzu sehr aus, ohne die Grenzlinien mancher anstoßenden Länder im Geringsten verletzen zu wollen. Um dieses Doppelziel zu erreichen, umfaßten die Grenzen der vergrößerten Staaten oft in der höchst bizarren Form Länder, welche zu dem Hauptlande weder topographisch, noch politisch und moralisch paßten; und Unterthanen, welche nach Sitten, Religion und Sprache ihm ewig fremd bleiben. Aus diesem höchst unbedachtsamen und verhängnißreichen Fehler entspann sich für alle solche Staaten die traurige Nothwendigkeit, ihre Vertheidigungskräfte durch Erhaltung übermäßiger Heeresmassen zu einer wahren Staatslast auszudehnen. Dieses große Uebel wurde in einem Augenblick herbeigeführt, wo der Rausch glänzender Erfolge Vertrauen einflößt und wo der Drang zu Erfassen und zu Erlangen keinen Gedanken an die künftige Möglichkeit eines Kampfes zur Vertheidigung aufkommen läßt. Jetzt bleibt freilich nichts zu thun übrig, als die Folgen jener Uebereilung zu tragen und dabei alles Traurige derselben möglichst zu mindern. Geld und Menschen sind das große Bedürfniß geworden. Diese beiden einzig möglichen Mittel sind eben so belästigend für die Völker, als bedenklich und gefahrdrohend für die Fürsten.

Königreich Sardinien.

P i e m o n t.

Straße von Mailand nach Turin.

Gewissermaßen einförmig, aber in freundlichem Wohlstande erblühend, erscheint auch die ganze Strecke der Lombardei von Mailand bis an den Grenzort Buffarola. Die Grenzzollbeamten erwarten und erhalten mit einigem Geld den üblichen Vorwand, sich nachsichtig und gefällig zu beweisen, ohne den Reisenden mit langem Aufenthalt zu belästigen. Novara verkündet sich schon lange, bevor man an seine Außenwerke kommt, durch seine Kirchthürme. Seine schöne Lage auf einer Anhöhe, einige Kirchen, ein Paradeplatz, ein Theater und einige Alterthümer empfehlen es der Neugierde jedes Reisenden. Von da gelangt man nach Vercelli, wo gar nichts Merkwürdiges zu finden ist. Ueber diese Stadt hinaus nähert sich die Turiner Straße wieder den Alpen und gewinnt dadurch an pittoresker Schönheit Alles, was den lombardischen Straßen fehlt. Ganz nahe bei Turin fährt man über die Toara auf einer der schönsten Brücken der Welt. Der einzige Bogen dieser Brücke hat 47 Ellen im

Licht, die Steine, welche die Vorsprungswinkel der Widerlagen bedecken, sind vier Ellen groß und diejenigen, welche die Parapets bilden, haben eine Länge von 12 Ellen. Die Größe der Steine an dem ganzen gedrückten Gewölbe, der ernste Charakter der ganzen Bauart, die Verbindung der Würfel mit der runden Form an den Widerlagen und Auffahrten erheben diese Brücke zu einem Musterdenkmal.

Turin.

Sogleich hinter dem Thore von Turin nimmt den Reisenden eine sehr breite und gerade Straße auf. Diese führt auf einen großen Platz, in dessen Mitte ein seltsames Gebäude steht, alt und altförmig auf der einen Seite, modern auf der andern. Die Mehrzahl der Straßen sind gerade und ziemlich breit. Eine vor allen zeichnet sich durch die herrlichsten Verhältnisse aus. Sie ist auf beiden Seiten mit Arkaden versehen und führt diese eine Meile Wegs bis an den Po. Diese Art von Promenaden ist unbezahlbar in einem Lande, in welchem die Glut des Sommers nicht weniger unbequem ist, als die Kälte des strengen Winters.

Am Ende einer während der Franzosenherrschaft erbauten prachtvollen Brücke erhebt sich eine runde Kirche, zu deren Peristyl eine lange Freitreppe hinaufführt. Die Einwohner von Turin leben der Ueberzeugung, in dieser Kirche ein treues Abbild des Pantheon zu haben. Mich kann weder diese Kirche ansprechen, noch von ihrer Aehnlichkeit mit dem Pantheon überzeugen, denn mit einem solchen Peristyl ohne Tiefe, mit solchen magern Säulen ohne Höhe und Erhabenheit, mit dieser ohne alle Leichtigkeit aufschießenden Form würde das Denkmal des Agrippa schwerlich die Bewunderung aller Kenner in so hohem Grade erworben haben.

In allen Straßen von Turin bemerkt man eine Menge großer Gebäude. Dennoch sieht die Stadt aus, als wäre sie nicht fertig gebaut. Die Mehrzahl der Häuser ist mit Backsteinen gebaut und nicht beworfen. Man hat sich nicht einmal die Mühe gegeben, die Gerüstlöcher in den Mauern

zu schließen. Solche Nachlässigkeit raubt der sonst scharmanten Stadt viel von ihren Reizen.

Bei Tag und bei Nacht werden alle Straßen durch reichlich und sehr hell fließendes Wasser befeuchtet. Diese Bächelchen nehmen einen so großen Raum ein, daß die darüber gebauten Brücken der Cirkulation der Equipagen und Fuhrwerke oft hinderlich werden. Beim geringsten Regen stehen diese kleinen Brücken unter Wasser und keine Straße ist mehr für Leute zu Fuß gangbar.

Ein Reisender, dessen Neugierde nur durch Schönheiten ersten Ranges gereizt wird, findet nur Weniges in Turin zu sehen und eigentlich an der Stadt nichts zu bewundern, als ihre kostbare Lage, in der fruchtbaren Ebene mit den herrlichen Kunststraßen, den rein und dicht erhaltenen Bäumen und den immer frischen Bächen, welche links und rechts alle Fluren und Auen bewässern. Unfern davon erblickt man auf einer mit zahllosen Lusthäusern geschmückten Erhöhung, ein Grün so voll und frisch und saftig, wie ich es nirgends gesehen habe. Hier entwickeln sich die Alpen in der herrlichsten Majestät, in stets wechselnder magischer Beleuchtung. Die Stadt selbst bietet das vollständigste und reichste Museum egyptischer Alterthümer.

Wer weniger ekel in der Wahl und bescheidener in seinen Wünschen ist, wer zufrieden gestellt wird, wenn er überhaupt nur etwas sieht, der findet hier unter den 110 Kirchen einige, deren sorgfältig gearbeitete Einzelnheiten und schöne Marmore den Mangel an Größe und gutem Geschmack ersetzen; große regelmäßige Plätze, wohl erhaltene Spazirgänge; einen königlichen Pallast mit einigen guten Bildern, sehr vielen Vergoldungen und einer reichen Sammlung mittelalterlicher Waffen; ein durch seine mineralogischen Sammlungen merkwürdiges naturhistorisches Kabinet; endlich eine Bibliothek von 35 bis 40,000 Bänden.

Was man ohne und gegen alles Vergnügen in dieser Stadt sehen muß, das ist eine solche Menge menschlicher Mißgestalten, wie solche sonst nirgends zu finden ist. Turin wird dadurch gewissermaßen merkwürdig. Wandelt man durch seine weiten Straßen und Plätze, so glaubt man sich in ei-

nem Museum für Mißgestalten und Monstruositäten zu befinden, überall stößt man auf Krummbeinige, Zwerge, Einäugige, Kropfige, Buckliche *).

Die überall gleiche und wahrlich glückselige Anhänglichkeit an die Wiege seines Lebens entlockt hier sogar dem Volk den tröstlichen Glauben, daß nur der Vortrefflichkeit ihres Klimas diese Ueberzahl von Mißgestalteten zuzuschreiben sei. Denn, sprechen sie, wäre unser Klima nicht so außerordentlich gesund, so würde diese Anzahl von leidenden und kränkelnden Wesen nicht so lange aushalten, sondern stets frühzeitig vom Tode weggerafft werden. Man kann doch jeder Sache eine gute Seite abgewinnen.

Zu Mailand sieht man wenigstens als Ersatz für so viele Mißgestalten eine Menge sehr schöner weiblicher Wesen. Zu Turin ist das nicht der Fall. Der weibliche Theil der Volksklasse ist im Allgemeinen sehr häßlich, schlecht gekleidet, ohne Anmuth und Reize. In Kaleschen, auf die Balkone der Palläste, in die Theaterlogen muß man sehen, um weibliche Gesichter zu finden, auf welchen der Blick mit Vergnügen weilen kann.

An der Volkstracht erkennt man, daß man sich Frankreich wieder nähert. Man bemerkt keinen Unterschied zwischen den Anzügen diesseits und jenseits der Alpen.

Sämmtliche drei Theater von Turin hat die Baukunst durch äußere Schönheit nicht empfohlen, ja nicht einmal erkennbar gemacht, aber im Innern sind sie sehr hübsch ausgeschmückt. Das große Theater, unstreitig eins der schönsten in Italien, ist nur im Winter geöffnet. Auf den beiden andern werden Schauspiele und Opern Jahr aus Jahr ein gegeben.

Turin hat einen glänzenden Hof, auswärtige Botschafter und Gesandte, eine zahlreiche Garnison und sehr reiche Familien. Dies Alles ist mehr als genügend, um eine aus-

---

*) Eine Hauptklasse hat Herr von Haussez vergessen. Ich meine die zahllosen Varietäten der Schielenden. Von den anmuthig, ja kokett Schielenden, bis zu der scheußlichsten Fratzenhaftigkeit, hat Turin alle Nüancen von Schielenden aufzuweisen. Woher mag solch ein Gebrechen in dieser Unzahl stammen? Irgend ein Localursache muß dafür vorhanden sein.
A. d. U.

gezeichnete Geselligkeit im Gang zu erhalten, einen edlen höheren Ton auszubilden. Die Gesellschaft in Turin entspricht diesen Ansichten vollkommen. Im Winter belebt sie die Stadt auf das Glänzendste; im Sommer genießt sie auf dem Land und in den Villen den reichen Wechsel von Vergnügungen und Lustbarkeiten eines so schönen Klimas und lachenden Landes.

Umgegend von Turin *).

Die Umgegend von Turin bietet mit der Mannigfaltigkeit und der Pracht ihrer Natur viele Gelegenheiten zu den interessantesten Ausflügen. Ueber den hohen mächtigen Bäumen, womit alle Gehege eingefaßt sind, erblickt man die ganze Kette der Alpen mit ihrem unaufhörlichen Zauberspiel stets neuer und schöner Erscheinungen.

Einer dieser Ausflüge führte mich nach Montecaliero, einer Residenz des Königs, vier Meilen von der Hauptstadt. Das Hauptverdienst dieses Schlosses besteht in der Unermeßlichkeit des Baues, der die ganze Höhe eines Hügels einnimmt und eine große Ebene beherrscht. Einmal fuhr ich über den Po nach Pignerol. Amphitheatralisch erhebt sich diese Stadt auf einem Abhang des letzten Aussprungs der Alpen. Sie ist auch eine der Städte, welche man nur von Weitem betrachten muß. Ihre schmalen, krummen, abschüssigen Straßen sind zwischen schwerfälligen, sehr gedrückt gewölbten Arkaden eingeengt. Kein Mensch würde sich veranlaßt fühlen, diese Straßen zu betreten, wenn nicht auf einer Alles überragenden Höhe ein Kloster und seine Kirche den Gang mit einer bewunderungswürdigen Aussicht lohnten.

Die Berge rings um Pignerol sind durch ihre Bewohner merkwürdig und berühmt geworden. Um ferneren Verfolgungen zu entgehen, hatte eine große Anzahl der unter dem Namen der Waldenser bekannten Sectirer in den abgelegenen Thälern der Alpen einer Freistätte und ungehinderte

---

*) Um die Reiseroute nicht zu unterbrechen, habe ich den Bericht über einen von Turin aus unternommenen Ausflug nach Savoyen und in das Thal Chamouni am Ende des 2ten Bandes nachgeliefert.
A. d. V.

Uebung ihrer Religion gesucht. Für alle Gattungen von Industrie brachten sie große Thätigkeit und jenen Geist der Ordnung, Pünktlichkeit und Sparsamkeit mit, der allen solchen dissirenden Secten eigen zu sein scheint. Die jetzigen Einwohner sind den Sitten und Gewohnheiten jener ersten Einwanderer treu geblieben. Ihre Dörfer zeichnen sich vor den katholischen wesentlich aus durch sorgfältigeren Ackerbau, eine lebhaftere Industrie, eine reinlichere und bessere Kleidung, und das wohligere, freundlichere Aussehen der Einwohner.

Diese Waldenser haben sich, man weiß nicht, bei welcher Gelegenheit und unter welchem Vorwand, unter den Schutz des Königs von Preußen begeben. Obgleich es diesem erhabenen Beschützer sehr schwer fallen sollte, anders, als auf dem Wege der Vermittelung für seine Schützlinge etwas zu thun, so hat er doch bis jetzt Alles gethan, um solchen Vertrauens sich würdig zu beweisen und seinen Gesandten zum unmittelbaren Dollmetscher aller Wünsche und Vorstellungen der Waldenser bei dem Hof von Turin gemacht.

Auch England, welches stets sein Gewicht auf die Waagschale der menschlichen Interessen legt, hat sich zum Beschützer dieser Secte aufgeworfen. Zum Vorwand seiner Aufdringlichkeit gebraucht es die Religionsverschiedenheit der Waldenser und des sardinischen Hofs, und scheint diesen Gedanken wärmer fest zu halten, als jenen der Gleichförmigkeit seiner Religionslehre mit dem Glauben der Waldenser. Von dem sardinischen Hof wurde in dieser Beziehung Englands Einschreiten sehr kalt aufgenommen und bisher auch nicht wärmer von den Waldensern selbst, indem diese, selbst die Hilfe ihres einzig anerkannten Beschützers anzurufen, nur höchst selten nöthig haben.

Von Pignerol führt eine Straße nach dem Monte-Genèvra über die in einem Felsen gehauene Veste Finistrella, welche zu einem Staatsgefängniß dient.

Bei meinem Rückweg von Pignerol kam ich sechs Meilen von Turin durch das königliche Schloß Stupini. Es ist ein sehr elegantes, bequemes und prächtiges Jagdschloß, ohne von Außen große Ansprüche zu machen. Ganz geeignet für seine Bestimmung, liegt es in sehr regelmäßig durch-

hauenen Forsten, mit großen Feld- und Wiesenstrichen durchbrochen, unfern von den Gehegen des Wildes. Diese sind mit Mauern eingefaßt, damit das Wild dem Ackerbau keinen Schaden thut. Ein Hauptschmuck des Schlosses ist eine Menagerie seltener Thiere. Hier wohnte Napoleon, so oft er in Piemont verweilte.

Auf einem die Stadt beherrschenden Berge liegt, eine Meile davon entfernt, die Kirche della Superga. Diese baute Victor Amadeus zum Andenken des im Jahr 1706 von seinen Truppen unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen über die Turin belagernden Franzosen erfochtenen Sieges. Betrachtet man den Umfang dieses Gebäudes und erwägt man, welche ungeheuren Summen es gekostet hat, so muß die Freude des Königs über jenen Sieg sehr groß gewesen sein. Die unterirdischen Gewölbe der Kirche sind zur Aufbewahrung der Leichen des königlichen Hauses bestimmt.

Aglia und Rivoli sind zwei außerordentlich prachtvolle königliche Schlösser, worin der Hof jährlich einige Monate zubringt.

Einzelne Bemerkungen.

Der Piemontese unterscheidet sich durch sehr scharf gezeichnete Nüancen von allen übrigen Zweigen der großen italienischen Familie. Er ist sehr beharrlich in allen seinen Entschlüssen, unternehmend, arbeitsam, kriegerisch und dabei seinen Königen gegenüber ein so guter Patriot, daß eitle Theorien keinen großen Einfluß über ihn gewinnen können. Wollte man etwas wünschen, so wäre es etwas sorgfältigere Urbanität der höhern Gesellschaft, eine feinere Erziehung, mehr Zartgefühl und Aufmerksamkeit den Frauen gegenüber.

Läßt sich auch der Piemontese zu weit aussehenden Projecten nicht leicht hinreißen, so verfolgt er doch um so fester und ausdauernder Alles, was er begonnen und unternommen hat. Er begnügt sich mit einem mäßigen Resultat, sobald dieses ihm gewiß ist; auf dieses Princip sind alle seine Handelsindustrie- und Ackerbauspekulationen gegründet. Hier bemerkt man nichts von jenen erstaunlich schnell und bis zu

unglaublicher Größe anwachsenden Reichthümern, aber auch nichts von jenen in andern Ländern so oft vorkommenden plötzlichen und gräulichen Wechselfällen und Verarmungen. Hieraus ergibt sich mehr Festigkeit und Bestimmtheit in der Classification der ganzen Bevölkerung, mehr Ruhe und Ordnung in allen ihren Bewegungen und gegenseitigen Berührungen, und mehr Resignation der niedern Klassen in Allem, was ihre Lage und Stellung betrifft. Man macht den Piemontesen den Vorwurf, daß sie in der Wahl der Mittel zu ihren verschiedenen Zwecken nicht sehr gewissenhaft seien. Daß sie in allen möglichen Verbindungen stets der Freimüthigkeit die List vorziehen. Daß Gewinnsucht bei ihnen für die Tugend gelte, der man Alles opfern dürfe und solle. Offenherzig gestanden, glaube ich, daß man der Nation mit diesen Vorwürfen Unrecht thue, nach frühern Gewohnheiten ihrer Regierung sie beurtheilt und der Masse Schuld gegeben habe, was nur auf Rechnung einer Staatspolitik geschrieben werden kann, welche stets von allen Seiten bedroht, ihre Erhaltung, ihr Heil und ihre Vergrößerung nur ihrem Windfahnensystem zu verdanken hat. Wie sehr ich auch suchte und forschte, um hierüber mich selbst zu belehren und zu überzeugen, so bekenne ich doch, nichts gefunden zu haben, was solche Vorwürfe gegen den Nationalcharakter rechtfertigen könnte.

Die Desertion ist bei dem piemontesischen Heer selten. Die Armee theilt sich in eine active und eine in Reserve bleibende. Kein Soldat bleibt taub für den Ruf seines Monarchen. Alle eilen zu ihren Fahnen, oft schon, bevor sie berufen werden, wenn sie selbst glauben, daß ihre Dienste dem Vaterland nützen könnten.

Große Verbrechen sind selten. Man verdankt dies wohl der Einrichtung, welche alle dazu Neigung äußernde Individuen am Rande des Abgrundes zurückhält. Junge Leute, welche durch schwere Verirrungen Besorgnisse für die menschliche Gesellschaft erregen, werden auf königlichen Befehl gefangen genommen und in eignen Häusern aufbewahrt. So

lange nicht öffentliche Vergehen das Gesetz selbst auffordern, erweist der König der Bitte der Eltern stets diese Vergünstigung, sofern sie den gefährlichen Hang der jungen Leute gehörig nachzuweisen vermögen. Sie werden einer strengen moralischen und physischen Disciplin unterworfen, damit ihre Denkkraft und ihr Gefühl für Furcht und ernste Betrachtungen erwache und lebendig werde. Erst dann werden sie wieder frei gegeben, wenn ihr Betragen einige Gewährleistung für ihren künftigen Wandel gibt. Man hat die Bemerkung gemacht, daß von den 100 Individuen, welche durchschnittlich in jedem Jahre aus dieser Anstalt entlassen werden, nur sehr wenige später selbst wegen leichter Vergehen wieder vor Gericht erscheinen mußten *).

Zu dieser Präventionsmaßregel fügt die Regierung eine ähnliche, welche wohl eben so wenig der Willkür und des Absolutismus beschuldigt werden kann. Glaubt die Regierung bei irgend einer Gelegenheit, daß Individuen von ihrer Freiheit einen staatsgefährlichen Gebrauch machen könnten, so läßt sie dieselben aus dem einzigen Grund eines solchen Verdachtes und lediglich Kraft ihres Willens einsperren. Man sagt,

---

*) Leider haben wir in Deutschland im eigentlichen Sinn keine ähnlichen Anstalten von Seiten des Staats. Aber auch — Gott sei Dank! kein Land, in welchem eine Kabinetsjustiz oder Polizei solche Einkerkerungen verhängen würde. Soweit ist das Präventions-System nirgends gediehen. Christlichkeit und wahre Vaterlandsliebe vieler Privaten hat in manchen Ländern — die, Aehnliches bezweckenden, Anstalten zur Versorgung sittlich verwahrloster Kinder, zu ewigem Ruhm gestiftet. Wie wohlthätig indessen jene piemontesische Fürsorge der Willkür zuweilen wirkt, mag folgende unserer Zeit entnommene authentische Geschichte beweisen. Ein alter, ziemlich bigotter Wittwer von großem Vermögen hatte einen einzigen Sohn, der mit Schnurren und Possen des Uebermuths schon manchen Streich ihm gespielt und zuweilen seiner Bigotterie wehe gethan hatte. Sonst ein tüchtiger Junge. Der Bruder des Alten wünschte seine Tochter mit dem reichen Neffen vermählt zu sehen. Der Neffe erklärte seine Abneigung mit dürren Worten und bestätigte sie durch offene Liebschaft mit einem andern Mädchen. Der saubere Oheim bearbeitete nun den Vater so lange mit Hilfe eines Bettelmönchs, bis dieser, um seinen Sohn der Hölle zu entreißen, um dessen Einsperrung einkam. Der junge Feuerkopf wurde wirklich eingesperrt und erstach sich im ersten Grimm über solche unverschuldete Mißhandlung. Der halb blödsinnige Vater starb darüber im Wahnsinn und der Herr Bruder wurde beider Intestaterbe.

Können nicht unter dem Deckmantel solcher Eltern und Verwandtenliebe und einer solchen Fürsorge, nicht der Justizbehörden, sondern hochgestellter Individuen, noch gräulichere Schandthaten begangen, noch gräßlichere Dramen bereitet werden? A. d. U.

daß die Regierung dieses Mittels nur mit großem Vorbedacht sich bediene. Wäre dies anders, so könnten freilich aus solcher Machthaberei und Gewaltübung sehr wesentliche Unannehmlichkeiten und ernste Nachtheile für Einzelne und Alle daraus erwachsen *).

Ackerbau.

Der piemontesische Ackerbau ist durch die Natur des Bodens, so wie durch die Verschiedenheit und Verständigkeit aller seiner Proceduren gleich interessant.

Sein Hauptprincip beruht auf einem Wechsel der Pflanzungen, welcher genau darnach berechnet ist, daß der Boden für jedes Bedürfniß der einzelnen Pflanzen die gehörige Zeit ausgeruht habe. Die Verschiedenheit der Vegetation, die Contraste im äußern Bau, in der innern Construction und in der Lebensweise der Pflanzen, geben ziemlich genaue Nachweisung über die nöthige Zeit einer solchen Ruhe des Bodens.

Die Brache ist gänzlich verbannt, man macht oft in einem Jahr zwei vollkommene Ernten und düngt dafür mit großer Sorgfalt und Freigebigkeit. Weizen, Mais, Hafer, Luzerne, Reis, roth- und weißblühender Klee und Kartoffeln sind die gewöhnlichen Wechselfrüchte. Zu bedauern ist, daß die nur äußerst selten vorkommenden trefflichen Futter- und Nutzpflanzen, wie Rothrüben, Runkelrüben und Rapps nicht in den regelmäßigen Wechsel mit aufgenommen sind.

---

*) Der Herr Verfasser hat sich hier in ein unübersehbares Labyrinth von wenn und aber gestürzt. Er hat gesunden Menschenverstand genug, um einzusehen, daß eine Vertheidigung solcher Willkür und Barbarei, dieses Ultrawesens von Kabinetsjustiz und Lettres de cachêt heutzutage nicht mehr möglich ist. Sein Rechts- und Rechtlichkeitsgefühl ist auch noch lebendig genug, um ihm zuzurufen, daß nur das Gesetz allein über Freiheit und Leben der Menschen zu bestimmen haben könne; daß keines Sterblichen Einzelwille vor der Vernunft mächtig genug sei — des Gesetzes Geist und Wort zu vertreten. Allein eine unglückselige Ministerialgewohnheit von Paris her und die unversiegbare Lust — allem Neuen stets als Feind in den Weg zu treten, reißen ihn hin, den Unsinn und das schreiendste Unrecht der baaren Gewalt mit wenn und aber wenigstens beschönigen zu wollen. Zu solchem wird sich doch wohl eine deutsche Feder nicht mehr verstehen, selbst nicht eine solche, welche Absolutismuspredigten schreibt.
A. d. U.

Der Reisbau ist sehr verbreitet und gewährt so außerordentlich reiche Ernten, daß man darüber seine nachtheiligen Folgen auf die Gesundheit ganz zu vergessen scheint.

Die Kultur des Weins und der Maulbeere nimmt einen hohen Rang bei den Piemontesen ein.

Die Viehzucht steht bei weitem nicht auf gleicher Höhe mit dem Ackerbau. Stiere und Kühe sind gemeinen Schlags. Der größte Theil der Milch wird nutzlos an die Nachzucht verschwendet, der übrige Theil auf höchst fehlerhafte Weise bearbeitet und benützt. Die einheimischen Pferde tragen kein Kennzeichen irgend eines eigentlichen Typus an sich. Der Mangel an Weideplätzen scheint der Viehzucht wesentliche Hindernisse in den Weg zu legen.

In einem an fließenden Wassern so reichen Lande konnte unmöglich das Bewässerungssystem vernachlässigt bleiben. Es wird denn auch überall und mit großem Erfolg angewendet, aber nur als Befeuchtungsmittel durch zahllose Kanale, Gräben und Rinnsäle. Die Bewässerung mittelst richtig geleiteter Ueberschwemmungen scheint man ganz außer Acht zu lassen, obgleich dieselbe durch ihre eigenthümliche Modification der Bodenwärme und Feuchtigkeit, und noch mehr durch das Ueberstreuen mit einer Menge sehr reicher vegetabilischer Erde in der Regel sehr stark befruchtet.

Der Boden ist größtentheils in Besitz einzelner Reichen in sehr großen Gütern vertheilt. Diese verpachten entweder ihre Güter oder sondern dieselben in einzelne Meiereien und Vorwerke, oder, was indessen selten geschieht, treiben den Ackerbau selbst.

Die Pachter zahlen an die Herren eine bestimmte baare Rente. Wo Meiereien und Vorwerke eingerichtet sind, da hat ein Grundbesitzer sämmtliches Inventarium dem Meier zu stellen und bezieht dafür jährlich die Hälfte des Bodenertrags und des Nachwuchses vom Viehstand. Der Besitzer, welcher sein Gut selbst bearbeitet, hat dazu alle nöthigen Arbeiter in Sold genommen; aber dieser Sold wird nie in baarem Geld, sondern theils mit einer bestimmten Quantität Getreide, mit einem Theil des Ertrags der Seidenwürmer und theils damit, daß dem Handarbeiter einzelne Grundstückchen zu eigenem

Anbau von Grünzeug und Kartoffeln überlassen werden, bezahlt. Dazu kommen bei einzelnen Gelegenheiten nur ganz kleine baare Beträge. Die piemontesische Landwirthschaft liefert als Ausfuhrartikel vorzüglich viel Reis, Getreide und Seide. Sie bereichert das Land, ohne mit diesem Segen die Klasse der Handarbeiter zu erreichen, welche stets in dem engbegrenzten Kreis eines Wohlstandes, der Grundeigenthum ausschließt, bleiben muß *). Die Gesetzgebung scheint alles Mögliche zu thun, um den Grundbesitz in großen Ländermassen beisammen zu halten und eine Zerstückelung desselben möglichst zu verhindern. Die hier erwähnte Gewohnheit, die Handarbeiter zu bezahlen, trägt wesentlich dazu bei und muß wohl diese Volksklasse von jedem Gedanken an eigenen Grundbesitz fern halten. Damit bleibt der Bauer denn stets, was sein Vater und Großvater gewesen und was seine Söhne sein werden, eine einfache Arbeits- und Productionsmaschine, deren einfach physische Ernährung die einzige Pflicht der Grundbesitzer und die einzige nöthige Rücksicht der Gesetzgebung ist.

Politische Lage.

Ungeachtet zweier Modificationsversuche hat das Königreich Sardinien seine alte Regierungsform zu erhalten gewußt. Deshalb darf man den König nicht für tyrannischer und verschwenderischer und für nichts weniger als gleichgültig gegen das Glück und die Interessen seines Volks halten. Ein Gesetz ist für alle Klassen vorhanden und wird ohne Rücksicht auf Rang und Stand für Alle gleich gehandhabt. Die Steuern und Abgaben werden überall und auf Alle gleich vertheilt. Jede Laufbahn steht ohne Unterschied Jedem offen, der mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstet dazu sich meldet **).

---

*) Wo von Wohlstand die Rede ist, da spricht man auch nur von den Pächtern und Meiern. Die handarbeitende Klasse der Bauern ist in einer wirklich elenden Lage. Ihre einzige Nahrung besteht fast lediglich in der Polenta, einem aus Maismehl sehr dickgekochten Brei.

A. d. V.

**) Vergleicht man den Schluß des vorigen mit dem Inhalt dieses Kapitels, so muß man auf wunderliche Gedanken gerathen. Entweder ist der Verfasser ein loser Schelm, der Anderes meint und Anderes sagt; oder er

Das Municipalwesen ist ein ziemlich unabhängiges *). Die Gemeinden können ohne Controlle der höhern Behörden ihre Magistrate selbst wählen, die Steuern und Abgaben unter sich vertheilen, ihre Ausgaben und den ganzen Gemeindehaushalt ordnen.

Der Form nach sind alle Tribunale den französischen gleich organisirt, aber dem Geiste nach sind sie von denselben wesentlich dadurch verschieden, daß sie die Geschworenen nicht haben.

Die Regierung selbst bewegt sich in sehr einfacher Form. Fünf jährlich mit 12,000 Franken besoldete Minister besorgen an der Spitze ihrer wenig zahlreichen Büreaux alle Geschäfte. Ein Staatsrath unter dem unmittelbaren Vorsitz des Königs vollendet diese Regierungsmaschine und erhält sie in stets einfachem, schnellem, vollkommen geordnetem und kräftigem Gange.

Die Seemacht besteht nur aus einer sehr kleinen Anzahl von Schiffen. Man scheint sie nur als eine Sache der Etikette und als eine unvermeidliche Zierde des Hafens von Genua zu betrachten, und hat sich daran gewöhnt, das Talent der Officiere und die schöne Haltung der Schiffe stets zu loben.

Das Landheer steht auf einem weit mehr Achtung gebietenden Fuß. 35,000 Mann, deren Zahl binnen wenigen Tagen verdoppelt werden kann, verlassen jährlich ihre Garnisonen, um in großen Manövern sich zu üben. Wenige Länder besitzen so gut exercirte, so trefflich gekleidete und so wohl disciplinirte Soldaten.

---

hat sein Bischen Logik auf der Reise völlig verschwitzt; oder, er rechnet auf Leser, welche beim Anblick der 60. Seite nicht mehr wissen, was sie Seite 59 gelesen haben. In einer flüchtig vorübergehenden Rede mögen solche grasse Widersprüche oft recht scharmant und glänzend sich ausnehmen; aber in einem gedruckten Werk erscheinen sie allermindestens sehr läppisch, wo nicht gar niederträchtig. A. d. U.

*) Die Municipalität von Turin ist zu keinem Verkehr mit den Ministerien verpflichtet, sondern wendet sich in allen Communalsachen durch ihr Syndikat unmittelbar an den König. Dies Syndikat besteht immer aus einem Syndikus adeligen und einem bürgerlichen Standes. Zum Syndikus wählt nur der Municipalrath und darf nur einen Mann wählen, der wenigstens fünf Jahre lang Mitglied des Municipalraths gewesen ist. A. d. V.

Piemont ist mit Festungen dicht besetzt und wäre nur mit großen Schwierigkeiten anzugreifen, wenn nicht Savoyen dazu gehörte. Dieses bleibt stets eine leichte Beute Frankreichs, und ist dessen innigster Sehnsucht nicht ganz geheimer Gegenstand. So lange, bis diese Sehnsucht einst befriedigt werden wird, benutzt es wenigstens diese schwer zu vertheidigende Provinz Sardiniens dazu, um den König beständig in Schach zu halten und oft zu einer scheinbaren oder wirklichen Richtung ihn zu nöthigen, welche seiner Lage und Stellung über den Alpen ganz zuwider ist. Wollte Sardinien ganz frei in seinem Innern und für seine Bewegung nach Außen sein, so mußte es dem sentimentalen Vergnügen, diese Wiege seines Fürstenhauses zu besitzen, entsagen und solche gegen eine homogenere Provinz vertauschen.

Der finanzielle Zustand ist einer der vortheilhaftesten von ganz Europa. Mit seinem Einkommen von 85 Millionen reicht der Staat vollkommen aus. Außer einem Anleihen, welches nicht aus Noth, sondern aus Vorsicht und unter den günstigsten Bedingungen abgeschlossen worden, hat der Staat keine Schulden.

Steuern und Abgaben sind sehr mäßig. Dem Abgabensystem ist überhaupt ein anderer Vorwurf nicht wohl zu machen, als daß es beinahe ausschließlich das Grundeigenthum in Anspruch nimmt, damit alle Mittel zu dessen Verbesserung kürzt und dem Fiskus wie den Grundeigenthümern selbst, größeren Nutzen daraus zu ziehen unmöglich macht. Piemont besitzt Geist, Einsicht und Geld genug, um die mannigfaltige Fruchtbarkeit seines Bodens in jeder Hinsicht geltend zu machen. Seine Industrie reicht für die Bedürfnisse des Landes zu und versorgt noch manche auswärtigen Märkte mit gesuchten Artikeln. Sein ausgebreiteter Handel wird durch den Hafen von Genua, so wie durch die prachtvollen Straßen über den St. Gotthardt, den Mont-Cenis und Simplon bedeutend erleichtert.

Vor allen Ländern Italiens scheint in Piemont eine wahre und aufgeklärte Religiosität dem Geist und der Ueberzeugung des Volks zu entspringen und den Kultus von allem Abergläubischen befreit zu haben. Die Geistlichkeit steht

dort in dem Ansehen, dessen ihre Kenntnisse und ihr Wandel sie unbestreitbar würdig machen.

Fehlt auch noch Einiges zu Vollendung des allgemeinen Glücks, so darf doch nicht geleugnet werden, daß die Regierung stets redlichst bemüht ist, dies Glück zu vervollkommnen. Daher sollte man es für unmöglich halten, daß Abneigung und Unzufriedenheit auch in diesem Lande um sich greifen könnten. Dennoch ist dies der Fall. Auch hier wie allerwärts gibt es Menschen, welche sich für berufen halten, das Volk von seinem Unglück und von seiner Sklaverei zu überzeugen und es auf eine Bahn der Unruhe und der Stürme zu hetzen, an deren Ende Glück und Freiheit ihm vorgespiegelt werden. Bis jetzt mußten jene Menschen allein auf solche Bahn sich wagen, weil Niemand aus dem Volke ihnen Gehör schenkte. Alle Klassen waren vernünftig genug, die Fortdauer ihrer glücklichen Zustände zu wünschen und jedem Hang zu gewagten Neuerungen und Stürmen sich standhaft zu entziehen. Sie sind glücklich, indem sie ihrer glücklichen Ruhe nicht entsagen wollen, um aufs Ungewisse der stürmischen See nach einem fernen Punkt zweideutigen Glanzes und Glückes sich zu überlassen. Mögen sie stets so denken und handeln!

Straße von Turin nach Genua.

Ich war Willens, über Nizza nach Genua zu reisen, um stets im Angesicht den überall schönen und pittoresken Alpen zu bleiben und die herrlichsten Ebenen von Piemont zu durchwandern. Nizza, Stadt der Gesundheit, Versammlungsort aller Siechen von Europa, Thal, wohin die Aerzte alle vornehmen Kranken senden, um von hieraus, wenn alle Mittel fehlschlagen, in eine andere Welt sie zu spediren! Ich hätte mir wahrlich weder aus dem Umweg, noch aus den schlechten Quartieren unterwegs etwas gemacht, um Nizza's schönen Himmel, mildes Klima, lachende Gegend, neue Gebäude und Einrichtungen, und eine wirklich europäische Gesellschaft zu genießen. Freilich hat man auf diesem Weg die Unverschämtheit der Besitzer abscheulicher Gasthöfe, die Unannehmlichkeiten

und Gefahren der stellenweise noch nicht fertigen Straße zu bestehen. Freilich schwebt man oft über senkrechten Abgründen von mehreren Hundert Fuß Höhe, schwindelnd über dem Meer, windet sich über gefahrvolle scharfe Steige und schaudert vor den jähen Abschüssen über glatte Felsen. Aber dafür genießt man auch unendliche Reize und Wechsel der lieblichsten Gegenden mit imposanten und majestätischen Partien. Die ganze Küste ist ausgezackt und bildet von Schritt zu Schritt kühne Vorgebirge und Felsspitzen, enge Buchten, breite lachende Golfe, freundliche Busen und brandende Klüfte. Die Mannigfaltigkeit der Seeschiffe und kleinen Fahrzeuge einer sehr reichen Küstenfahrt belebt das herrliche Bild. Gern hätte ich eine Stunde dem Besuch jener mikroskopischen Monarchie des Fürsten von Monaco gewidmet, um dieses Gegenstück der Miniaturrepublik von San-Marino zu besichtigen, seine Organisation zu studiren, die Ursachen seines neulichen von einer Gensdarmerie-Brigade unterdrückten Revolutionsversuchs zu erfahren, seine Vergangenheit zu erforschen und daraus seine Zukunft mit Wahrscheinlichkeit bestimmen zu können.

Ich hätte die Düfte der Orangen von Ventimiglia, Oneglia und Finale eingeathmet. Gegen Verfolgung hätte ich Geduld und Muth geschöpft zu Savona, wo Pius VII. so edle und rührende Beweise dieser Tugend gegeben, und wäre dann zu Genua angekommen, voll der wonnigsten Erinnerungen von einer so interessanten Reise. Stärker als mein Wille waren die Verhältnisse. Sie zwangen mich, meinen Weg abzukürzen und unmittelbar aus der Hauptstadt des Königreichs Sardinien in die Hauptstadt einer Republik, welche nur noch in Geschichtsbüchern steht, mich zu begeben.

Verliert man auf dieser Straße manche pittoresken Genüsse, so gewinnt man dagegen manche historische Studien, da dieser Landstrich der Schauplatz großer Kriegsereignisse war. Einige Meilen von Turin fährt man an dem Schlachtfelde von Cerisole vorüber. Von Asti bis Alessandria kommt man durch wenige Dörfer, welche nicht irgend einer berühmten Schlacht ihren Namen geliehen hätten. Jenseits des Tagliamento, der die Wälle von Alessandria bespült und des Bormida, welcher eine Meile davon in einem brei-

ten Strom sich dehnt, kommt man durch eine flache, blanke Ebene an ein Dorf von einigen Häusern. Dieses Dorf heißt Marengo. Stände nicht noch ein viereckiger Thurm, der dem französischen Feldherrn zum Observatorium gedient hatte, so hätte man gar keinen Stützpunkt für das Gedächtniß. Ein Cicerone aus dem Ort und der die Schlacht selbst mitgemacht haben wollte, zeigte mir alle Punkte, wo es am hitzigsten hergegangen. Zum Glück hatte er einen Plan in der Hand, wonach ich alle einzelne Vorfälle, die Stellungen jeder Heeresabtheilung, ihre Evolutionen, die Richtung des unter dem General Kellermann den Sieg entscheidenden Kavallerieangriffs und die Stelle, wo Desaix fiel, mir verdeutlichen konnte. Die Denksäule, welche diesen Ort bezeichnete, ist weggenommen; wahrscheinlich, weil sie sehr unangenehme Erinnerungen lebendig erhielt. Allein, hätte man selbst das Dorf zerstört, das der Schlacht seinen Namen gegeben, so würde man damit der Geschichte nichts abgewonnen haben, welche den Namen von Marengo neben jenen von Arbella, Zama, Pharsalos, Hastings, Austerlitz und einigen Hundert andern Schauplätzen von Schlachten, deren Ausgang das Schicksal ganzer Reiche bestimmte, der Unvergänglichkeit aufbewahrt. Was konnte also an dieser einfachen Säule mit ihrem Adler noch Kränkendes oder Beleidigendes sein?

Zur Linken sieht man mitten in den farbenreichsten und üppigsten Anpflanzungen von Maulbeerbäumen, Getreidefeldern und Wiesen Tortosa und einige Trümmer seiner zerstörten Wälle.

Jede dieser Pflanzungen steht an ihrem passenden Ort, und alle sind so sorgfältig gepflegt, als stünden sie in einem Küchengarten. Zahlreiche, einzeln zwischen den Pflanzungen hervorragende, Wohnungen zieren die durch die Natur ihrer Lage schon so reizende Gegend.

Mit Bedauern sieht man in so schöner Landschaft eine so häßliche Bevölkerung und bemerkt, daß der Reichthum des Bodens keinen günstigeren Einfluß auf ihr Loos übt. Sie sind schlecht gekleidet, wohnen schlecht, sehen abgemattet und kränkelnd aus und sind in jeder Beziehung des Worts unglücklich. Man kann diesen Zustand der Dinge wohl nichts

Anderem zuschreiben, als dem vorherrschenden Gebrauch der einzelnen Garten ähnlichen Kultur des Feldes im Kleinen, welche zwar einen größern Ertrag gibt, als der Feldbau im Großen, aber auch mehr Arbeit erfordert; mehr Individuen ernährt, aber auch zu einer ärmlicheren Lebensweise sie verdammt *).

Ueber Novi hinaus, dessen Häuser noch alle die Spuren der Kanonen und Flintenkugeln einer zwischen den Russen und Franzosen im Jahr 1798 hier vorgefallenen Schlacht tragen, kommt man durch ein weites allmälig sich verengendes Thal in einen Zweig der Apenninen. Das Thal wird endlich so enge, daß es kaum noch der Straße und einem Bergstrom zwischen einigen Felsstreifen Raum gibt. Man fährt über eine sanfte kurze Anhöhe hinauf und von dort über einen sehr langen, oft gefährlichen, in vielen Krümmungen sich windenden Abhang gegen Genua hinunter. Schon vier Meilen vor dieser Stadt beginnt die ununterbrochene Reihe von Landhäusern auf beiden Seiten der Straße, welche erst in der Nähe der Hügel, worauf die, Genua beinahe uneinnehmbar machenden Forts stehen, aufhören. Diese in der Regel sehr großen Landhäuser lassen hinsichtlich der Architektur vieles zu wünschen übrig und sind dafür mit allen denkbaren Farben bemalt. Rings um sie her liegt gewöhnlich ein dem Feldbau gewidmetes Land. Auf steinernen Pfeilern ruhen Reben, welche in schöne Bogengänge gezogen, die einzigen Wege zum Spazirengehen bilden.

So wie die Straße den Strand berührt, dreht sie sich plötzlich links; man befindet sich unvermuthet mitten in einer schlecht gebauten Vorstadt und am Fuß eines Felsens, der,

---

*) Abermals ein mit dem von dem Herrn Verfasser so hoch gepriesenen Glück aller Volksklassen in Piemont in herbem Widerspruch stehende Behauptung. Davon abgesehen, glaube ich bemerken zu müssen, daß das wirkliche Elend jener Bedauerungswürdigen um so weniger in jener Bodenzerstückelung allein seine Quelle haben dürfte, da die blühendsten und gesegnetsten Gegenden anderer Länder und selbst Deutschlands eine ähnliche Zerstückelung tragen, ohne damit ähnlichen Jammer zu erzeugen. Die großen Consumtionen in den einst so blühenden und reichen Städten rings umher haben durch den Verfall bedeutend abgenommen und sind mit ihrem Welthandel kleiner geworden. Die Forderungen an den Landmann sind während dessen gestiegen, und de facto wenigstens manche Lasten geblieben und jetzt zu einem wahren Druck geworden.

A. d. U.

mit Befestigungen gekrönt, weit in das Meer hinaus läuft und in einem Leuchtthurm sich endigt. Sobald man ein neu gebautes Thor hinter sich hat, erblickt man den geräumigen, durch zwei mächtige Dämme gebildeten Hafen, dessen Hintergrund unter einer Unzahl von Schiffen verschwindet. Genua entwickelt sich auf dem trichterförmigen Abhange eines schroffen Hügels. Mitten aus der Stadt steigt auf einem Felsen eine Veste empor, die schwerlich die Stadt zu beschützen vermag und wohl durch ihre Lage andeutet, daß sie zu einem andern Zweck erbaut wurde. Bei ihrem Anblick müssen die Genuesen jeden Gedanken an Unordnung und Aufruhr, als an etwas sehr Gefährliches, verlieren.

Genua.

Beurtheilt man Genua nach seiner bewunderungswürdigen Lage, nach seinen prachtvollen Pallästen, marmornen Kirchen und nach einer einzigen Straße, so muß man ausrufen: Genua ist eine sehr schöne Stadt! Betrachtet man aber ihre Gassen, deren viele so eng sind, daß zwei Menschen Mühe haben, neben einander durchzukommen; viele so steil, daß kaum auf dem mit aufrechten Backsteinen gepflasterten Boden der Fuß einen Anhalt gewinnen kann; alle mit so hohen Häusern eingefaßt, daß die Sonnenstrahlen nur einige Minuten lang und senkrecht eindringen können, so spricht man billig: Genua ist eine sehr unbequeme und sehr unbehagliche Stadt! Marmor ist hier sehr verschwendet, aber überall mit so viel Geschmack angebracht, daß er den Gebäuden den Charakter der Pracht verleiht. Entweder hat Paolo Veronese die Architekturen, womit er seine Gemälde bereicherte, dieser Stadt entnommen, oder seine Gemälde wurden von Genuesischen Baumeistern als Muster zu ihren Bauten angewendet. Ueberall sieht man Säulen, Balustraden, Peristyle, Treppen, Gewölbe, deren Bogenlinien sich durchkreuzen, im glücklichsten Verein, zu grandioser Wirkung. Diese Baukunst ist wirklich edel und grandios in ihrer Gesammtheit, geschmackvoll und kunstreich in ihren Einzelnheiten. Hier findet man sogar jenen Luxus im Leeren, jene Verschwendung mit Bo-

den, der nichts als scheinbar unnützen Schmuck, überflüssige Nebendinge und Zierathen, und selbst ganze, lediglich des prächtigen Anblicks wegen, entstandene Gebäude zu tragen hat. In Zeiten der Republik hatte man Mittel genug, jedem Stockwerk eines Pallastes eine Bevölkerung, jedem Zimmer eine Bestimmung zu widmen. Jetzt, da die Bürger ohne Würde keine Etikette und Repräsentation mehr nöthig haben, sind alle diesen früher gewidmet gewesenen Räume nutzlos geworden. Ueberall verkündigen Anschlagezettel, daß sie zu vermiethen sind. Die Erdgeschosse sind in Läden und Werkstätten verwandelt. Hier wohnen Conditoren, Kaffeewirthe, Schneider und Schuhmacher. Erstaunt eilt der Bürger über eine große Marmortreppe hinauf, an Bildsäulen vorüber, welche zu erkennen er nicht trachtet, und verliert sich in den unermeßlichen Räumen des ersten Stocks. Unter den mit Freskobildern und Vergoldungen bedeckten Gewölben des zweiten Stocks ertheilt der Advocat seine Rathschläge. Um einer frischern Luft und einer weitern Aussicht zu genießen, verlegt der Hauseigenthümer seine Gesellschaftszimmer in den dritten Stock, seine Wohnung in den vierten.

In Italien muß man nothwendigerweise sehr viel Zeit zu verlieren oder sehr wenig Geschäfte zu verrichten haben, seine Geschäfte sehr schnell oder sehr schlecht ausmachen, weil man so unendlich viele rein verlorene Zeit auf das Treppensteigen *), auf das Durchschreiten weiter Säle und großer Hallen verwendet und oft Stunden lang harren kann, bis Dieser sein Mittagsmahl und Jener seinen Nachmittagsschlummer geendigt hat. Addirt man alle auf diese Weise verschwendeten Augenblicke; vergleicht man damit die Zeit, welche in andern Ländern für dieselben Geschäfte genügt, und schlägt man beide Zeitversäumnisse in Geldwerth an, so würde man über die Summen von Zeit und Geld, welche in Italien die geringsten Verrichtungen kosten, erstaunen.

---

*) Will man einem dieser Hausherren seinen Besuch abstatten, so hat man immer, durchschnittlich berechnet, einhundert Stufen zu ersteigen. Wer also hier zwölf Besuche des Tages macht, der braucht zum Treppensteigen allein 45 Minuten und kann sehr leicht binnen einem Monat die sanfteste Schwindsucht in allen den dritten und vierten Stockwerken sich holen.
A. d. U.

In mehrern Pallästen sieht man jetzt noch Gallerien mit sehr kostbaren Gemälden. Alle Palläste sind auffallend grandios verziert und geben einen hohen Begriff von der Macht einer Stadt, deren Bürger so prächtig wohnen konnten. Diese Macht ist verschwunden. Unermeßliche Reichthümer sind in einzelnen Händen geblieben und scheinen wahrhaftig ihre Besitzer in Verlegenheit zu bringen, weil die jetzigen engen und kleinlichen Lebensverhältnisse zu so ungeheuren Einkünften durchaus nicht passen wollen. Der Haushalt in einem Pallast, wovon die zwei oder drei ersten Stockwerke vermiethet sind; eine Equipage, welche einer ganzen Familie genügt, nur eine einzige Straße und auf der einzig bestehenden Promenade rings um eine Art von Reitschule fahren kann; der Lohn für einige Lakaien; die jährliche Ausgabe für einige Mittagsessen und Bälle; der Aufenthalt auf einem Landhaus während einiger Sommermonate bieten für so kolossale Einkünfte keinen genügenden Abfluß. Diese Reichen werden dadurch gezwungen, von ihren Einkünften Bedeutendes jährlich zu ersparen. Solche Ersparnisse verwenden sie auf den Ankauf von Grundstücken in Oberitalien.

Zu Genua muß man einige mehr elegante als große Kirchen betrachten. Der Hafen ist bequem und stets zahlreich mit Schiffen besetzt; aber auf der Stadtseite so seltsam mit einer Mauer eingeschlossen, daß man ihn nur von der schmalen Gallerie auf der Zinne dieser Mauer übersehen kann. Ein Theater wurde erst kürzlich nach einem prachtvollen Plan erbaut. Rings umher beschützen Befestigungen die Stadt gegen jeden Angriff. Sehenswerth ist ein Spital für arme Gesunde, worin man wahrlich sehr fruchtbare Studien über die Administration einer Anstalt zur Linderung des Unglücks machen kann. Hat man einige Tage der Betrachtung dieser Dinge gewidmet, so thut man meines Erachtens wohl daran, sich aus einer Stadt zu entfernen, welche sprichwörtlich ein Meer ohne Fische, ein Land ohne Bäume, Straßen ohne Fuhrwerk und Einwohner ohne Treue und Glauben hat. Indessen wäre es ungerecht, diese Redensart ganz wörtlich zu verstehen; denn ich aß dort ziemlich guten Fisch, sah in einiger Entfernung von der Stadt mehrere Bäume, Equipagen auf

der Strada nuova und habe keinen bestimmten Grund gefunden, um den vierten Theil jener Redensart nach seiner ganzen Strenge auszulegen.

Als Ersatz für eine große Anzahl von Mißgestalten begegnet man in den Straßen von Genua sehr vielen schönen Frauengesichtern, die, in dem weißen Genuesischen Mousselinschleier eingerahmt, sich allerliebst ausnehmen.

Der Handel ist sehr bedeutend, weil alle für Piemont, die Lombardei und einen Theil der Schweiz bestimmten Waaren beinahe ausschließlich nach diesem Hafen verladen, und alle Ackerbau- und Industrieprodukte dieser Länder von hieraus spedirt werden. Schade ist es, daß hierher nur eine einzige, sehr unbequeme Straße dem Transport eröffnet ist, und daß man nicht wenigstens von da an, wo diese aus den Apenninen hervor in die flache und von vielen Flüssen durchschnittene Ebene von Piemont herabkommt, mit einigen Kanälen sie unterstützt. Die Eröffnung solcher Kanäle würde Bedeutendes nicht kosten, könnte leicht mit dem Kanalsystem der Lombardei in Verbindung gebracht, und, wie dort, zur Bewässerung der Felder und Wiesen trefflich verwendet werden.

Straße von Genua nach Lucca.

Glücklich, wer in schöner Frühlingszeit die Wohlgerüche duftende Straße von Genua nach Lucca bereisen kann! Glücklich, wer die wonnigen Düfte der alle Berge bedeckenden Orangen athmen und zugleich sich weiden kann an der wundervollen Perspective des Meeres am Fuße der Felsen, aus welchen man die herrliche Kunststraße herausgesprengt hat!

Beim Austritt aus Genua fährt man einige Meilen Wegs mitten zwischen zahlreichen Lusthäusern, diesem Luxus einer reichen Stadt, durch eine balsamische Atmosphäre hin. Bis Chiaveri erfreut sich das Auge an den wechselnden Bildern der Dörfer, Marktflecken und des geräumigen sichern Golfs. Von dieser Stadt bis Sestri entfernt man sich von dem Meere, um es bald bei Spezzia wiederzusehen. Der Hafen dieses Städtchens wäre für große Flotten der schicklichste am ganzen Gestade des Mittelmeeres, wenn der Eigen-

nutz der Genuesen erlaubt hätte, durch die Kunst zu vollenden, was die Natur so herrlich angelegt hat. Man scheint mehr darauf bedacht gewesen zu sein, fremde Nationen von jedem Etablissement an diesem Orte abzuhalten, als für die Einheimischen den größtmöglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Zwei Forts vertheidigen den Eingang zum Golf, an dessen Mündung Porto Venere den pittoresken Anblick einer Kirche und eines Schlosses auf einem hohen Plateau bietet. Daneben liegt Lerici mit seinem vernachlässigten und verwaisten Hafen. Es ist traurig, daß diese ganze Küste eine fortlaufende Reihe von Häfen für Schiffe des größten Tonnengehaltes bildet. Sobald man am Sarzassa vorüber ist und das durch seinen schönen Marmor berühmte Carrara links gelassen hat, gelangt man zu dem hübschen, aber unbedeutenden modenesischen Städtchen Massa, wo, außer einem Schlosse, einer Kirche und einem mit Orangen bepflanzten Platz nichts Bemerkenswerthes ist. Von da fährt man über eine Gebirgskette und ist in Lucca.

Grossherzogthum Toscana.

Straße von Bologna nach Florenz.

Die Straße von **Bologna** nach **Florenz** ist unstreitig eine der schlechtest geführten in ganz Europa und geht überdies durch eine der scheußlichsten Partien der ganzen Apenninen. Die Ingeniere scheinen sich zur einzigen Aufgabe hierbei gemacht zu haben, zwischen beiden Städten auf irgend eine Weise eine Fahrstraße herzustellen, ohne sich um die jähesten Fälle und die allerschroffsten und gefahrvollsten Abhänge zu bekümmern. Um sich die Mühe zu ersparen, die Straße nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes zu führen, scheinen sie wirklich die Fußsteige der Ziegen zur Richtschnur genommen zu haben. Anstatt sich um die Flanken der Berge zu winden, springt die Straße, wie eine angelegte Leiter, aus der tiefsten Tiefe in gerader Linie zu der Spitze des Berges empor, und auf der andern Seite eben so wieder in das Thal hinab. Nirgends ist die Natur des Terrains zu Rathe gezogen worden, um Beschwerlichkeiten, Hindernissen und Gefahren auszuweichen oder sie zu beseitigen.

Ueber Alles, was das Auge hier sieht, erstaunt man, ohne großen Reiz zu empfinden. Zuerst kommt man in eine Gebirgsart ohne alle Felsen, welche selbst in ihren Schluchten

und Rissen mit Waldungen, Feldern, Buschwerk bedeckt ist, und überall Hütten trägt, die aus runden Kieseln zusammengemauert sind. Die ganze Bevölkerung ist hager und bleich, schwächlich und lumpig, mit einem Wort, ein Bild des Elends, ohne durch Gesichtszüge oder Kleidertracht von den Unglücklichen irgend eines andern Landes sich zu unterscheiden. Der ganze Viehstand dieser jammervollen Bergbewohner scheint noch schwächer und elender zu sein, als sie es selbst sind.

Jenseits der Gebirge hat man die Aussicht nach Norden über die Ebenen von Ferrara, Padua, Treviso bis zu den Gletschern der Alpen, welche die Lombardei begrenzen; nach Osten über die sumpfreiche Ebene von Ravenna, Rimini und den adriatischen Meerbusen; im Süden und Westen nach den Apenninen in ihrer ganzen Verworrenheit und Wildheit.

Sobald die Straße den mittägigen Abhang des Giogo erreicht hat, sieht man mehr Feldbau und Wohnungen, mehr Ordnung und Verstand in der Eintheilung und Benutzung des Bodens. Wohlstand bemerkt man noch nirgends, aber wenigstens ist man dem betrübenden Anblick aller Spuren des tiefsten Elends enthoben. Schön kann man die Aussicht hier nennen, reizend ist sie nicht. Man wünschte mehr hervortretende Punkte, schärfer gezeichnete Einzelnheiten oder wenigstens irgend etwas, was die Monotonie der vorliegenden Masse unterbräche und dem Auge zum Ruhepunkt diente. Man reist mitten durch ein scharmantes Land, in welchem man sich gewissermaßen unbehaglich fühlt und auf keine Weise gefällt.

Endlich erblickt man von der Spitze eines Berges die ganze Florenz umgebende Landschaft. Die weite Ebene ist ohne irgend einen Berg, mit Hügeln und Höhen besät, überall mit Bäumen bedeckt, ohne eine sehr kräftige Vegetation zu verrathen. Olivenbäume sind's mit den seltenen bleichgrünen Blättern. Jedes Gefilde hat seine eignen Wohngebäude, die mit ihrem weißen Anstrich fernhin leuchten. Maulbeerbäume, deren Aeste man von allen Seiten beschneidet; Ahorne, an welchen die Weinreben emporklettern, bilden mit jenen Oliven in ganz Toscana die Summe aller großen Bäume. Hier

gibt nichts Schutz gegen eine Liebe glühende, brennende, Alles durchdringende und verfolgende, austrocknende und verzehrende Sonne.

Florenz.

Von Bologna her empfängt einen Florenz mit zwei ziemlich nahe gerückten Reihen von Mauern und Häusern, an deren Ende man einen Triumphbogen im altrömischen Styl entdeckt. Allein diesem ist mit Recht eine Ueberladung mit Verzierungen und eine Ueberlastung der Platform mit Nebendingen zum Vorwurf zu machen. Jede Tugend, jede Eigenschaft, jede edle Handlung des Großherzogs Franz I. sollte hier symbolisch dargestellt werden. Bei dem Reichthume des Fürsten an solchen Dingen mußte wohl die Eleganz des Denkmals leiden. Kolossal fand er auf seinem Pferde dennoch Platz über den Trophäen auf der Spitze des Triumphbogens.

Bemächtigte sich nicht zu Florenz bei jedem Schritt irgend ein Werk der Baukunst der ganzen Aufmerksamkeit und Neugierde des Fremden, so würde Jedem der Mangel an breiten Straßen unangenehm auffallen. Für den Vollgenuß des grandiosen Charakters aller Gebäude bedürfte es eigentlich der ganzen Breite der Straßen von London. Diesen gerechten Vorwurf abgerechnet, kann ich der Richtung, Anlage und Anordnung der Straßen, ihrem harten und glatten Pflaster von breiten Würfeln, über welche zu meinem Erstaunen die Pferde, ohne auszugleiten und zu fallen, im raschesten Laufe hinrennen; der lachenden Lage der Stadt an beiden Ufern eines Flusses, das vollste Lob nicht versagen. Dieser Fluß ist übrigens sehr häßlich, sein Wasser zeigt sich nur einigermaßen hell, wenn es zu seicht ist, um den zwischen zwei prachtvollen Quais ihm angewiesenen Raum auszufüllen; der mindeste Gewitterregen verwandelt dies Wässerchen in einen trüben, brausenden, leicht überflutenden Strom. Ich enthalte mich aller Kritik über vier Brücken, und will selbst verschweigen, daß eine derselben, welche die Florentiner stets mit Enthusiasmus betrachten, eigentlich nur ein ganz gewöhn-

liches Machwerk ist. Diese Brücken verbinden die beiden Stadttheile, sie sind nützlich, das ist das Beste, was man von ihnen sagen kann. Alles Uebrige will ich mit kaltem Blut und mit der Ordnung betrachten, welche, offen sei es gestanden, mir erst nach Verfluß einiger Tage wieder zu Theil geworden sind. Man wird hier vom rasch wechselnden Anblick all der schönen, großen und erhabenen Gegenstände in der ersten Zeit wirklich überrascht, geblendet, berauscht, in stummes oder laut aufjauchzendes Erstaunen versetzt, man kommt nicht zu sich selbst.

Dieses Gefühl war mir etwas ganz Neues. Man bemerkt vielleicht an der Seltsamkeit meines Urtheils über alle diese altehrwürdigen und allbewunderten Gegenstände, daß ich weder Anlage noch Lust habe, meine Ansicht den bereits bestehenden Urtheilen unterzuordnen. Ich glaube in der That nicht, an die verjährten Urtheile jener Richter gebunden zu sein, welche selten Gelegenheit und Mittel zum Vergleichen hatten. Ich glaube nicht, solchen Aussprüchen mich fügen zu müssen, obgleich die Fanatiker aller Länder jedem Menschen das Recht absprechen, mehr und anders über eine Sache zu fühlen, als sie selbst es vermögen; obgleich sie gegen althergebrachte Ansichten eine Appellation nicht gelten lassen wollen. Mein Geschmack ist meine einzige Richtschnur. Frei und völlig unabhängig von allen jenen Einflüssen, welche das Urtheil so vieler Schriftsteller bestimmen, spreche ich mich aus. Montaigne sagt: „ich gebe meine Meinung als die meinige, nicht als die beste," und ich füge hinzu „ich will meine Meinung keinem Menschen aufdringen."

So war denn die Extase, worein der Anblick so vieler Herrlichkeiten und Schönheiten mich versetzt hatte, mir in der That eine ganz neue Empfindung, so befremdend für mich selbst, daß ich irgend eine Bemerkung, eine Ansicht oder ein Urtheil niederzuschreiben, im ersten Drange des Entzückens nicht den Muth hatte. Jetzt bin ich vollkommen ruhig und mit mir selbst einig über Alles, was ich gesehen habe. Jetzt darf und will ich mich offen aussprechen.

Palläste.

Die Bauart, Form und Unermeßlichkeit der Palläste verleiht Florenz einen von allen übrigen Städten völlig verschiedenen Charakter. Durch keine einzige Straße kommt man, ohne auf irgend eine jener Massen zu stoßen, welche zwar nicht eigentlich einen Festungsbau bilden, aber doch daran sehr lebhaft erinnern. Die Mauern bestehen aus ungeheuern, in sehr starken Vorsprüngen erhaben gearbeiteten Marmorblöcken. Alle Fenster im Erdgeschoß beginnen 12 bis 14 Fuß hoch über der Straße, und sind sehr stark mit Eisen vergittert. Ein schweres Thor verschließt den einzigen Eingang. Durch dasselbe gelangt man in einen viereckigen, mit Arkaden umgebenen Hof. Zwei, oft drei sehr hohe Stockwerke sind regelmäßig durchbrochen, mit Wehrzinnen umgeben, oft mit Schießscharten nach der Straße heraus versehen. Aus den tiefen Fugen jeder Steinlage ragen eiserne Ringe von einem Fuß im Durchmesser hervor, deren Bestimmung ich auf keine Weise zu erklären oder zu erfragen im Stande war.

Diese Palläste wurden in Zeiten bürgerlicher Wirren, allgemeinen wüthenden Hasses, blutiger Partei- und Familienfehden erbaut, standen einzeln und gewährten ihren Besitzern ziemlichen Schutz. Sobald ruhigere Zeiten gekommen waren, baute sich eine friedliche Bevölkerung in allen offnen Zwischenräumen jener Palläste ihrem Bedürfniß angemessene Wohnungen. So entstanden allmälig zu Florenz Straßen, wie man solche in allen übrigen Städten findet, nur daß sie hier von den unveränderlichen Marksteinen ihrer Palläste, welche ihre Linie bestimmten, einen eigenthümlichen Charakter angenommen haben.

Das Innere dieser Palläste nehmen sehr große Räume ein, so wie man für Versammlung großer Gesellschaften, selbst für Besatzungen und kriegerische Bewegungen ihrer bedurfte. Sobald diese ursprüngliche Bestimmung durch eine veränderte Zeit von selbst wegfiel, verwendete man diese großen Hallen zu Sammlungen von Meisterwerken der Kunst. Man verwandelte die Waffensäle in Gallerien von Gemälden und Sta-

tuen des italienischen Genies. Während dreier Jahrhunderte der Ruhe im Innern, konnte Italiens Genius, seinen angebornen Neigungen und seiner Nationalvorliebe überlassen, Kunstwerke auf Kunstwerke schaffen und in reichen Sammlungen sie der Nachwelt aufbewahren. Hier strömten sie aus den Sälen auf die Straßen und Plätze über, und machten aus Florenz ein einziges, unermeßliches Museum.

Eine dritte Umgestaltung ist diesen Pallästen vorbehalten. Werden sie dazu sich hergeben? Es sei mir erlaubt, daran zu zweifeln. Nicht schwer zu begreifen ist, daß an die Stelle der alten Ritter und Kämpfer Gemälde gekommen sind. Aber unbegreiflich bleibt es mir, wie man in solchen, keiner Unterabtheilung fähigen, Sälen und Hallen einfache Familien des Mittelstandes unterbringen soll. Durch sieben bis acht Fuß dicke Mauern soll man Fenster brechen? Ungeheure Säulenhallen über den Marmortreppen soll man niederreißen, um neue Zugänge für die neuen Zimmerabtheilungen zu eröffnen? Wie soll man zwei durch einen 25 Fuß hohen Raum getrennte Stockwerke vereinigen? Dies Alles ist nicht wohl möglich. Dennoch rückt die Zeit mit großen Schritten näher, in welcher diese Palläste für ihre zu Grunde gerichteten Herren unbewohnbar sein werden. Sie werden aufhören, nur Eigenthum eines einzigen Besitzers zu sein; sie werden nicht mehr wie bisher vom Erstgebornen zum Erstgebornen in derselben Familie sich fort vererben, sondern an alle Glieder einer Familie, zu gleichen Theilen verfallend, ihre Kunstschätze durch Europa zerstreut sehen. Sollte man diese ungeheuren Palläste niederreißen, um kleinere Häuser dafür zu bauen? Das wäre beinahe unmöglich. Man hat an den Bau dieser Palläste so viele Festigkeit verschwendet, daß es wahrlich mehr Mühe kosten würde, diese Mauern aus einander zu reißen, als es einst gekostet hat, die Materialien dazu aus den Felsen zu brechen. Daher läßt sich vorhersagen, daß Florenz, sobald die Folgen der Entwickelung des jetzigen geselligen Zustandes bestimmter hervortreten werden, eine sehr unbequeme Stadt sein und ganze Straßen unbewohnt haben wird. Nach dem, was man zu Paris in dem Viertel des Marais beobach-

ten kann, wo doch die Ursachen zur Flucht weniger dringend und mächtig sind, läßt sich ermessen, was im Vaterlande der Medicis sich ereignen wird.

Denkmale.

Der alte Pallast der Großherzoge ist ganz in dem früher beschriebenen Styl gebaut. Offenbar geschah es in der Voraussicht bürgerlicher Unruhen. Oft, aber nicht immer, diente er zum Schutz seiner Bewohner. Man zeigt jedem Fremden hier ein Fenster, durch welches das wüthende Volk in das Innere des Pallastes eingedrungen; dort ein anderes, an dessen Eisenstangen ein Cardinal erhängt wurde; ein drittes, woran der Souverän zu Rath gestanden und alle Fälle, wodurch er Krone und Leben verlieren oder erhalten könnte, berechnete. Freiheit ist der Wahlspruch der Florentiner. Ueberall prangt dies Wort, auf ihrem Pannier, auf ihren Wappenschilden, auf ihren Denkmalen. Die Zeiten, in welchen diese phantastische Freiheit bestand, waren nichts als eine Reihenfolge von Verbannungen, Unterjochungen, Parteitriumphen, Confiscationen, blutigen Repressalien, Todesurtheilen und allen erdenklichen Unglücksfällen in den drückendsten und furchtbarsten Gestalten. Burgen und Festungen baute man damals, aber auch Kerker. Erst als nach dieser Freiheit ein wirklicher Despotismus über das Land gekommen war, stets mild und freundlich nur dann seine ganze Strenge fühlen ließ, wenn Versuche zu Wiederherstellung dieses Traumes von Freiheit gemacht wurden, genoß Florenz alle Wohlthaten des Frieden und entfaltete der Genius der Künste seine Schwingen zu freudigem Aufflug. Hatte früher dies Land, sich selbst überlassen, keine Ruhe und keinen Segen finden können, so fand es jetzt beide in hohem Grade unter einer langen Reihe milder und aufgeklärter Regenten. Unter dem schützenden Scepter der Medicis und ihrer Nachfolger auf dem Throne wurde diese Stadt das, was sie ist. Das Vaterland der Künste, die Niederlage ihrer Meisterwerke, der Aufenthalt aller erleuchteten, die Künste beschützenden, ermuthigenden und kultivirenden Männer. Eile Jeder, dies noch

alles anzusehen, denn schon beginnt die Freiheit rings um diese Mauern zu heulen.

Alle Plätze von Florenz sind mit werthvollen Statuen geschmückt. Vor allen ist der Platz des Großherzogs einer der reichsten in der ganzen Welt. Unregelmäßig durch die Stellung der ihn umgebenden Gebäude, erhielt er eine regelmäßige Gestalt durch eine Einfassung von Monumenten und Statuen, den erhabensten Schöpfungen der größten Künstler Italiens. Neben einer Reiterstatue von Cosmus I. sieht man einen Springbrunnen mit einem Neptun in Marmor auf einer von vier Seepferden gezogenen Muschel. Rings um das Wasserbecken bewundert man herrlich gearbeitete Tritonen und Nereiden in Bronze. Der kolossale David in Marmor von Michel Angelo, und Herkules den Cacus tödtend, folgen der Reihe nach. Ferner erblickt man unter einem eleganten Porticus 6 vollendet gearbeitete und ganz erhaltene antike Marmorstatuen. Auf der Vorderseite der Arkaden einen bronzenen Perseus im Augenblick, wo er der Medusa den Kopf abgehauen; eine Judith im Begriff, dasselbe dem Holofernes zu thun, welche übrigens, aufrichtig gestanden, dazu sich sehr linkisch anstellt; endlich eine unglaublich kühn entworfene Gruppe, die Entführung einer Sabinerin darstellend. Zwei marmorne Löwen mit unbezahlbar schön gearbeiteten Basreliefs in Bronze auf ihren Piedestalen, schließen die Reihe dieser bewunderungswürdigen Denkmale. Der Peristyl, welcher diese Reichthümer bedeckt, war das Forum des freien oder vielmehr des allen Leidenschaften und Convulsionen preisgegebenen, sich frei träumenden Florenz. Hier entströmten jene wüthenden Deklamationen, und in ihrem Gefolge wurden jene Verbannungen ausgesprochen. Jetzt dient er nur einer sehr friedlichen Ceremonie. Der Großherzog setzt sich jährlich am Johannistage unter diese Arkaden, um die Glückwünsche und Ehrenbezeugungen der Deputirten seiner sämmtlichen Städte entgegenzunehmen. Die Volksmenge zerstreut sich wieder, ohne daß Blut geflossen oder irgend ein Verbannter entflohen wäre. Der Souverän hatte sich sehr herablassend und anmuthig, das Volk sehr zufrieden gezeigt, und abermals beginnt ein Jahr des

Glücks in Folge dieser Erneuerung aller freundlichen Bande zwischen dem Fürsten und der Nation.

Auf einem andern Platze sieht man die, mehr durch ihre Größe, als durch die Schönheit ihrer Verhältnisse ausgezeichnete Reiterstatue des Großherzogs Ferdinand I. Sein Pferd wurde ohne Zweifel nach einem jener schwerfälligen, zu Paris unter dem Namen der Bierbrauerpferde bekannten, Thiere modelirt. Um dagegen auf keine Weise zu verstoßen, gab der Bildhauer diesem Thiere die ganze Haltung eines plumpen Karrengauls, den man so eben erst für einen Krieger gesattelt hat.

Alle Plätze schmücken Statuen auf hohen Säulen, Herkules, der einen Centauer niederwirft, und Heiligenbilder. Dabei bedauert man nur, nicht mehr Springbrunnen zu finden, welche zu Florenz wenigstens sehr nützlich wären.

Kirchen.

Die Kirchen tragen viel zur Verschönerung von Florenz bei. Ihre Säulenhallen und ihr ganzer Umfang enthalten eine große Anzahl von Statuen und Gruppen in Marmor und Bronze von unzweifelhaftem Werth, und größtentheils von den Händen der ausgezeichnetsten Künstler.

Die Architektur blieb dabei keineswegs hinter der Malerei und Bildhauerei zurück. Vorzüglich entfaltete sie bei der Anordnung und äußern Verzierung der Kathedrale ihren ganzen Reichthum. Die schönen Verhältnisse dieses Tempels werden durch eine symmetrisch geordnete Verkleidung mit verschiedenfarbigen polirten Marmoren sehr gehoben. Indessen muß ich doch bekennen, daß ich von den Wirkungen dieses bunten Farbenspiels und durch die Contraste ihrer wunderlichen Zusammensetzungen in Gegensatz zu der imposanten Größe des Gebäudes mehr betroffen, als angenehm angesprochen wurde.

Im Innern sieht man nichts, als nackte Mauern, an welche verdienstliche Grabmale und unbedeutende Grabschriften sich lehnen. Durch die sehr engen Fenster dringt bei weitem

nicht genug Licht und nur in sehr grellen bunten Farben ein, da die Glasmalerei so glühende Farben gewählt hat, daß man nirgends ihre Zeichnungen unterscheiden kann.

An einer Seite des Kathedralplatzes hat man nahe beisammen die Bildsäulen der beiden Architekten, welche dem Bau dieser Kirche vorstanden, aufgestellt. Eine dieser Figuren steht im Nachdenken versunken, die andere, den Brunelleschi darstellend, blickt nach der Kuppel hinauf, welche das Genie seines Urbildes auf das Werk des Lopo einst pflanzte. Die ganze äußere Ausschmückung dieser Kathedrale erschien mir harmonisch geordnet mit all den zierlichen und eleganten Ausschnitten des ihre Glocken tragenden viereckigen Thurmes. Dieses Gebäude ist ein wahrer Juwel durch die sinnige Zartheit der Erfindung und Anordnung, durch seine geschmackvollen Einzelnheiten und durch die Anmuth und Leichtigkeit des Ganzen. Man erstaunt darüber, daß man allen Launen und Angriffen der freien Luft eine so feine und, man erlaube mir das Wort, gebrechliche Arbeit aussetzen konnte. Die Bildsäulen und Basreliefs machen diese Kirche zu einem vollkommenen Denkmal. Der Kathedrale gegenüber, und gleichsam, als sollte sie den dieser fehlenden Porticus ersetzen, steht eine achteckige Kirche, die zu einem Museum der Bildhauerei bestimmt zu sein scheint, weil ihr Inneres mit vielen Statuen und reichen Mosaikarbeiten erfüllt und ihre ganze Außenseite mit noch schöneren Statuen besetzt ist. Aber vor Allem verdienen an dieser Kirche die drei Thüren in Bronze die höchste Aufmerksamkeit. Ihre verschiedenen Felder enthalten Scenen aus der heiligen Geschichte von unübertrefflicher Arbeit. Michel Angelo sagte: diese Thüren seien würdig, den Eingang in das Paradies zu bilden. Dieser glückliche Einfall überhebt mich der Mühe, irgend einen passenden Ausdruck für meine Bewunderung zu suchen.

Die Mehrzahl der Kirchen von Florenz verdient den Besuch jedes Kunstfreundes, weil alle von berühmten Baumeistern herrühren, und durch die köstlichen Gemälde und Bildhauerarbeiten für Bewunderung und Studium so viel enthalten. Unglücklicherweise sind viele dieser Arbeiten nicht so aufgestellt, daß sie gut gesehen werden könnten. Sie

stecken zwischen vielen mittelmäßigen Dingen, man sucht und sucht und findet zu seinem Verdruß oft nur eine Copie oder Stümperei. Soll ich Gemälde betrachten, so habe ich gern Alles hübsch bequem, ich will mich in das gehörige Licht stellen können, näher hinzutreten oder mehr mich davon entfernen, je nachdem mein Auge und meine Einbildungskraft es erfordern. Dies Alles kann gewöhnlich in Kirchen nicht Statt finden; vielleicht zum Vortheil mancher hochgepriesener Werke, welche bei näherer Betrachtung ihren Ruf einbüßen würden. Von allen, welche ich gehörig zu betrachten im Stande war, haben nur sehr wenige sich vollkommen als Meisterstücke der darauf genannten Künstler bewährt.

Vorzüglich wird man mit Freskobildern, diesen Schooßkindern der Italiener, häufig betrogen. Ich muß offen bekennen, daß ich diese Malerei nur da schätze, wo man aus gehöriger Ferne sie betrachten kann, damit alle ihre Härten und Schärfen sich verlieren. In der Nähe betrachtet, gefällt selten ein Freskobild. Viele ehrt man nur, weil irgend ein großer Meister als ihr Autor genannt ist. Dennoch gehört aller Wahrscheinlichkeit nach den genannten großen Meistern von der Mehrzahl dieser Bilder nichts an, als der Grundgedanke, der allgemeine Entwurf und einige Pinselstriche. Alles Uebrige scheint unter Oberaufsicht der Meister von deren Zöglingen gemacht worden zu sein. Arbeitet doch noch heutzutage die Mehrzahl der Künstler auf diese Weise, wahrscheinlich weil dies seit einigen Jahrhunderten also im Gebrauch ist.

Uebrigens wäre es verlorne Zeit und Mühe, an dieser Art von Bildern die gewöhnliche Manier des Meisters erkennen und studiren zu wollen. Davon überzeugte ich mich vollkommen, als ich mit gespanntester Aufmerksamkeit die dem Andrea del Sarto zugeschriebenen großen Compositionen auf den Mauern des Porticus und der Kirche des Annonciata-Klosters betrachtete. Ich fand wohl einige Stellungen, einige Gesichtszüge und Köpfe, die an die Manier jenes Meisters erinnern, aber durchaus nichts, was ihn als den Verfasser des ganzen Bildes bestimmt bezeichnen könnte. Von all dem Zarten, Ausgeführten, Netten und all den raffinirten

Perspectiven seiner Oelbilder sucht man auf all diesen Fresko-gemälden umsonst auch nur die kleinste Spur. Diese Bemerkung gilt im Allgemeinen für alle solche Bilder alter Meister.

Meines Erachtens gehört diese Gattung nur für Decken und Gewölbe. Sie hat Glanz, sie gestattet, ja sie erheischt, daß das Auge in großer Entfernung von dem Bilde bleibe. Alle diese Bedingungen erfüllt jedes geräumige Zimmer von 20 bis 25 Fuß Höhe. Noch vorzüglicher ist sie für Kirchen und Theater, weil ihre Wirkung mit dem Verhältniß der Entfernung von dem Auge zunimmt.

In der Annonciata-Kirche bemerkte ich eine ganz mit massivem Silber ausgeschmückte Kapelle. Alle Kunst des Hammers, der Ciselirung und der Sculptur ist mit erstaunlichem Talent verwendet, jedoch ohne eine besondere Wirkung hervorzubringen. Welche Form man auch dem Silber geben möge, so wird es doch immer zur Verzierung sich weniger eignen, als Bronze. Man sieht in den Tuilerien eine Statue von Silber, in dem Schloß von Windsor ein ganzes Möblement, woran Alles, was sonst gewöhnlich in Bronze und vergoldet ist, von Silber erscheint. Dennoch ist es nie Jemandem eingefallen, daran etwas Schönes finden zu wollen. Die Ansicht hierüber ist so allgemein, daß, mit Ausnahme der Goldschmiede, nur höchst selten irgend ein Künstler von diesem Metall Gebrauch macht. Dies ist ein Zeichen von gutem Geschmack.

Man versäume ja nicht, die Kirche Santa Croce zu besuchen; ihre Sammlung von Sculpturen ist von hohem historischen Interesse. Hier befinden sich die Grabmale der berühmtesten zu Florenz gebornen oder gestorbenen Männer. Hier ruhen die Gebeine von Michel Angelo, Dante, Machiavelli, Galilei, Alfieri und von mehreren andern, wenn gleich weniger erhabenen, doch immer verdienstvollen berühmten Männern. Die Mehrzahl der ihnen gewidmeten Denkmale ist von schöner Arbeit. Außerdem enthalten alle Kapellen manche Sculpturen und Gemälde, welche man mit Vergnügen betrachten wird.

Wenige Fürsten ruhen wohl in so prächtigen Gräbern, als die Medicis. Eine noch nicht vollendete Kapelle, ganz

nahe bei der San Lorenzo-Kirche, ist diesen Gräbern gewidmet. Ueber jedem Grabe eines Fürsten steht seine Bildsäule in Bronze. Alle Mauern des Gebäudes sind ganz mit den kostbarsten und seltensten Marmoren bekleidet. In diesem Augenblick ist man mit der Malerei an der Kuppel beschäftigt. Man glaubt, daß die Arbeiten an dieser Kapelle, ohne jemals unterbrochen worden zu sein, erst in drei Jahren vollendet werden können.

In der von Michel Angelo bewunderungswürdig gebauten Sakristei derselben Kirche sieht man zwei Grabmale aus Figuren von demselben Meister bestehend, aber unvollendet, weil er darüber hinstarb. Dennoch gehören sie unstreitig zu den vorzüglichsten Meisterwerken dieses großen Mannes.

Ich beschließe damit das Verzeichniß der Wunderwerke der Kunst in den Kirchen zu Florenz und eile zu den Anstalten, wo die vollkommensten Werke der Malerei und Bildhauerei vereinigt sind.

Museum.

Durch die Zahl, die Wahl, den Werth und die Authenticität der Kunstwerke, so wie durch Aufstellung und Ordnung gehört die Gallerie von Florenz an die Spitze aller Kunstanstalten. Hier sind nur Meisterwerke vereinigt, hier fanden sie einen ihrer Aufnahme würdigen Ort und ein Publikum, das sie zu schätzen weiß.

Auf zwei Seiten eines offnen Raumes stehen über Säulenhallen zwei Gallerien, die am Ende durch eine dritte querlaufende Gallerie vereinigt sind. Dahin gelangt man über eine einfach schöne Treppe. Am Ende derselben findet man auf einem viereckigen Flur die Büsten aller Prinzen des Hauses Medicis, welche diese kostbare Sammlung gestiftet und bereichert haben. Ihr Andenken hat wohl eine Ehrenbezeugung verdient, welche so glänzend sei, daß sie zur Nachahmung anfeure. Völker und Individuen thun stets wohl daran, die Schulden der Dankbarkeit abzutragen.

Ein zweiter Flur von derselben Gestalt umfaßt die Statuen der Kaiser August, Adrian und Trajan, ein Pferd,

einen Keuler und einige andere Antiken. Nun gelangt man in einen langen Corridor, der durch das ganze Doppelgebäude sich hinzieht. Man wandelt zwischen zwei Reihen von Marmoren, die, außer vielen Statuen von Gottheiten, Priestern und Priesterinnen, Kriegern und Atleten, eine chronologisch geordnete Sammlung aller Büsten der römischen Kaiser von August bis Valentinian IV., und beinahe aller ihrer Kaiserinnen enthalten.

Zugleich kann man hier die Geschichte der Malerei studiren, weil hier ebenfalls eine Reihe von Gemälden von der frühesten Epoche des Ursprungs der Kunst an bis auf unsere Zeiten fortläuft. Ueber dieser Sammlung hängen die Bildnisse aller in Toscana gebornen, auf irgend eine Weise berühmt gewordenen Männer.

In den für die einzelnen Zweige der schönen Künste bestimmten Sälen findet man das Vorzüglichste, was in jeder Gattung und in jedem Lande hervorgebracht wurde. Die Münzkunde, die Ciselirkunst, die hetrurischen Vasen, die egyptischen, griechischen und römischen Denkmale, jede moderne, bestimmt sich aussprechende, Malerschule hat ihren eignen Platz*). Endlich sieht man in einem prachtvoll ausgeschmückten Saale die Meisterwerke der antiken Bildhauerei und der modernen Malerei, die, erhaben über eine nur traditionelle Bewunderung, selbst dann noch unser Erstaunen erregen müssen, wenn unser inneres Gefühl dagegen spricht, damit wir nicht für Barbaren und Feinde der Kunst erklärt werden. Hier sieht man denn jene berühmte Venus von Medicis, jenen Scheerenschleifer, jenen Faunen und jene Kämpfer. Hier bewundert man einige Gemälde von Raphael, worun-

---

*) Hierbei kann ich unmöglich einen gerechten Vorwurf mit Stillschweigen übergehen. Die Italiener haben beinahe allerwärts, wo es sich darum handelt, die auswärtigen Malerschulen den ihrigen gegenüberzustellen — für jene nur sehr mangelhafte und unwürdige Muster gewählt. Namentlich ist die französische Schule dabei ganz schlecht weggekommen. Von vielen der besten Meister ist kein Bild vorhanden. Man scheint nur bemüht gewesen zu sein, einige der mittelmäßigsten Werke von Meistern, die großen Ruhm erlangt haben, neben manchen Bildern talent- und namenloser Maler aufzustellen. Ein so wenig edelmüthiges Benehmen hätte vermieden werden können, ohne der italienischen Schule Eintrag zu thun. Nicht viel besser ist die deutsche Schule bedacht. A. d. V.

ter zwei Bildnisse der Fornarina. Bei Fertigung des einen dieser Bilder war der große Meister ohne Zweifel ziemlich gespannt mit seiner Geliebten, so wie bei Fertigung des andern in einer Extase von Liebeswuth. Jetzt steht man einer Jungfrau von Corregio und einer heiligen Familie von Michel Angelo gegenüber; daneben prangen zwei Venusbilder von Titian, welche ich für das auf Leinwand halte, was die Venus von Medicis in Marmor ist. Folgen Bildnisse von Van Dyk, Jungfrauen von Giulio Romano und Andrea del Sarto; dann eine Herodias von Leonardo da Vinci und noch mehrere Bilder, welche würdig erachtet worden, in diesem Senat von Meisterwerken Sitz und Stimme zu erhalten.

Einer der Säle umfaßt eine in ihrer Art in der ganzen Welt einzige Sammlung, nämlich alle authentischen Bildnisse sämmtlicher großen Maler Italiens und der berühmtesten Künstler anderer Länder.

In einer andern Halle stehen wohlgeordnet die Statuen der Niobe und ihrer Kinder. Die unter dem Namen der Mediceischen bekannte Vase verleiht ihren Namen einem zweiten Zimmer; nach dem Hermaphroditen wird ein drittes benannt. Anderwärts ist man völlig betroffen bei dem Anblick der modernen Nachahmung vieler antiken Bronze: man begreift nun leicht, wie so viele Menschen, welche diese vorgeblichen Wunder sich verschaffen und zu würdigen sich stellen, um ihr Geld betrogen und in ihrer Bewunderung schwer getäuscht werden können. Ein Kabinet der egyptischen und ein anderes der römischen Alterthümer, eine Medaillen- und eine Münzsammlung, ein Saal mit mancherlei kostbaren Merkwürdigkeiten vollenden diese reichste aller Kunstsammlungen, welche jemals existirt hat.

Da ich nichts weniger beabsichtige, als die Beschreibung eines Museums herauszugeben, so werde ich mich auch wohl hüten, Alles, was mich hier entzückte und enthusiasmirte, einzeln anzuführen. In der Gallerie zu Florenz empfand mein Kunstgeschmack die schönsten Hochgenüsse, weil ich hier so viele Meisterwerke vereinigt fand, ohne sie erst aus einer Menge mittelmäßiger oder traditionell und grundlos für groß erklär-

ter Werke hervorsuchen mußte; weil ich sie hier sämmtlich wohl geordnet und in gehörigem Licht sah; weil man hier den Namen, Geburts- und Todestag des Malers findet, ohne erst mühsam einen Katalog nachschlagen zu müssen; weil man hiernach mit dem Eigenthümlichen jedes einzelnen Meisters und mit der Manier jedes Jahrhunderts schnell vertraut wird*); weil hier durch die richtige Klassification und Eintheilung der Säle die Phantasie niemals durch den Anblick anderer Gegenstände zerstreut und irre geführt wird; endlich weil bei dem großen Wechsel verschiedenartiger Gegenstände, bei den Uebergängen einer Gattung in die andere, weder Auge, noch Seele und Herz ermüden können. Mit einem Worte, die Gallerie von Florenz erscheint mir als die reichste und wenigst verschwenderische zugleich, als die bestgeordnete und bestaufgestellte, welche ich je gesehen.

Die Wonne des Anblicks so vieler Meisterwerke wird durch die herbe Bemerkung, daß sie ähnliche Meister wieder hervorzubringen nicht vermögen, sehr herabgestimmt. Ein und ein halbes Jahrhundert sind verflossen, ohne daß Italien wieder einen wahrhaft großen Maler hervorgebracht hätte. Es hat Copisten; viele, geschickte, meisterliche Copisten. Aber darauf scheint sich auch der Ehrgeiz und das Talent seiner Künstler der jetzigen Epoche zu beschränken. Nicht ohne Schmerz sieht man Männer, sklavisch auf ein Stück Leinwand nachpinseln, was sie auf einem andern finden; Männer, welche nach ihrem angebornen Talent unbezweifelt fähig wären, sich höher aufzuschwingen, wenn sie ihre Phantasie übten, wie sie ihre Hand üben, wenn sie Geist und Erfindungskraft bildeten, so wie sie alles Handwerksmäßige und Technische bilden. In der Malerei behauptet Italien seinen Ruhm lediglich durch seine alten Schulen und durch seine alten Bilder. Diese alle hatten eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, daß sie ihre Zeit und die folgenden Jahrhunderte beherrschen mußten.

---

*) Dabei verliert freilich Mancher den Hochgenuß, als Kenner bei den umstehenden Laien sich geltend zu machen; und den Ruhm, unter hundertmaligem Rathen und Herumirren einmal die Wahrheit zu treffen.
A. d. V.

Besser ist das jetzige Italien mit der Bildhauerei daran. Canova gehört unserer Zeit. Er hat Lehren und Muster und treue tüchtige Schüler hinterlassen. Diesen fehlt nichts, als Gelegenheit zum Arbeiten, aber leider fehlen unserer Zeit die Mittel dazu. Die Bildhauerei erfordert mehr, als die Malerei; ein Marmorblock kostet mehr als ein Stück Leinwand. Seltner sind die Gelegenheiten geworden, solche Arbeiten an den Mann zu bringen, darum müssen auch die Künstler ihre Zeit und ihr Talent sich theurer bezahlen lassen. Die Regierungen sind jetzt beinahe die einzigen Käufer und überall sind die Hilfsquellen der Regierung beschränkt. Darum steht zu befürchten, daß auch die Bildhauerkunst bald ausarten werde, nicht etwa aus Mangel an Künstlern, sondern aus Mangel an Mitteln, diese zu unterstützen *).

Wenn dem also ist, so verlieren die Künste viel. In diesem Augenblick zählt Florenz einige Bildhauer, welche zwar noch aus der Ferne, aber festen beharrlichen Schrittes die Bahn verfolgen, die ein Michel Angelo, Giovanni di Bologna und Canova vorgezeichnet haben **). Ich sah von dem Meisel dieser Meister manche Werke voll Kraft, Anmuth und Geschmack. Der Großherzog unterstützt sie. Ach, er allein! Dies ist eine Laufbahn, auf welcher es nicht nur des Genies zum Erschaffen, sondern auch des Geldes zum Leben bedarf.

Gallerie Pitti.

Die eben besprochene Gallerie hat mich hingerissen, bezaubert; glücklicherweise ohne meine Lust, zu bewundern, zu

---

*) Der Herr Verfasser scheint nicht zu wissen oder wissen zu wollen, daß in Preußen und Baiern vorzüglich die Bildhauerei seit einer Reihe von Jahren vielfältig beschäftigt ist und rühmliche Proben ihrer Talente und ihres Fleißes geliefert hat. A. d. U.

**) Die unglückseligen Parteiungen in Frankreich trieben ein junges Wesen auf diesen klassischen Boden. Sie hatte den glücklichen Gedanken, eine Laufbahn zu betreten, welcher ihr Geschlecht bisher beinahe ganz fremd geblieben war. Hatte sie früher auf der politischen Bahn durch ihre Treue im Unglück und kühnen Muth und warme Freundschaft sich ausgezeichnet, so entfaltete sie jetzt ein so schönes Talent für die Kunst, daß die glücklichsten Erfolge und deren Ruhm ihr nicht mangeln konnten. Fast überflüssig scheint es, nach Allem diesen noch zu bemerken, daß Fräulein Fauveau es ist, von der ich hier spreche. A. d. V.

erschöpfen. Die Sammlungen des Pallastes Pitti bestehen nur aus Meisterwerken und aus den Arbeiten der Notabilitäten und der hohen Aristokratie jener Talente, welche neben dem Namen eines Raphael, Michel Angelo, Carraccio und Titian würdig erscheinen. Ja, noch mehr, hier fanden nur jene Bilder jener Meister Aufnahme, welche eigentlich die Unsterblichkeit ihres Ruhms begründeten. Die Anordnung ist so rein, das Verdienst der einzelnen Bilder so auffallend, daß keines dem andern Schaden thun, und jedes auch mit dem besten einen Vergleich aushalten kann. Manieren und Behandlungsarten sind so verschieden, daß Talent und Schöpferkraft beim Anblick jedes Bildes stets wieder momentan als die höchsten erscheinen und jeden Vergleich undenkbar machen. Man sieht, man bewundert, man denkt nicht daran, hier ein mehr oder weniger von Größe und Kunst unterscheiden zu wollen, um seine Freude nicht zu schwächen, sein Entzücken auf keine Weise zu mindern.

Dies hat man so richtig erkannt, daß man selbst das bei Anordnung von Gemälden überall nützlich befundene Kunststück: die Bilder nach ihrer Schönheit und ihrem Kunstwerth von unten angefangen, stufenweise aufzustellen, verschmäht hat. Hier sind die Meisterwerke nicht nach Rang und Verdienst aufgestellt, denn solche Klassification hätte ihre Schwierigkeiten. Auch nicht nach Schulen, denn daraus wäre Monotonie entstanden, sondern, ich muß es nur heraussagen, gerade so, wie sie für den oder jenen Platz sich eigneten, wie sie hier oder dort günstiger beleuchtet wurden, wohin gerade die Form ihrer Einrahmung paßte.

Im ersten Saale hängen ein Seestück und eine Schlacht von Salvator Rosa, eine Jungfrau von Raphael, eine Kreuzabnahme von Annibal Carraccio, und noch dreißig andere Bilder gleichen Werths. Man glaubt nicht, daß man in den folgenden Zimmern noch etwas dieser glänzenden Einleitung würdig Entsprechendes finden könne. Man tritt in den zweiten Saal, findet nichts Besseres, aber eben so Schönes. Dieselben Namen auf andern Gegenständen, dieselben Pinsel mit anderer Behandlung, aber mit gleicher Vollkommenheit; und unter all diesen erhabenen Compositionen kein

einziges mittelmäßiges Werk! Hier hatte man nicht nöthig, mit Hilfe einer bestimmten Folge der Gemälde die Geschichte der Kunst zu erforschen, ihr Herumsuchen und ihre Verirrungen zu verzeichnen. Diese Säle, welche durch den Reichthum ihrer Verzierung ganz würdig ihrer edlen Bestimmung erscheinen, zeigen die Kunst in ihrer ganzen Vollendung, in ihrem vollen Glanz, mit ihrer höchsten Magie. Hier erscheint es Jedem unbegreiflich, wie nach einer solchen Auswahl von Wunderwerken deren noch genug übrig geblieben sein könnten, um die Florentinische Gallerie zu schmücken.

Diese auf der ganzen Welt einzige Sammlung habe ich gesehen, und wieder und noch oft gesehen. So groß war der Eindruck, daß ich jetzt noch den Platz bezeichnen könnte, wo jedes einzelne Gemälde hängt. Dennoch wäre es mir unmöglich, diese Bilder nach irgend einer Rangordnung zu verzeichnen, oder irgend einem meiner Leser Vorzüge und Schönheiten an einzelnen derselben begreiflich zu machen. Das schönste aller Bilder ist stets dasjenige, welches man gerade vor Augen hat. Hier ist Alles, was man sieht, von Raphael, Titian, Leonardo da Vinci, Dominichino, Guido Reni, Salvator Rosa, Claude Lorrain, Poussin, Carraccio, Andrea del Sarto, Michel Angelo! Und dieser außerordentlichen Menschen größte und schönste Gemälde sind hier! Wie kalt und todt muß davon jede Beschreibung erscheinen! Wer vermöchte die Gefühle, die bei solchem Anblick ihn durchbebten und entzückten, mit Worten zu beschreiben? Ich mag es nicht versuchen!

Schöne Künste.

Florenz ist berühmt durch seine steinernen Gemälde. Dies ist wohl der einzige passende Name für Arbeiten, welche keine eigentliche Mosaik sind und dennoch ohne Malerei alle Gegenstände in den zartesten, lebendsten Farben darstellen. Von den menschlichen Gesichtszügen mit allen ihren Empfindungen und Leidenschaften, bis zu den unerfaßlichen Nüancen und Uebergängen des Regenbogens, wird Alles so genau und

wahr gegeben, wie man es von dem geschicktesten Pinsel erwarten könnte. Die Leinwand, deren sich die Maler dieser sonderbaren Bilder bedienen, ist Marmor. Ihre Palette besteht aus einer Sammlung von Steinchen aller Farben und Schattirungen, welche in Splitterchen von der Dicke einer Linie zersägt sind. Als einzigen Pinsel haben sie nur ihre Kenntniß und Erfahrung, um die Steinchen von dem ihnen nöthigen Ton schnell auszusuchen, und die Theilchen, welche sie davon mit Hilfe eines sehr dünnen Eisendrahtes ablösen, zu verbinden, zu umwinden, und in Gestalt einer bogenförmigen Säge die Form der gehörigen Umrisse zu geben, um sie, alsdann mit den schon zum Anfang eines Bildes aufgestellten Steinchen so innig zu verknüpfen, daß das beste Auge die Vereinigungslinien nicht bemerken kann. Oft genügt kaum die Arbeit eines ganzen Tages, um ein Steinbildchen von zwei Linien Umfang zusammenzusetzen. Man zeigte mir einen Blumenstrauß von drei Zoll Durchmesser, woran einer der geübtesten Arbeiter 7 Monate lang seine Geduld versucht hatte. Und dieser Blumenstrauß enthielt nur den zwanzigsten Theil eines ganzen Bildes. Eben hatte man einen Tisch vollendet, dessen Mittelpunkt eine musikalische Trophäe und dessen Bekränzung eine Blumenguirlande bildet. Neun Arbeiter hatten fünf volle Jahre darauf verwendet. Der Arbeitslohn dafür betrug 81,000 Franken, das Abschleifen und das Material der dazu verwendeten Steinchen 40,000 Franken. Um einen Begriff von dem Werthe solcher Steine zu geben, will ich hier nur bemerken, auf welche Art damit gehandelt wird. Braucht der Arbeiter eine Farbe, so geht er in das Magazin, sucht sich einen passenden Stein aus, erhält ihn nur gegen einen Empfangschein, liefert ihn wieder dahin ab, nachdem er den nöthigen Splitter davon abgelöst hat, und muß von jedem solchen Splitter pünktlich Rechenschaft ablegen. So viele und so kleinliche Proceduren müssen eigentlich ein ungünstiges Licht auf die daraus hervorgehenden Arbeiten werfen. Aber alle solche Vorurtheile schwinden beim Anblick der reizenden Bilder, welche in dieser auf Kosten des Großherzogs bestehenden und für ihn allein arbeitenden Fabrik verfertigt werden.

Florenz hat viele dieser Kunst gewidmete Werkstätten, allein keine derselben vermag ihre Producte mit denen der großherzoglichen Anstalt zu vergleichen.

Eine andere Meisterarbeit an Studium, Kenntnissen, Geduld und Geschicklichkeit bieten jene trefflichen anatomischen Darstellungen aller Theile des menschlichen Körpers in farbigem Wachs. Sie sind um so schätzenswerther, da sie mit Treue und fast schauerlicher Wahrheit Dinge dem Auge vorstellen, welche in ihrer natürlichen Wesenheit manchen Profanen voll Ekel zurückschrecken und von jeder wissenschaftlichen Betrachtung abhalten würden. Nirgends zeigt sich die schwierige Geschicklichkeit in Ausarbeitung der zartesten Nüancen und feinsten Einzelnheiten vollendeter. Nie hat die Modelirkunst größere Wunder hervorgebracht. Hier ist die Natur mit der ganzen Vollkommenheit ihrer Schöpfung und mit allen Schrecknissen ihrer Zerstörungsmittel auf der That ertappt.

Wer diese, mit dem naturhistorischen Kabinet und der Bibliothek des Pallastes Pitti verbundene, Sammlung betrachten will, der sehe sich wohl vor, ob er Herr seiner Nerven und seiner Gefühle sei, damit er nicht finstere Gedanken und allzubetrübende Eindrücke aus diesen Sälen mit fortnehme.

Literatur.

Florenz hat vier öffentliche Bibliotheken. Dabei ist die des Pallastes Pitti nicht gezählt, obgleich sie, eigentlich nur für den Privatgebrauch des Großherzogs bestimmt, dennoch jedem Gelehrten zu seinen Forschungen offen steht. Diese Bibliotheken enthalten zusammen über 600,000 Bände gedruckter Werke und gegen 18,000 Handschriften. Unter diesen letztern befinden sich sehr viele kostbare Dinge, deren einige zu den wichtigsten Entdeckungen geführt haben.

Die Toscaner sind von Natur für Wissenschaften und Künste geneigt, haben mehr als irgend eine andere Nation Mittel, diese Neigung und Anlage auszubilden und zeichnen sich auch auf beiden Bahnen sehr glänzend aus. Toscana lieferte mehr Gelehrte aller Art, Geschichtsschreiber, Dichter,

Philosophen, Maler, Bildhauer ersten Ranges, als irgend ein anderes Land. Florenz allein sah in seinen Mauern einen Dante, Petrarca, Boccacio, Americo Vespuci, Michel Angelo, Machiavelli und Galilei geboren werden. Dies weiß hier Jedermann und Jedermann ist stolz darauf, denn zu den charakteristischen Zügen der italienischen Erziehung gehört es, daß selbst die Leute der niedrigsten Volksklasse mit den Umrissen der Hauptbegebenheiten der Landesgeschichte bekannt gemacht werden, und daß sie mit den Namen ihrer großen Dichter und berühmten Künstler so vertraut sind, daß man wirklich oft aus dem Munde eines Bettlers Notizen hört, die wohl vielen andern Leuten in andern Ländern unbekannt sind *). Es gibt selbst sehr wenige Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, welche nicht Stoff und Bedeutung jedes Gemäldes und jeder Statue zu erklären wüßten; Viele haben stets Strophen und Verse von Tasso und Petrarca im Munde.

Gefängnisse.

Ich war schon rings um ein mit hohen Mauern eingeschlossenes Viereck gegangen, ohne eine Thür bemerken zu können. Endlich ersah ich eine solche, aber so klein, daß kaum ein Mensch hineingeschoben werden konnte. Man scheint selbst diese enge Ritze nur ungern angebracht zu haben, aus Furcht, daß irgend einmal eine Menschenseele diesem traurigen Aufenthalte entrinnen könnte. Denn diese kleine Thür sollte nur nach reichlicher Ueberlegung sich öffnen, dieses zeigte ein schweres Eisengitter, welches von außen sie beschützte. Die Oeffnung enthält nur vier Quadratfuß. Der Raum, der von der nöthigen Höhe ihr genommen ist, enthält eine Plinthe von weißem Marmor mit der sehr großen Inschrift: **Oportet misereri.**

Diese Mauer umschließt ein Gefängniß, aber eine Art von Gefängniß, wie sie nur die Zeiten jener Freiheit, in wel-

*) Diese Bemerkung gilt nicht mehr in voller Kraft, sobald von dem Volk im mittäglichen Italien die Rede ist. A. d. V.

chen alle politischen Leidenschaften in ihrer höchsten Glut und Wuth stets befürchten, daß ihnen irgend eines ihrer Opfer entwischen könnte, zu ersinnen wissen. Die Inschrift ist einer solchen Zeit vollkommen angemessen, denn zu allen Martern fügt sie noch Verspottung. In Frankreich schrieb man während der ersten Revolution auf alle Kerker das Wort Freiheit. Dies war ein eben so grausamer Spott, aber man weiß ja, daß die Freiheit, wie solche von manchen Geistern verstanden wird, immer und überall sehr spaßhafter Natur ist. Habt Gefängnisse, ihr, die ihr selbst den Beruf euch auferlegt, die Welt von dem Despotismus zu befreien; habt immerhin Gefängnisse, zwei- und dreimal mehr, als deren die Tyrannei gebrauchte; sucht immerhin Mittel, alle eure Kerker stets voll zu erhalten; aber enthaltet euch, daraus einen Gegenstand grausamer Ironie oder sentimentaler Phrasen zu machen!

Zu Florenz hat man so ziemlich die ursprüngliche Einrichtung der Gefängnisse beibehalten. Verbessert ist eigentlich daran nichts. Allein die schändlichsten Kerker, worin der Aufenthalt an und für sich selbst schon eine unerträgliche Marter war, stehen jetzt leer, weil die Zahl der Gefangenen sich sehr gemindert hat. Disciplin und Hausordnung konnten mit der Zeit bis auf das Unerläßliche gemildert werden; jetzt ist die Behandlung minder streng, die Kost besser und die Religion bringt ihren Trost auch in diese Gewölbe.

Geistlichkeit.

Jeder neu ankommende Fremde erstaunt zu Florenz über die ungeheure Menge von Geistlichen. Priester im kurzen Kleid und Mantel, im Leibrock und großen Hut; Mönche von allen Trachten und Farben mischen sich überall in das Volksgedränge auf Straßen und Plätzen. Man fragt sich dabei wohl: wie ist es möglich, daß so viele Leute auf dieselbe Weise und durch dieselben Mittel hier leben können? Bald hört man, daß kein Mensch sich darum bekümmere und daß alle diese Herren, mit Ausnahme des Ordens der Bettelmönche, für ihren Unterhalt selbst sorgen müssen. Was

die Bettelmönche von den empfangenen Almosen erübrigen können, theilen sie den Armen mit.

Der Fremde frägt wohl auch: wie verträgt sich diese große Zahl von ehelosen Männern mit der Erhaltung der Bevölkerung? Hierauf erhält man die Antwort: seit einem Jahrhundert hat die Bevölkerung in Toscana mehr zugenommen, als in irgend einem andern Lande in Europa, ja von 1784 bis 1832 stieg sie, nur innerhalb der alten Grenzen, von einer Million auf 1,300,000 Seelen *). Um die Ursachen dieses sonderbaren Phänomens zu erklären, sagt man ihm weiter: die Priester, die Mönche und Alle, welche aus Religionsgründen sich nicht verheirathen, bilden nur eine unbedeutende Zahl gegen jenen Theil der Bevölkerung, der allerwärts ehelos bleibt. In den Ländern, wo ein Theil dieser Ehelosen irgend einem Stande sich hingibt, der die Ehelosigkeit ihnen zur Pflicht macht, vermehren sich die Heirathen, weil das Loos der Familien ein bestimmtes ist, indem Brüder und Schwestern auch den Theil des Vermögens, welcher andern Falls jenen Ehelosen zu Theil geworden wäre, nun unter sich vertheilen können und damit die Mittel, eine neue Familie zu gründen, gewinnen. Ferner bemerkt man: der Staat gewinnt dadurch wesentlich an Ruhe, indem das geistige Leben vielen fähigen Köpfen Beschäftigung und Unterhalt bietet, welche sie ohne dasselbe nicht gefunden hätten. Aber wo sie dergleichen nicht finden, wenden sie in der Regel ihre geistige Kraft gegen den Staat. Das Mönchsleben beschäftigt und fixirt eine Menge lebhafter, glühender und exaltirter Phantasien, welche, auf eine andere Bahn gekommen, dem Ehrgeiz sich hingegeben und, solchen zu befriedigen, selbst die gewaltsamsten Mittel nicht gescheut hätten. Endlich fügt man hinzu: anerkannt ist es einmal, daß nicht die ganze Welt sich verheirathen kann noch will. Daher ist es so ziemlich gleichgiltig, ob ein Theil dieser Hagestolze sich

---

*) Nach manchen officiellen Angaben scheint dies Factum an und für sich nicht ganz richtig angegeben zu sein. Aber, auch davon abgesehen, ist es nicht richtig im Verhältniß zu manchen Ländern, in welchen die Bevölkerung mindestens eben so stark in gleicher Zeit sich vermehrte.
A. d. U.

schwarz, weiß oder grau kleide, sich einsperre, bete, arbeite, die Arme über einander schlage, sich barbiere oder sich den Bart wachsen lasse, sich vereinige, um wohlfeiler zu leben, den religiösen Vorschriften alles Thun und Lassen unterordne, nach bestimmten Regeln lebe, nach Laune und Gefallen irgend einem Zwang oder einer Regel sich füge — so lange nur dadurch der Staat auf keine Weise gestört, gehemmt oder gefährdet wird *).

Jene sanften und einschmeichelnden Moralisten, welche seltene Ausnahmen für den regelmäßigen Stand der Dinge nehmen, schreien gewöhnlich hoch auf über die angebliche Demoralisation und Entwürdigung der zur Ehelosigkeit verdammten Geistlichen. Ihnen erwiedert man, daß ihr Satz im Allgemeinen falsch ist. Man beweist ihnen, daß er nur in sehr seltenen Fällen wahr sein kann, weil Alles seiner größern Allgemeinheit sich widersetzt. Denn wollte man auch das, was nicht sein kann und nicht ist, annehmen, daß Alles so unordentlich hergehe, wie jene Schreier gegen die Ehelosigkeit der Priester es behaupten, so würde dennoch die Immoralität einiger Tausend eingeklosterten, streng beobachteten, manchen schlecht oder gut erfüllten Pflichten unterworfenen, für die meisten Tagesstunden durch Disciplin beschäftigten, durch Geist und Gewand von der übrigen Welt getrennten, von dieser gleichsam selbst ausgestoßenen Mönche, für die allgemeine Sittlichkeit weit weniger gefährlich sein, als wenn dieselben Individuen allen ihren Leidenschaften zaumlos überlassen, vermengt mit der übrigen Welt, an allen Unordnungen des geselligen

*) Göttlich ist diese Apologie des Mönchswesens an sich, und der kühne Gedanke: durch Errichtung von Klöstern und Stiftung von Mönchsorden den Zeitgeist fesseln und allen Ländern ewige Ruhe geben zu wollen! Herr Minister, bei wem haben Sie Geschichte studirt? — Nicht leicht kann der Leichtsinn oder Unsinn mit klingenden Worten weiter getrieben werden. Er behauptet auf einer Seite keck, daß die Ehelosigkeit ꝛc. dieser Unzahl von Mönche weder der Religiosität noch der Moral im geringsten schade, und erzählt auf der andern Seite wieder ganz unbefangen, wie zwanglos und behaglich diese Mönche das Parterre der Theater schaarenweise beleben, wenn die Tänzerinnen mit den außerordentlich kurzen Röcken sich sehen lassen. Daß das Müßiggehen, Lungern und arbeitslose Zehren von anderer Leute Fett und mühsamem Erwerb so vieler tausend Mönche, dem Gedeihen eines Staats nicht hinderlich sein und Hemmschuhe anlegen könne, kann wirklich ein vernünftiger Mann nur ironisch und erröthend behaupten.
A. d. U.

Lebens Theil nehmen, die Veranlassung, Zahl und Resultate derselben bedeutend vermehrten *).

Sollte man nicht billigerweise jene zartfühlenden und einschmeichelnden Philosophen fragen: wie kommt es, meine Herren, daß ihre gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen rastlos schreiende Philosophie durchaus nichts gegen die zehn- und zwanzigfach zahlreichere Ehelosigkeit der Soldaten zu sagen weiß, während doch unbezweifelt die Soldaten aus einer Art von Leichtsinn und Ueppigkeit gleichsam eine Ehrensache machen und mit Manchem öffentlich prunken, was die Geistlichen nothwendigerweise sehr geheim halten müssen. Findet ihr vielleicht in den Kasernen strengere Sittlichkeit und edlere Sitten als in den Klöstern? Darüber, meine Herren, sollte man doch billig, bevor man schreit, sich genau unterrichten **).

Theater.

Nur auf wenigen Theatern und von einigen wenigen Künstlern wird die dramatische Kunst würdig geübt. Aber viel häufiger auf eine selbst des schlechtesten französischen Provinztheaters unwürdige Weise getrieben. Auf einem der ersten Theater von Florenz sah ich eine Darstellung der Oper Anna Boleyna. Orchester, Sänger, Comparsen, Chöre

*) Ha, ha, ha! Ein Trapist und ein Kapuziner sind warlich sehr gefährliche Verführer! Eine Tugend, welche diesen nicht widerstehen kann, verdient in der That, daß man groß Aufhebens von ihr mache.

A. d. V.

Ja, Herr Minister, solche Mönche sind sehr gefährliche Verführer! Diese Erfahrung, diese auf die ganze Natur des Mönchthums und alle seine Verhältnisse zum weiblichen Geschlecht gegründete Wahrheit können Sie nicht wegstreiten, selbst wenn es Ihnen möglich wäre, poetisch und witzig dagegen zu Felde zu ziehen. Ueberall, wo das Mönchthum in höchster Blüte steht, blüht auch der Leichtsinn und die Unsittlichkeit der Frauen am auffallendsten, wenngleich oft der Schleier der Bigotterie sehr zierlich darüber geworfen ist. A. d. U.

**) Eine weit gegründetere Klage gegen die Mönche, vorzüglich gegen die Florentinischen könnte man darauf gründen, daß sie bei ihren nächtlichen Gebeten ununterbrochen alle Glocken der Stadt in Bewegung setzen. In der That muß es als ein gräulicher Mißbrauch erscheinen, wenn man eine ganze Stadt aus dem Schlaf aufschreckt, weil es einigen Karthäusern oder Karmelitern einfällt, bei Nacht zu beten.

A. d. V.

waren erbärmlich. Die Costüme waren dem Talent der Künstler angemessen. Um der Königin von England einen würdigen Hofstaat zu bilden, hatte man in alte gold- und silberbeflitterte Lappen drei Theaterjungen so ärmlich als possirlich gekleidet und im Hintergrund des Theaters majestätisch aufgestellt, ohne daß das Publikum das geringste Erstaunen oder Mißfallen über diese lächerliche Travestie geäußert hätte. Den Pagen spielte eine sehr alte Frau. Mehr im Gefühl ihrer Jahre, als im Verständniß der Person, welche sie darstellen sollte, hatte sie ihr Gesicht mit Schnurrbart, Knebelbart und Backenbart martialisch behangen und kam, um ihren Gesang selbst zu accompagniren, mit einer ungeheuern Harfe hervor und spielte sehr eifrig mit allen zehn Fingern, obgleich die Harfe keine einzige Saite hatte.

Ich war fest entschlossen, eine ähnliche Travestirung des zweiten Acts dieser Oper nicht mit anzusehen, als sogleich nach dem Schluß des ersten Acts das Orchester eine Art von Potpourri aus bekannten Melodien anstimmte. Dies war die Ouvertüre eines Ballets. Um mich zu überzeugen, ob der Tanz auf gleicher Höhe mit dem Gesang stehe, blieb ich. So wie der Vorhang aufging, sah ich die ganze Bühne mit einer Menge von Grimaciers erfüllt, deren Costüme vortrefflich in die Marktschreierbuden auf einem Boulevardtheater gepaßt hätten. Die ganze Handlung bestand in gegebenen und empfangenen Ohrfeigen, in Faustschlägen und Fußtritten, in sehr groben Zoten und in sehr kurzen Röcken. Diese Röcke waren in der That so kurz, daß sie bei weitem nicht bis aufs Knie der Tänzerinnen hinabgingen; dennoch sprangen und pirouettirten diese Damen so lustig und so hoch, als hätten sie Schleppkleider an. Die Figurantinnen waren nicht ganz so anständig gekleidet. Ich wendete mich an meinen Nachbar zur rechten Hand, der, ohne Zweifel über solchen Scandal sich ärgernd, nie auf das Theater, sondern unaufhörlich in die Logen sah. Mitten in seinem dichten schwarzen Haarwuchs bemerkte ich eine breite Tonsur; er war ein Priester. Ich wendete mich an meinen Nachbarn zur Linken. Dieser fühlte das Bedürfniß, seine Unzufriedenheit über solchen Scandal auszuströmen, er donnerte dagegen. Er war auch

ein Priester. Aber warum befand sich denn dieser Herr hier? Ich bemerkte viele seiner Collegen unter den Zuschauern und lernte auch einsehen, daß das Publikum über den Anblick eines Priesterkopfes im Paterre nicht im geringsten mehr erstaunt sich zeigte, als über den Anblick einiger scharmanten Lenden der Tänzerinnen auf dem Theater. Ein Priester, der für den Ertrag einer Seelenmesse ein Billet ins Opernhaus sich gekauft hatte, kann ohne allen Anstoß das Theater besuchen, sobald er, statt des Priestergewandes, einen Ueberrock und statt der blauen oder violetten Halsläppchen eine schwarze Binde umgehängt hat. Auf den Spazirgängen und in allen Kaffeehäusern hatte ich Priester und Geistliche gefunden, dennoch nicht erwartet, auf den Paterrebänken eines Theaters, in welchem die Tänzerinnen so außerordentlich sparsam im Zuschnitt ihrer Röcke sind, deren noch mehr zu finden. Unwillkürlich dachte ich an den einfachen, anständigen, strengsittlichen, armen und doch so mildthätigen Priesterstand in Frankreich. Bei diesem Vergleich mußten freilich die Florentiner Geistlichen verlieren.

Es wäre eben so thöricht als ungerecht, die dramatische Kunst Italiens nach dem, was ich gesehen, beurtheilen zu wollen. Ich zeichnete hier lediglich auf, was meinen flüchtigen Blicken begegnete, was bizarr und komisch und lächerlich mir erschien. Ein eigentliches Urtheil muß ich für bessere Gelegenheit versparen *).

Pferderennen.

Ganz Toscana brennt für die Pferderennen, welche oft selbst in den Straßen der Städte und in solchem Gedränge von Zuschauern statt finden, daß kaum ein einziges Pferd durchkommen, mithin auch der geübteste Renner, der nicht gleich im ersten Augenblick den Vorsprung genommen hat, unmöglich mehr an diesem vorbeikommen und den Sieg gewinnen kann.

*) Diese Vorstellungen fanden im Sommer statt. Während dieser Jahreszeit sind die guten Theater geschlossen, oder herumziehenden Banden überlassen. A. d. V.

In der Regel wird dabei nicht geritten. Die Pferde gehen lediglich, sind gezäumt ohne Zügel, und tragen über dem Stirnband Federbüsche oder hochwehende Straußfedern von verschiedenen Farben. Allen Pferden sind auf Schenkel und Schultern große Zahlen gemalt, weiß für alle dunkeln Pferde, schwarz für Schimmel und Falben. Ueber den gan= Rücken hin sind Schnüre mit Harz aufgeklebt, an diesen Schnüren hängen hölzerne Kugeln voll sehr scharfer Stacheln. Diese dienen statt der Sporen und leisten in der That so trefflichen Ersatz, daß die unglücklichen Thiere stets ganz mit Blut bedeckt am Ziel anlangen.

Ist Alles bereit, so treibt man die Pferde in die Bahn. Bei der Unmöglichkeit neben einander zu laufen, folgen sie sich bis zum Ziel ganz in derselben Ordnung, wie beim ersten Schritt und zwar mit sehr mäßiger Schnelligkeit, obgleich die brutalen Zuschauer, zwischen denen sie hindurch müssen, mit Peitschen und Stockhieben sie reichlich regaliren. Diese Renner werden in der Regel erst eine Stunde vor dem Wettlauf von irgend einem Kothkarren der Straßenreiniger oder von einigen der auf den Plätzen stehenden Miethkutschen ausgespannt. Gewöhnlich rennen sechs bis acht Pferde.

Das Volk hält jedes siegende Pferd für ein Glück und Segen bringendes Thier, jeder drängt sich hinzu, trachtet ihm einige Haare auszureißen und schätzt sich im äußersten Fall schon glücklich, wenn er es nur streicheln oder berühren konnte.

Die Nummer des Siegers wird in der nächsten Lotterie eingesetzt; man combinirt die Nummern der übrigen Pferde auf verschiedene Weise, je nachdem sie bei dem Rennen auf einander folgten, um Lotterieeinsätze daraus zu bilden.

Sieht man, wie alle Gesichter sich beleben, alle Stimmen laut und lauter werden, wie eifrig die Gruppen sich schließen und unterhalten, wenn die Pferde vorüber sind, so sollte man wahrhaftig glauben, es handelte sich hier um große Wetten, sehr theure Pferde und höchst wichtige Interessen. Und was war das Ganze? Fünf oder sechs schlechte Pferde liefen eines hinter dem andern drein. 20 bis 30,000 Menschen verloren einen Nachmittag mit Erwartung und mit Betrachtung dieses sogenannten Pferderennens. Die Lebhaftig=

keit des Italieners hängt sich mit ganzer Seele an dieses unbedeutende Schauspiel und seine leidenschaftliche Phantasie weiß ihm tausend Reize und Interessen abzugewinnen. Glücklich das Volk, welches sich auf eine so wohlfeile Weise vergnügen kann! Glücklich alle, welche solch ein Volk zu regieren berufen sind!

Geselligkeit.

In Allem, was Eleganz der Sitten, Annehmlichkeit und Anmuth der höhern Geselligkeit und wohlwollende Aufnahme der Fremden betrifft, gab Florenz lange Zeit ganz Italien den Ton an. Dies hat jetzt sich einigermaßen anders gestaltet. Das eigentlich italienische Gesellschaftswesen hat seinen Glanz verloren und die höhere Gesellschaft scheint nicht mehr sehr eifrig bemüht, die Honneurs ihres Landes zu machen. Salons, worin man früher nur vorgestellt sein durfte, um bei jedem folgenden Besuch die verbindlichste Aufnahme zu genießen, sind jetzt nur in geringer Zahl vorhanden. Dieser zuvorkommende Ton wird heutzutage nur noch von einigen Mitgliedern der Diplomatie und von einigen Fremden geübt, welche jene finanziellen Rücksichten, die so Manchen aus seinem Vaterland treiben, nicht zu beachten haben. Man begegnet sich nirgends als auf diesem oder jenem Cassino, diesen wahrhaft traurigen, aber schattenreichen Promenaden, wo alle Equipagen der Stadt zusammentreffen. Auf einem viereckigen Platze stellen sie sich sämmtlich auf, wo möglich nahe zusammen mit dem Wagen, deren Besitzer zu derselben Gesellschaft gehört. Aus einem Wagen in den andern spinnt man Gespräche an; ist man dieser Unterhaltung müde, so fährt man wieder eine Strecke herum, hält bei einem andern Wagen und hält ein neues Gespräch. Kommt man Abends zusammen, so geschieht es nur im kleinen Kreis und ohne Glanz. Große Gesellschaften finden nur selten statt und nur wer eingeladen ist, kann sie besuchen.

Einen Theil des Sommers und den ganzen Herbst verbringt man in sehr großen Schlössern, die gewöhnlich hoch liegen, um der Hitze weniger ausgesetzt zu sein. Ihr In-

neres ist mit Freskogemälden reich geschmückt. Außerhalb derselben gibt es keinen andern Schatten, als in den Alleen von Steineichen. Hiernach muß man den ganzen Tag in vollkommener Finsterniß im Innern des Schlosses zubringen, um gegen die übermäßige Hitze geschirmt zu sein. Abends verläßt man die finstern Hallen, um im Freien Luft zu schöpfen. Alle Gebräuche und Freuden der ländlichen Geselligkeit sind weit weniger prächtig und kostbar als in England, und weit weniger lustig als in Frankreich. Vertreibt endlich die Langeweile alle Geduld, so besucht man wieder für einige Zeit irgend einen Mineralbrunnen oder ein Seebad. Dies sind sämmtliche Elemente und Genüsse der höhern Gesellschaft von Toscana.

Will man einem dunkeln Gerede Glauben schenken, so so soll man in der Leichtigkeit, innigere Verhältnisse und ein zarteres Interesse, als es sich wohl im Allgemeinen mit dem Ton der höhern Gesellschaft verträgt, anzuknüpfen, Ersatz für manches Andere finden. Ja, solche innigen und süßen Verhältnisse sollen hier völlig zwanglos und nichts weniger als im Geheimen gewöhnlich betrieben werden.

Indessen denke ich, daß alle zu Beglaubigung dieser Ansicht angeführten Beispiele nur Ausnahmen sind, und daß man nur als einzelne Absonderlichkeit betrachten soll, was oberflächliche Beobachter als etwas Gewöhnliches und Alltägliches schildern.

Volkssitten.

Das Volk von Florenz unterscheidet sich weder in Tracht und Sitten von den Bewohnern irgend einer Hauptstadt Europa's. In den Hauptstädten und durch dieselben verwischt sich stets am ersten der Typus verschiedener Nationalität, weil hier, mehr als dies auf dem Lande und in den Provinzstädten der Fall sein kann, sich Alles täglich und lebhaft Mann an Mann und Volk an Volk reibt. Man darf daher über die gewisse Familienähnlichkeit unter den Bevölkerungen der Mehrzahl der großen Städte sich keineswegs wundern. Physisch betrachtet kann man die Be-

wohner von Florenz nur loben. Sie sind nicht groß, aber zeigen einen schönen Bau in ihrem leichten Gang. Im Allgemeinen sind seine geschmackvoll gekleideten und anmuthig sich bewegenden Frauen und Mädchen auch recht hübsch.

Die Toscanischen Bauern haben ihre eigenthümlichen Sitten beibehalten. Sie lieben die von ihren Vätern überkommene Lebensart und trachten nicht, daran etwas zu ändern oder einen andern Stand zu ergreifen. Nur höchst selten sieht man einen jungen Mann vom Lande den Pflug mit der Feder oder dem Pinsel vertauschen. Die seltenen Ausnahmen davon macht ein frommer Beruf oder irgend eine Laune oder Berechnung, welche man dafür ausgibt oder annimmt.

Die Landleute sind groß und stark. Sie sehen ziemlich hochmüthig und trotzig aus, aber nur so lange, bis man irgend einen leichten Dienst von ihnen verlangt. Die Frauen würden für schön gelten, wenn sie nur etwas größer wären. Der charakteristische Zug aller Frauengesichter dieses Landes ist ein Augenpaar so schwarz und so schön, wie man es nicht leicht anderwärts wiederfindet. Das weibliche Geschlecht bewegt sich in höchst anmuthigen und harmlos lockenden Manieren, wie ich es noch nirgends gesehen. Sagt man ihnen nur ein verbindliches Wort, beschenkt man sie für irgend einen Dienst mit der geringsten Kleinigkeit, so wird man sogleich mit einem Handkuß belohnt, ohne daß die niedlichen Dingerchen an irgend eine sklavische Unterthänigkeit dabei dächten. Es ist vielleicht nur ein Beweis von Hochachtung oder lediglich ein Ausbruch angebornen sehr lebhaften Dankgefühls.

An allen Tagen, an welchen sie einige Sorgfalt auf sich zu verwenden Zeit haben, ist ihre Kleidung sehr elegant, ihrer angebornen zierlichen Koketterie, ihrem ganzen neckisch lockenden Wesen anpassend. Ueberall suchen sie die Augen auf sich zu ziehen und zeigen sich nicht wenig eitel für jeden Blick, den man ihnen zuwirft *).

---

*) Zu Florenz sieht man, dem von den höhern Ständen am zahlreichsten besuchten Kaffeehaus gegenüber, eine dieser Bäuerinnen, welche

Die Bäuerinnen im Thal des Arno beschäftigen sich vorzüglich mit dem Flechten des Zeugs für die berühmten Strohhüte. Das dazu verwendet werdende Stroh kommt von einer Weizenart, die man auf sehr magern Bergboden mit aller Vorsicht und nach bestimmten Regeln so pflanzt, daß die Halme für diesen Gebrauch wachsen. Ganze Schaaren dieser Arbeiterinnen sieht man eifrig beisammen, mit keinem Blick ihre Arbeit betrachtend, ununterbrochen plaudern, lachen und schäkern, und dennoch diese delikaten Geflechte ziemlich schnell von der Hand bringen.

Mit diesem Industriezweig gewinnt das Toscanische Landvolk jährlich im Durchschnitt 4 bis 5 Millionen Franken. Der Toscanische Landmann ist sehr arbeitsam und Jahr aus und Jahr ein täglich beschäftigt. Beschwerlich wird seine Arbeit im Winter durch die scharfe Kälte auf den Apenninen, im Sommer durch die alles überwältigende Hitze. Die Natur des Bodens und der Pflanzungen läßt den Gebrauch der Thiere nur selten zu; Alles muß mit des Menschen Händen gemacht werden. Daher nehmen auch Männer wie Frauen und selbst die Kinder rastlos Theil daran. Alle trotzen mit gleicher Emsigkeit der Hitze, wie der Kälte, ohne irgend einen andern Schutz gegen beide, als ihre Strohhüte und ihre leichten Leinwandanzüge. Von Strümpfen und Schuhen ist dabei nie die Rede, sie werden nur als ein Sonntags- oder Feiertagsschmuck betrachtet.

---

für den Typus dieser ländlichen Schönheit und Koketterie gelten kann. In einer Hand hält sie einen Korb voll Blumen, in der andern einen Straus, Jedem bietet sie davon an und gibt Jedem, ohne je den Preis dafür zu bestimmen. In die vorüberfahrenden Kutschen wirft sie Sträuse, ohne daß irgend einmal Jemand anhielte, um solche ihr zu bezahlen. So hat sie stets laufende Rechnung mit der ganzen Stadt und kommt dabei so wenig zu kurz, daß sie bereits am Florentiner Thor einen sehr hübschen Garten sich erübrigte. Aber sie versteht auch ihre Blumen mit so viel Anmuth zu verkaufen, und weiß für jede Gabe so allerliebst zu danken, daß die ganze Welt sich für sie interessirt. Diese schöne Guiseppa hat wirkliche Bedeutung erlangt. Man spricht allerwärts von ihr, man sucht sie zu sehen, macht ihr ordentlich den Hof, scherzt mit ihr. Sie weiß stets mit Feinheit dabei sich zu benehmen.

Trotz aller Schönheit und anscheinenden Koketterie soll Guiseppa sehr tugendhaft sein. Ich mag dieses Kaffeehausgerede nicht ganz verbürgen. A. d. V.

Verschiedene Bemerkungen.

Handel, Industrie.

Der Handel von Toscana besteht in einer reichen Ausfuhr von roher und verarbeiteter Seide, von Marmor und Alabasterarbeiten, Strohhüten, Oel, Wein, Getreide, Schwefel, Gemälden und Kunstgegenständen. Aber mehr als dies Alles bringt sein Klima ihm Gewinn und jener Zauber, der an dem Namen Italien haftet. Aus allen Gegenden Europa's strömen Fremde mit so viel Geld dort zusammen, wie der Handel es nie bringen könnte.

Der Handel von Toscana wird durch schlecht entworfene, aber gut unterhaltene und überall hin verzweigte Straßen begünstigt. Die Schifffahrt auf dem Arno, wie launenhaft und störrisch dieser auch sei; ein Kanal, der alle Waaren und Naturprodukte von Lucca und Pisa an den Ort der Einschiffung trägt; der Hafen von Livorno, wo die größte Thätigkeit im Verkehr mit den Herzogthümern Parma und Modena und einigen römischen Provinzen herrscht, sind seine thätigen Bundesgenossen.

Industrie und Handel in ihrem Verhältniß zum Ausland sind hier, was sie allerwärts sein sollten, ein Mittel zur Beschäftigung der Menschen und Kapitale, welche der Ackerbau und die gewöhnliche Localbetriebsamkeit erübrigen können. Beide sind zu sehr auf die beständigen Bedürfnisse des Landes begründet, als daß sie von der Ungunst politischer Ereignisse bedeutend abhängen könnten. Daher wird Toscana nie von jenen Unglücksfällen beunruhigt, welche in Ländern, wo ein großer Theil des Volks von dem Erfolg kühn unternehmender, aber nicht immer wohl überlegter Speculationen Einzelner abhängt, und das Unglück dieser die Ruhe und das Vermögen Aller untergräbt.

Vertheilung des Vermögens.

Das Erstgeburtsrecht ist durch ganz Toscana wirksam und ertheilt überall dem ältesten Sohn das gesammte

Vermögen. Eine hier stets heilig erachtete Gewohnheit legt ihm als erste Last die Sorge für die ganze übrige Familie auf. In der Regel stattet er die Schwestern aus. Den Brüdern werden verhältnißmäßige Mittel zum eignen Etablissement gesichert. Aber bis günstige Gelegenheiten zum Austritt aus dem väterlichen Haus und zu Begründung einer eigenen Familie sich bieten, bleiben alle vereinigt, arbeiten gemeinschaftlich und theilen den Gewinn im Verhältniß der Ansprüche und Geschicklichkeit eines Jeden.

Diese ehrwürdige Gewohnheit geht von dem Pallast des Herrschers aus. Seine Schwiegermutter, seine Schwester, seine Kinder erster Ehe und seine junge Gemahlin sind stets um den Großherzog versammelt, wohnen bei ihm, speisen und reisen mit ihm, theilen alle seine Freuden und Sorgen. Diese einfachen, aus der Gewohnheit der Nation entsprungenen Sitten, erzeugen die größte Einigkeit an diesem Hof, während sie zugleich, als höheres Beispiel dem Volk vorleuchtend, dieses bei seinen Gewohnheiten bestärken.

Heer.

Die 1,200,000 Einwohner von Toscana *) haben mit ihren 4000 Soldaten nur den dritten Theil der in allen Staaten von Europa verhältnißmäßig gewöhnlichen Heeresmacht zu erhalten. Dies genügt vollkommen, um den Schein einer Militärmacht zu haben, und damit jene Meuterer im Zaum zu halten, die in den großen Revolutionsschulen nicht erzogen wurden. So klein diese Armee ist, so übertrifft dies glückliche Verhältniß dennoch die bei ihrem Unterhalt herrschende Sparsamkeit. Die Beförderungen gehen nicht sehr schnell vor sich, weil jeder Stamm nur die unentbehrliche Anzahl von Officieren hat; die Gelegenheiten, sich tödten zu lassen, sehr selten erscheinen und der Widerwille, das Land mit

*) In einem der vorstehenden Kapitel sagt Herr von Haussez: „nur allein in den alten Provinzen von Toscana hat die Bevölkerung von einer Million auf 1,300,000 Seelen sich erhoben ꝛc." und hier hat plötzlich ganz Toscana nur 1,200,000 Einwohner! Wie soll diese Rechnung stimmen? A. d. U.

nutzlosen Pensionen zu ruiniren, so groß ist, daß man lieber jeden Officier in dem einmal erlangten Grad vor Alter sterben läßt.

Hof.

Hofstellen und Aemter eröffnen dem Ehrgeiz und der Habsucht kein weites Feld. Jener muß sich mit einigen Kammerherrnschlüsseln ohne Gehalt begnügen; diese findet bei einer so einfachen nicht sehr förmlichen Administration nur wenige Nahrung in einer kleinen Anzahl schwach besoldeter Aemter. Wer Vermögen und Ruhm erwerben will, der muß dort ein Kaufmann, Gelehrter, Dichter, Maler oder Musiker werden. Bis jetzt hat die Zahl aller dieser Leute das Bedürfniß des Landes nicht überschritten. Diesem Zustand verdankt man ohne Zweifel jene allgemeine Ruhe und Behaglichkeit des ganzen glücklichen Völkchens.

Pallast des Großherzogs.

Nach dem Muster aller großen Herren kleiner Länder, hat sich auch der Großherzog von Toscana mit der Unterhaltung von Pallästen bedeutend belastet. Seine Vorgänger bauten überall einen Pallast, wo eine schöne Lage ihrer Laune, Geld auszugeben und sich zu zerstreuen, Gelegenheit bot. Jetzt baut man nicht mehr, aber erhalten will man, was da steht und dies kostet viel Geld. Sind hier zu Lande die Palläste sehr groß, so ist dafür ihre ganze Einrichtung sehr einfach. Für die Betten hat man eiserne Stellen mit Vorhängen von weißer Leinewand; statt der Tapeten Freskobilder; statt der Parquets Marmor oder Stuckatur; statt der kostbaren Polster und Ueberzüge einfache Sessel und Stühle mit Stroh- und Rohrgeflechte; wenige, oft gar keine Spiegel; in allen Hallen und Gallerien Bildsäulen; wo keine Freskobilder stehen, andere Gemälde. Das ist Alles, was man in einem solchen Pallast findet. Aber diese Palläste sind so unermeßlich, daß man unter andern in dem, an dem Florentiner Thor liegenden, Poggio imperiale genannten Pallast über 800 Zimmer zählt. Die Unterhaltung dieser Palläste bis in die klein-

sten Einzelnheiten wird streng beachtet. Die nicht großen und schlecht eingetheilten Gärten erfordern wegen der Menge seltener Pflanzen und Orangerien stets viele Menschenhände. Diese große Anzahl, wenn noch so gering besoldeter Leute verzehrt immer große Summen. Der Hof hält es für standesgemäß, jedes dieser Schlösser jährlich einmal zu besuchen und die Zeiten des Aufenthaltes in einem jeden werden eben so streng beobachtet, wie dies ehemals in Frankreich mit den Reisen nach Marly, Compiegne, und von Fontainebleau geschah und dieses kostet viel Geld. Jeder Freund aller solcher Fürsten muß aufrichtig wünschen, daß irgend ein Ereigniß eintrete, welches die Mehrzahl dieser theuren und völlig nutzlosen Dinge und Gewohnheiten ihnen entreiße, um künftig ihnen Zeit und Geld für einen nützlicheren Gebrauch zu ersparen *).

Regierung und Administration.

Ganz den Gewohnheiten, Bedürfnissen und Sitten des Landes angemessen ist die Municipalverfassung in Toscana eben so einfach, wie die Regierung selbst, und mit dieser im vollkommenen Einklang.

Die Besteuerung beruht auf fester Basis und wird nur höchst selten bei außerordentlichen Fällen erhöht. Sobald diese aufhören, endigt auch die Steuererhöhung. Alles, was von dem gewöhnlichen Ausgabe-Etat übrig ist, wird auf Verbesserung, gemeinnützige Arbeiten und zur Ermuthigung der Künste verwendet.

Im wahren Sinn des Wortes ist dieses Volk ein freies. Denn leicht und mild wird die höchste Gewalt ausgeübt, kein Gesetz ist tyrannisch, die Justiz wird mit vollkommener Gleichheit gegen alle gepflogen, die gesellschaftlichen Auszeichnungen

---

*) Hierzu, mein Herr Minister, bedarf es warlich gar keines Ereignisses, sondern lediglich des reinen und vernünftigen Willens solcher Fürsten, da meines Willens keine äußere Nothwendigkeit irgend besteht, welche zu Zeit- und Geldverschwendung sie zwänge. Uebrigens zeigen sie mit dem Herbeiwünschen solcher Ereignisse sich abermals sehr schnurrig und zweideutig. Mitunter plaudern Sie in der That, wie ein vazirender Propagandist! A. d. U.

sind nur Ehrensache, ohne die Interessen der übrigen Klassen zu beeinträchtigen. Mit Ausnahme der Energie, welche die Regierung eben so wenig hat wie ihr Volk, geht bei dieser einfachen, langsamen, aber ohne Aufenthalt und Erschütterung arbeitenden Maschine Alles vortrefflich. Dennoch deklamirt man auch gegen sie und gibt ihr ihre Stelle in der allgemeinen Verbannungsliste aller Regierungen. Und was wollte man dafür dem Lande geben? Alle, welche Regierungen umstürzen, wissen in der Regel nicht, was sie eigentlich dafür aufstellen wollen, oder sie wissen und wollen etwas Bestimmtes, ohne den Einfluß und die Kraft zu haben, den Sturm zu beschwören und ihre Gedanken zu verwirklichen. Alles Sinnen und Denken und Streben unsers Jahrhunderts ist nur auf Umsturz und Zerstörung gerichtet. Die Ereignisse, d. h. der Zufall und die Leidenschaften, bauen wieder auf, wann und wie sie es können.

Politische Lage.

Alle früher bezeichneten Ursachen der Veränderung sämmtlicher Zustände der höheren Klassen sind auch hier mit gleicher Wirksamkeit vorhanden. Unbehaglichkeit, Abnahme und Verfall des Vermögens, eine gänzliche Verrückung der politischen Lage. Die Individuen dieser Klasse erscheinen nur schlecht, weil die Volksmasse durchaus nicht erkennen will, daß sie gut, ja besser sind, als sie jemals es gewesen. Das peinliche und und gezwängte Wesen der Gegenwart vermehrt die Besorgniß für die Zukunft. Man vermeidet jede Gelegenheit zu glänzen und mehr noch jede Veranlassung, seine Ansichten und Meinungen zu offenbaren. Diese Zurückgezogenheit ist klug und gründet sich auf triftige Ursachen. Italien ist nicht mehr als jedes andere Land gegen Bewegungen geschützt. Von Zeit zu Zeit gibt der Revolutionsvulkan Zeichen eines nahen Ausbruches. Jede Vorsichtsmaßregel, welche man gegen seine Verwüstungen ergreift, muß nothwendigerweise einen Theil des Volks hindern, stören, bedrücken; den andern Theil mit noch verdrießlicheren Folgen belasten, oft sogar quälen. Hieraus entsteht Unzufriedenheit; anfänglich ein dumpfes Brüten und

Murren, dann Geschrei und Drohungen ohne Rückhalt. Dies bevorwandet oder begründet wirklich eine Verdoppelung der Strenge. Dadurch wird mehr und mehr die ganze gesellschaftliche Ordnung erschüttert und in ihren unbedeutendsten Einzelnheiten gestört. Die Freude war schon verschwunden, lange bevor man den Druck solcher Strenge und Vorsicht fühlte. Wo man aufhört, sich zu vergnügen, beginnt man zu leiden.

Ist diese Neigung zu einer allgemeinen Umwandlung und Zerstörung wirklich so tief und reell, als man gewöhnlich glaubt? Läugnen kann ich nicht, daß sie bereits weit um sich gegriffen hat, aber gewiß besteht sie nur in der Furcht der Einen, in den thörichten Hoffnungen und verbrecherischen Absichten der Andern. Ueberall, wohin ich kam, fand ich mehr oder minder deutlich diese unglückselige Stimmung. An einem Ort dient die Strenge, womit man gegen sie allein sich bewaffnet, ihr zum Vorwand; an einem andern Ort entwickelt sie sich, begünstigt von der Nachsicht, womit man sie behandelt; überall verbreitet sie sich, bereitet durch Unruhe einen Sturm vor, versucht ihre Kräfte hin und wieder, bevor sie allgemein ausbricht. Ihre Symptome sind überall bemerkbar, ja wo man sich auch zeige, und ohne daß man sie herausfordere, spricht sie ohne Hehl sich aus. Man sieht durch alle Reden ein Gefühl der Erwartung und des Wunsches der Veränderung durchblitzen, ohne daß irgend ein Bedürfniß einleuchte, oder ein bestimmter Zweck, noch die Hoffnung auf etwas Besseres dazu verleite. Menschen, welche sich für die Organe der allgemeinen Stimmung ausgeben, sagen überall, daß man das Bestehende nicht mehr wolle, obgleich man zweifelsohne jetzt überall besser daran ist, als man es durch eine Veränderung werden könnte, wenn man auch die Opfer, welche jede solche Veränderung kosten würde, nicht einmal in Anschlag bringt. Die Propheten der neuen Lehre predigen so kühn und drohend, daß man beinahe des Muthes bedarf, um ihnen zu widersprechen. Damit imponiren sie jenen friedlichen Gemüthern, deren Klugheit selten ohne Schwäche erscheint, so mächtig, daß diese allen Muth verlieren, für die Erhaltung des Bestehenden nur ein Wort zu sagen. So gelangen diese Abenteurer, deren Ohnmacht, irgend eine Verheißung zu erfüllen, die trau=

rigste Erfahrung wiederholt bewiesen hat, zu der fürchterlichen Höhe von Macht, daß man blindlings ihren Chimären Gehör leistet und aus der Bahn der Ruhe, der Mäßigung und Ordnung des gegenwärtigen Glücks und der sichern Bürgschaften für das Glück der Zukunft, täglich weiter und weiter sich entfernt. Die Regierungen beginnen zu wanken und zu zweifeln, was dagegen zu thun ihre Pflicht sei! Die Völker harren ruhig, was man aus ihnen machen werde, ob Königreiche oder Republiken, ob Bundesstaaten oder constitutionelle Länder! Sie werden Opfer der Anarchie, gebeugt unter den Druck einer starken Macht, dem Würfelspiel politischer Subtilitäten preisgegeben, und empfangen als Lohn für ihre blinde Hingebung und ihren wahnsinnigen Beifall von der Gewalt des Augenblicks irgend eine Regierungsform! Dann müssen sie alle Lasten und unglückseligen Folgen aller in ihrem Namen, mit ihrer Uebereinstimmung und thätigen Hilfe begangenen Albernheiten und Fehler stumm erdulden! Aber die Parteihäupter und Aufruhrstifter wissen Alles zu benützen! Um das Volk aufzuregen, stützen sie sich auf jene Strenge der Regierung, welche sie selbst unerläßlich gemacht haben, und welche eigentlich auch nur sie selbst trifft*). Wo sie Schwäche finden, gehen sie kühnen, festen Schrittes weiter; die deklamirende, Alles aufscheuchende und erschreckende öffent-

---

*) Zwischen den Maßregeln, welche ein Fürst zu seiner Vertheidigung, und denen, welche die Volksgewalt zu ihrer Erhebung und zu ihrem Schutz ergreift, findet der wesentliche Unterschied statt, daß die fürstlichen Maßregeln stets nur gegen Individuen gerichtet sind, während die Maßregeln der Volksgewalt ganze Klassen bedrohen und angreifen. Jene sollen nur das Interesse eines Einzigen wahrnehmen; diese sollen den Leidenschaften eines jeden Einzelnen, aus denen die Volksmasse besteht, genug thun.

A. d. V.

Herr von Häussez gibt mit dieser Anmerkung seiner Logik und seinem wunderlichen Monarchismus abermals eine derbe Ohrfeige. Indem er behauptet, daß die Maßregeln zum Schutz der Fürsten ergriffen, nur das Interesse eines Einzigen wahrnehmen sollen, bestätigt er vollkommen die allertollsten Sophismen der politischen Marktschreier und Propagandisten, und berechtigt geradezu jedes Volk: solchen Maßregeln zum Schutz der Interessen eines Einzelnen, seine Maßregeln zum Schutz und zur Genugthuung Aller kühn und beharrlich entgegenzustellen.

Herr Minister, damit haben Sie Aufruhr gepredigt und Ihre Märtyrerkrone mit einer Jacobinermütze vertauscht. Herab damit, keine von beiden kleidet Sie gut! A. d. U.

liche Meinung schreitet als Panier und Feldgeschrei ihnen voran, als wahrhaft einzige Macht unserer Zeit! Diese verstehen sie so weit zu verlocken, so tief in ein Gewirre hineinzutreiben und in Verbrechen zu stürzen, daß kein Rückschritt mehr möglich ist!

So steht es gegenwärtig in Italien und längst hätte Alles sich vollkommen zu einer Revolution entwickelt, wenn nicht eine auswärtige Macht ihren kräftigen Arm darüber gelegt hätte.

Fragt man, ob reelle Gründe zu solcher Veränderungswuth vorhanden seien, ob die Völker an ihrer Freiheit, an der persönlichen Sicherheit, an der Ausübung ihrer Rechte, an Allem, was das Glück der Gesellschaft wahrhaft begründen kann, wirklich beeinträchtigt seien — so muß ich antworten: nein! Die Regierungen beweisen für alle Institutionen, für die allgemeine und persönliche Freiheit ihre volle Achtung. Sie sind bei ihrer Rechtspflege mild, gemäßigt, wohlwollend und unparteiisch. Ertheilen Recht, wo man es nur fordere, und sind gewiß sparsamer mit der Strenge, als alle Länder, welche man als Muster citirt und zur Intervention auffordert. Selbst in den Maßregeln, welche sie nothgedrungen gegen die Aufruhrstifter und Meuterer ergreifen müssen, vermeiden sie sogar den geringsten Schein von Härte und Plakkerei gegen alle Uebrigen. Sie thun gut und verständig, was sie zu thun haben. Unbestreitbare Resultate beweisen ihre der Verwaltung gewidmete Sorgfalt. Dennoch schwärzt man sie an, schmäht und beschimpft sie, erweckt bei ihren Völkern Mißtrauen, Unwillen, Aufregung. Kann man nicht mehr leugnen, daß sie wirklich manches Gute gethan, so weiß man wenigstens schlechte und verächtliche Beweggründe zu all diesem Guten ihnen anzudichten. Kommt man auch damit nicht aus, so lispelt man in das Ohr des Volks das große Wort: „Wir haben eine geregelte Macht über uns, diese taugt nichts mehr!“ Dann rührt sich das unüberlegte bewegungslüsterne Volk gegen die Gewalt, der es die Sicherheit und das Glück von Jahrhunderten zu verdanken hat; gegen die Institutionen, die durch die Gewohnheit unzähliger

Geschlechter für Volk und Herrscher zugleich zu wohlthuenden Gesetzen geworden waren!

Obgleich diese Stimmung in Toscana weniger, als anderwärts, bisher sich äußerte, so darf man doch die Gemüther des Volks nicht sehr tief erforschen, um die Spuren derselben aufzufinden. Die Regierung benimmt sich sehr schonend gegen die Organe der Grundsätze, welche auf Zerstörung aller Throne ausgehen, und zeigt sich mitunter sogar zuvorkommend. Dies bewahrte sie bis jetzt vor offnen Angriffen. Die Aufruhrstifter ändern daher gegen sie ihre Taktik. Geräuschlos untergräbt man die Regierung, regt ganz im Stillen alle Gemüther gegen sie auf, und wird einst zum Lohn für ihre jetzige Liberalität das Loos aller Regierungen ihr bereiten, wenn je die Vorsehung jenen Augenblick des Unglücks aller Völker erscheinen läßt. Weil man hier keinen Vorwand zur Unzufriedenheit finden kann, so sucht man Kälte auszusäen. Daß diese Saat der Hölle Wurzeln gefaßt, hat bei mehreren Gelegenheiten sich bereits erwiesen.

Welche Regierung kann Gnade finden vor den Augen der Reformatoren, wenn selbst Toscana's Regiment von ihnen nicht geschont wird? Dieses Land gehört zwar nicht in die Reihe constitutioneller Staaten, aber stets genoß es jene Mäßigung, welche besser ist, als eine geschriebene Constitution, jene süße Gewohnheit des Vertrauens und der Liebe zwischen Fürst und Volk. Diese Garantieen sind warlich viel tröstlicher, als alle jene Bürgschaften der auf Theorien gegründeten Charten, deren Geist man verfälscht, so lang man noch schwach ist; welche man mit Füßen tritt, sobald man stark sich fühlt.

Straße von Florenz nach Lucca.

Von Florenz nach Lucca fährt man auf einer wunschönen Straße durch ein prachtvolles Land, dessen ganzer Reichthum auf den bepflanzten und mit Wohnungen besäeten Bergen sich entfaltet. Dörfer sind selten, aber in allen zeigen sich unverkennbare Spuren großen Wohlstandes. Der

Boden erheischt alle Hände und eignet sich für alle Pflanzen. Wein, Oliven, Maulbeere, Mais, Getreide, Hirse und jene Gattung von Weizen, welcher das Stroh zu den Florentiner Hüten liefert, theilen sich in die Sorgfalt der ganzen Bevölkerung. Läßt der Feldbau nur eine freie Stunde übrig, so machen sich die Weiber sogleich wieder an ihre Strohgeflechte.

Die Industrie der Manufakturen wirkt hier nicht minder wohlthätig. Sie beschäftigt die Stadtbewohner mit der Verfertigung von Stroh- und Filzhüten, Seidenstoffen, Papieren, Mützen und Gürteln für die Türkei und die ganze Levante. Von Bettlern wird man nirgends belästigt. Alle Kinder und Arme, welche durch Alter oder Schwäche zu einem einträglichern Geschäft unfähig sind, sammeln von allen Straßen den Dünger, der anderwärts verloren geht. Mögen sie diesen nun verkaufen oder zur Befruchtung irgend eines verachteten Fleckchens Erde benutzen, genug, dieser Betrieb mindert ihr Elend und entzieht sie der Nothwendigkeit, zu betteln.

Die Landleute reisen nie zu Fuß oder zu Pferd. Ihrer drei, vier, oft sechs, setzen sich auf einen zweirädrigen Karren, den einige kleine Pferde von erstaunlicher Kraft und Schnelligkeit mehr durch die Luft forttragen, als auf dem Boden hinziehen. Die Schönheit aller Straßen begünstigt diese Fahrten bis in die gebirgigsten Gegenden des Landes.

Der Anblick der Bevölkerung an allen Versammlungsorten bringt auf den Gedanken, daß es hier gar keine Mittelklasse gebe. Außerhalb der Städte findet man keinen Menschen, dessen Anzug höhere Gewohnheiten und Erziehung vermuthen ließe. Das Vorhandensein einer Mittelklasse erräth man nur an den einzelnen Häusern auf dem Lande, welche für sie eigends vorbehalten zu sein scheinen. Um so mehr erstaunt man, selbst auf den Hauptstraßen sie nirgends zu sehen.

Auf der Hälfte Wegs zwischen Florenz und Lucca liegt mitten in einer reichen Ebene am Fuß der Apenninen das hübsche, gut angelegte und gepflasterte, mit einigen schö-

nen Kirchen und Pallästen geschmückte und mit mehreren großen nützlichen Anstalten ausgerüstete Städtchen Pistoja.

Ich besuchte das sehr gerühmte Seminarium, fand aber, seine Größe abgerechnet, an ihm so wenig Merkwürdiges, als an der Bibliothek, die nur ganz gewöhnliche Bücher enthält. Der Geistliche, der mich herumführte, frug mich, ob ich die Schriften der Herren von B....d, M....e, und La M....s kenne. Als ich mit Ja geantwortet, bewies er mir bald durch eine Dissertation, daß er sie alle wirklich studirt habe. Seiner Ansicht nach wäre unser Herr de La M....s der erste Schriftsteller des Jahrhunderts, der größte Theolog, den Frankreich je gehabt. Die Bischöfe, welche sich unterstanden, viele Sätze und Vorschläge aus den Werken dieses neuen Kirchenvaters zu verdammen, hätten nur unter dem verfluchten Einfluß der Lehren der gallikanischen Kirche gehandelt. Ich unterbrach ihn mit der Frage: was er von dem Papst denke, welcher sein Mißfallen an diesen Schriften, wenn auch nicht geradezu ausgesprochen, doch ziemlich deutlich zu verstehen gegeben habe. Der Geistliche half sich aus der Verlegenheit, indem er einige Formeln seiner Verehrung für die Autorität des heiligen Vaters heraussprudelte, dabei aber ziemlich deutlich zu erkennen gab, wie sehr er den Gebrauch, welchen der heilige Vater von seiner Autorität in Betreff jener Schriften gemacht habe, mißbillige. Um sich für meine Frage zu rächen, sprach er sein Anathema gegen Bossuet aus, und hätte diesen Bischof von Meaux in seiner Hitze gewiß für einen Schismatiker und Ketzer erklärt, wenn ich nicht vor seinem Endurtheil mich empfohlen hätte. Dieser theologische Mischmasch hatte für meine Ohren etwas ganz Ungewöhnliches, und, ich darf es wohl sagen, für den Augenblick wenigstens sehr Pikantes. Alles drehte sich dabei um einige jetzt gefahrlose Spitzfindigkeiten, welche, genau betrachtet, nicht dunkler und nicht unvernünftiger sind, als manche Spitzfindigkeiten, womit man heut zu Tage die Politik entstellt. Da ich mich lieber gelangweilt, als unwirsch gemacht sehe, so würde ich, im Fall ich zu einem oder dem andern verurtheilt würde, lieber einer Conferenz in der Bibliothek zu

Pistoja, als gewissen politischen Gesprächen in gewissen Salons von Paris beiwohnen.

Das Hospital ist groß und wohl erhalten. Seine Façade bildet ein eleganter Porticus, dessen Plinthe der ganzen Länge nach Basreliefs schmücken. Luca de la Robbia hat in diesen Basreliefs die seltsame Originalität seines Talents ausgesprochen. Das ganze Basrelief ist nur in gebrannter und glasirter Erde, aber so rein und scharf und ausdrucksvoll gearbeitet, wie man dies nur in Marmor sehen zu können glaubt. Die Figuren sind so sorgfältig, wie auf einem Oelgemälde kolorirt. Diese Verbindung der Bildhauerei mit der Malerei, das Relief mit der Farbe bringt einen so außerordentlichen Effect hervor, daß man nur bedauern muß, diesen glücklichen Versuch nirgends wiederholt zu finden. Bildhauerei in gebrannter Erde, vorzüglich für die Basreliefs, sollte mehr geübt und ermuntert werden. Sie kostet weniger als in Bronze oder Marmor, ist wie der Gyps der reinsten Abformung fähig und hat von der Zeit nichts zu befürchten. Ueberall, wo finanzielle Rücksichten alle übrigen Verzierungen verbieten und diese dennoch ein Gebäude wesentlich schmücken würden, sollte man die gebrannte Erde anwenden. Damit gewänne die Baukunst ein glänzendes Mittel mehr und einen schönen Ersatz für Alles, was bis jetzt nur mittelst großer Summen geleistet werden konnte.

In einer von Bramante gebauten Kirche und Kuppel besitzt Pistoja einige schöne Oel- und Freskogemälde.

Catilina verlor unter den Mauern dieser Stadt eine Hauptschlacht und sein Leben. Hier bildeten sich die Parteien der Guelfen und Gibellinen, und versuchten zum erstenmal ihre feindliche Wuth, welche Italien so viel des edelsten Blutes kostete; dieses Städtchen ist die Wiege einiger ausgezeichneten Literaten, und rühmt sich vorzüglich der großen Stegreifdichterin Corinna Selvaggio. Jetzt ist Pistoja das New-Market und Duncaster von Toscana. Nirgends sind die Pferde- und Wagenrennen schöner und nirgends werden sie zahlreicher besucht.

Einige Meilen von Pistoja, auf beiden Ufern eines breiten Bergstroms, am Fuße der mit Maulbeeren, Oliven,

Weinstöcken und Kastanienbäumen bedeckten Berge, liegt das Städtchen Pescia. Die sehr pittoreske Lage abgerechnet, fand ich dort nichts Merkwürdiges, als allenfalls zwei Inschriften auf der Façade eines höchstens 150 Jahre alten Hauses. Die eine dieser Inschriften bezeichnet dieses Haus als die ehemalige Wohnung des Papstes Benedict XIV. Die andere sagt, daß dies Haus einst von Julius Cäsar bei der Rückkehr aus dem zweiten gallischen Kriege mit seinem Besuche beehrt worden sei. Was Seine Heiligkeit betrifft, so lasse ich mir es gefallen, allein der Besuch des Julius Cäsar dürfte etwas weniger glaubwürdig erscheinen.

Herzogthum Lucca.

Lucca.

Nicht weit von Pescia betritt man das Gebiet des Herzogthums Lucca, ohne ein anderes Zeichen der Gebietsveränderung zu bemerken, als den unvermeidlichen Carabinier und den Grenzzollbeamten. Jener fordert die Pässe der Reisenden und dieser empfängt sehr gern etwas von ihrem Gelde, um sich beiderseitig einer Untersuchung der Habseligkeiten zu überheben. Die Carabiniere sind die Gensd'armerie von ganz Italien. Auf ihren Kasernen steht geschrieben: **Magistratura armata. Carabinieri.** Durch ihre Organisation, ihre Geschäfte und ihre Uniform unterscheiden sich diese Magistrate durch nichts von ihres Gleichen in Frankreich; vorzüglich seitdem man in Frankreich auf den glücklichen Gedanken gekommen ist, die Gensd'armen zu einer wahren magistratischen Würde zu erheben.

Eine ganz gerade, zwei Meilen lange, von einigen Reihen weinumrankter Pappeln beschattete Allee führt nach Lucca. Links und rechts stehen alle Felder im Schatten von Maulbeerbäumen und Oliven. Die Sonne ist hier zu Land mächtig genug, um selbst aus den engsten Räumen zwischen diesen Bäumen eine reiche und mannichfaltige Vegetation dem

Boden zu entlocken und zu reifen. Der Wechsel der Bestellung folgt bei diesen fleißigen Ackerleuten so schnell, daß oft an einem Ende der Hufe schon für die zweite Aussaat umgeackert wird, während am andern Ende noch die Halme geschnitten werden. Man weiß nicht, soll man hier mehr die ungestüme Begehrlichkeit der Bauern oder die freigebige Gefälligkeit des Bodens bewundern. Nur das Thal von Graisivaudan in der Dauphiné, welches ohnehin nach Form und Anblick zuweilen auffallende Aehnlichkeiten mit dieser Gegend hat, zeigt auch dieselbe Qualität des Bodens, dieselbe Schnelligkeit im Ackerbau.

Lucca ist eine Stadt von 30,000 Einwohnern, durch nichts ausgezeichnet, durch nichts sich empfehlend, dennoch für jeden Fremden angenehm zu einem kurzen Verweilen. Von ihren mit vielen Baumreihen gekrönten Wällen genießt man die Ansicht der einige Meilen entfernten Berge, welche den Thalkessel bilden, dessen Mittelpunkt die Stadt ist. In der Stadt sieht man einige bizarre Kirchen mit Gemälden von großen Meistern geschmückt, deren Namen aus der schlechten Kunstbeschaffenheit der Bilder zu errathen, selbst jenen Herren nicht gelingen dürfte, welche stets ihrer Kunstkennerschaft sich rühmen. Eine edle Ausnahme davon machen zwei Meisterstücke des Fra Bartolomeo, und ein marmornes Grabmal mit einer herrlich gearbeiteten weiblichen Gestalt. Der herzogliche Pallast und ein ziemlich elegantes Theater bilden die einzigen architektonischen Zierden einer Stadt, an der außer dem Pflaster und einem Platz nichts zu loben ist.

Eine Wasserleitung führt aus einer drei Meilen entfernten, sehr reichlichen Quelle das Wasser hierher und verbindet mit dem Verdienst unbestreitbaren Nutzens die Schönheit eines grandiosen und auffallend wirkungsreichen Baues. Dieses im Jahre 1822 begonnene wichtige Werk ist vor kurzem fertig geworden. Es besteht aus einer eine Meile langen unterirdischen Gallerie, und aus einer Reihe von 470 Bogen, deren jeder 20 Fuß weit und 40 Fuß hoch ist. Die Kosten dafür betrugen 2,500,000 Franken. Daran hätte man außerordentlich viel sparen können, wenn man die Bogen weiter gespannt, und noch mehr, wenn man das Wasser auf dem

einfachsten Wege mittelst eiserner oder steinerner Röhren in die Stadt geleitet hätte.

Während ich in Lucca war, litt die Stadt an einem Anfall des politischen Fiebers. Der Souverän, der mit seinen Unterthanen nichts gemein haben zu wollen scheint, hatte vor vier Jahren sich auf Reisen begeben und seinen Ministern alle Regierungssorgen übertragen. Diese lange Abwesenheit lieh den Vorwand, Unordnungen zu stiften, obgleich die Meuterer auch ohne dieselbe einen Vorwand zu finden nicht in Verlegenheit gewesen wären. Den ersten Bewegungen war die Polizei zuvorgekommen. Mehrere der Unruhstifter waren eingezogen und unthätig gemacht worden. Die Uebrigen, deren man nicht hatte habhaft werden können oder wollen, ließen ihren Unmuth im Theater aus, indem sie Sänger und Sängerinnen mit Pfeifen verfolgten, obgleich diese selbst für ein Theater höheren Ranges gut waren. Ich war Zeuge einer solchen Scene. Ein Dutzend junger Leute aus den untern Volksklassen wollten einige Schauspieler gegen den Applaus der Mehrzahl vom Theater entfernt wissen. Siehe da, hierbei, wie bei allen Aufläufen und Aufruhr ähnlichen Ereignissen, siegte die unverschämte Beharrlichkeit weniger Schreier und Lärmmacher über ein ganzes Tausend friedlicher Zuschauer, welche sich lieber eines ihnen sehr angenehmen Vergnügens beraubt sehen, als mit solchen Leuten in weitern Zwiespalt gerathen wollten. Der Vorhang mußte mitten in einer gut dargestellten Oper fallen; Jedermann ging nach Hause, machte sich Vorwürfe über seine Schwachheit, allein nahm sich zugleich vor, bei keinem andern ähnlichen Fall mehr Muth oder Entschlossenheit zu zeigen.

Des andern Morgens erfuhr ich, daß die Störenfriede ihres Triumphes nicht lange genossen und mehrere von ihnen das Bett nur verlassen hatten, um ins Gefängniß zu wandern. Bei dieser Gelegenheit hörte ich denn auch, daß die Polizei von Lucca aus Grundsatz oder aus Gewohnheit niemals im Augenblick der Aufregung irgend einem Volkstumult sich entgegenstellt. Sie erlauscht den Augenblick, in welchem Alles zur Ruhe zurückgekehrt ist und die Anstifter der Unordnungen von ihren Genossen und von dem großen Hau-

fen getrennt sind. Sie wartet vorzüglich, bis der furchtbarste Bundesgenosse solcher Störenfriede, jene unwiderstehliche Hitze und Wuth der Volksmasse verraucht ist, indem sie sehr wohl weiß, daß ein solcher Anfall sich nie erneuert, sobald nicht ein unkluges Benehmen oder ein unzeitiges Einschreiten die Glut von Neuem schürt, der Flamme neue Kraft und Dauer verleiht. Stehen die Rädelsführer erst wieder allein, dann greift sie in aller Stille rasch und sicher zu. Kann man dies Benehmen auch nicht ein sehr edles nennen, so ist es doch bei manchen Gelegenheiten ein sehr kluges, ja das klügste, wenn die Strafe sogleich auf dem Fuß folgt, im Fall die Unordnungen nicht augenblicklich ganz unterdrückt werden können. Indessen dürften doch solche Maßregeln in einer großen Stadt weniger rathsam sein, als in einer kleinen.

Bäder von Lucca.

Sieben Meilen von Lucca, im Hintergrunde eines der lachendsten Thäler der Apenninen sprudeln die warmen Quellen und locken viele Fremde herbei. Die Anstalt selbst und die dahin führende vortreffliche Straße sind das Werk zweier Frauen, welche, in der Regierung des Herzogthums Lucca sich folgend, eine selbst bei Männern nur selten in gleichem Grade erscheinende Hoheit des Talents bewährten. Eine davon war die Schwester Napoleons, die andere die Enkelin Ludwigs des Großen; Beide hatten viele Eigenschaften mit diesen außerordentlichen Männern gemein.

Die Straße von Lucca nach diesen Bädern läuft am linken Ufer des Sperchio hin. Dieser Waldstrom erscheint zu einigen Zeiten als der einzige Abführungskanal aller Gewässer der ganzen Gebirgsstrecke; im Sommer liegt er beinahe ganz trocken, steigt aber so schnell und stark, daß er bald das ganze Thal erfüllt und mit riesigen Felsstücken bestreut. Mehrere Brücken verbinden seine beiden Ufer; die Lucca zunächst liegende ist die jüngste derselben. Eine andere soll die Ehre haben, von der Gräfin Mathilde abzustammen. Man nimmt an, daß ihr einmal in einem der kurzen Zwischenräume der Kriege, welche ihr frommer Eifer im

Interesse des heiligen Stuhls führte, der Gedanke durch den Kopf gefahren, an das Wohl ihres Volkes zu denken, und daß sie hierauf diese Brücke gebaut habe, welche übrigens ganz das Gepräge der Bizarrerie und ausschweifenden Kühnheit aller Bauten des 11. Jahrhunderts trägt.

Rings um begegnet dem Blick eine ausnehmend kräftige Vegetation, Leben und Bewegung herrscht überall, selbst die kleinsten, unzugänglich scheinenden Plätzchen sind bepflanzt. Man hat nicht nur die alten Holzungen beibehalten, sondern noch mit einer Menge von verschiedenen Obstbäumen vermehrt und damit das wichtige Problem gelöst, die abschüssigsten Felsen fruchtbar zu machen, und die vegetabilische Erde auf denselben zu binden.

Die ganze Bevölkerung verfolgt den Ackerbau immer weiter, keine Schwierigkeit des Zugangs und keine Abgelegenheit schreckt sie von stets neuen Pflanzungen ab. Wo nur einige Oliven und Maulbeerbäume oder Weinstöcke auf wenigen Quadratfußen vegetiren, siedelt sich sogleich eine Familie an, um sie zu pflegen. Diese Berge, so trefflich angebaut und so reich bewohnt wie die fruchtbarste Ebene, erscheinen nicht minder interessant durch ihre pittoreske Gestaltung und den reichen Wechsel von Ansichten. Erstaunt sieht man hier nur freundliche Hütten auf den Felsen, welche in Mitteleuropa von Trümmern alter Vesten und Burgen starren würden. Es ist in der That ein schwer zu erklärendes Phänomen, daß man in diesem durch immerwährende Bürgerkriege und blutige Kämpfe zerrissenen Italien nirgends solche Burgen auf den Bergen findet. Die Parteien scheinen ihre ganze Wuth auf das Innere der Städte beschränkt zu haben. Die Bauart der Palläste, welche heut zu Tage noch die Namen ihrer stürmischen Gründer tragen, zeugt davon, daß sie zu noch andern Zwecken gebaut wurden, als zu friedlicher Sicherheit und reicher Prachtentwickelung.

Die Mineralquellen fließen in drei auf den Abhängen oder am Fuße der Berge gruppirten Dörfern, deren sämmtliche Häuser die bequemsten Wohnungen enthalten. Mitten durch die schönsten Gegenden und Kastanienwälder verbinden viele trefflich angelegte und unterhaltene Wege diese drei Dör-

fer. Ueber alle Felsen und Höhen sind Fußsteige gezogen, daß man ohne Gefahr, ja sogar, ohne zu ermüden, die höchsten Kuppen und die schönsten Aussichtspunkte erreichen kann.

Diese Bäder mit allen ihren Anstalten gehören zu den Wenigen, die solchen Zudrangs und Ruhms sich würdig beweisen.

Politische Zustände.

Das Herzogthum Lucca zu regieren, scheint mir keine schwierige Aufgabe zu sein. Das Land hat keinen einzigen Müssiggänger, die Hauptstadt zählt 30,000, das ganze Land 120,000 Einwohner, welche zerstreut in einem Garten von 200 Quadratmeilen wohnen, alle Vortheile eines schönen Klimas und eines fruchtbaren Bodens genießen, beiden durch trefflichen Ackerbau und rastlose Industrie der Manufacturen entsprechen. Die allergewöhnlichste Regierungskunst reicht wohl hin, um ein solches Land zu beherrschen und glücklich zu machen.

Indessen zeigt die politische Lage des Herzogthums Lucca eine Anomalie, welche zu jeder andern Zeit mit Recht allgemeines Erstaunen erregen würde, nämlich: der Herzog ist eigentlich nur derzeitiger Verwalter des Landes, gibt beim Tode der Erzherzogin Marie Louise sein Herzogthum an Toscana ab, und erhält dafür das Herzogthum Parma. Also stipulirte der Wiener Congreß und glaubte damit einem herben Unrecht den Schein von Recht zu verleihen. Auf Kosten des Schwachen vergrößerte man die Macht des Stärkern, und verbesserte ziemlich verlorne Zustände durch unbillige Beraubung Anderer. Toscana wurde bei diesem Arrangement wesentlich begünstigt, jedoch ohne sich dadurch wesentlich verbessern und heben zu können, indem es dazu verurtheilt wurde, auf die leichtere Schaale dieser trügerischen Waage bedeutende Sümmchen jährlich zu legen. Die Gewalt that das Uebrige.

Dieser seltsame Zustand der Dinge scheint dem Gedeihen des Herzogthums Lucca nicht hinderlich zu sein. Ueberall offenbaren sich die Spuren einer vorsichtigen, thätigen und aufgeklärten Regierung. Täglich mehrt sich die Zahl der

herrlichsten Hauptstraßen und Verbindungswege. Die schon besprochene Wasserleitung, die vielen herrlichen Brücken, die Springbrunnen und der allen diesen Werken aufgedrückte Stempel der Schönheit und Dauer zeugen von der Weisheit dieser Regierung nicht minder, als von ihrer Umsicht und Sorge für die Zukunft.

Die Bewohner dieses Herzogthums denken auch an die Zukunft, lassen deshalb von der Liebe zu ihrem jetzigen Fürsten sich nicht allzu sehr hinreißen, damit nicht bei der bevorstehenden Trennung der Schmerz allzu heftig und allzu lang werde. Dennoch fürchtet ihr Nationalstolz dies Ereigniß. Der kleine Staat wird hiernach seine seit so vielen Jahrhunderten genossene Unabhängigkeit verlieren; obschon er daran bis jetzt noch mit einer gewissen Aengstlichkeit sich klammert, als ob mehr davon übrig wäre, denn die schöne Inschrift Freiheit auf den Thoren der Hauptstadt. Einverleibt wird es sich sehen dem in ganz Mittelitalien zu allen Zeiten verhaßten und mit Eifersucht betrachteten Toscana. Demselben Joch mußten sich zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Gelegenheiten bereits Pisa, Sienna und Livorno beugen; nun kommt die Reihe an Lucca. Dieser Gedanke beunruhigt und stachelt alle Herzen, erzeugt eine Art von Gemeingeist und Anhänglichkeit an den letzten eigenthümlichen Beherrscher dieser Landstrecke, welche mehrere Jahrhunderte hindurch bei allen Angelegenheiten der Halbinsel ihren Namen und oft ihr Schwert auf die Wagschaale legte. Der überall spukende Geist der Unordnung und Untergrabung weiß auch diese Stimmung zu seinem Vortheil zu benutzen, indem er sie stachelt und erbittert, um zu einer Widersetzlichkeit sie zu steigern, welche vielleicht einst kräftig bei dem allgemeinen Sturme einwirken kann.

Pisa, Livorno.

Zwischen Lucca und Pisa verliert das Thal des Sperchio viel von seinem ursprünglichen Charakter. Weniger hoch erscheinen die Berge, aber unfruchtbarer, wilder, zer=

rissener, oft nur als Felspartieen, in deren Schluchten Olivenbäume wachsen. Der Ackerbau zeigt sich weniger lebhaft und sorgfältig rings um die weniger gut unterhaltenen Straßen. Die Bevölkerung sieht man auch hier, wie überall, im Verhältniß zu ihrem Boden, müssiger, weniger glücklich.

Gegen Pisa hin verflachen sich die Gebirge in eine große, einförmige, angeschwemmte Ebene, die bis zum Meer hinab in großen Massen bepflanzt ist. Alle Weinpflanzungen, großen Bäume und Einzäunungen verschwinden. Der Anblick des Imposanten der Kathedrale, der so berühmte schiefe Thurm, die vielen über einen großen Raum hin zerstreuten Thürme lassen vermuthen, daß Pisa eine sehr wichtige und große Stadt sei.

Pisa hat eigentliche Alterthümer nicht erhalten, ist aber dagegen sehr reich an Denkmalen des Mittelalters. Seine Kathedrale ist eines der vollendetsten Werke der Baukunst jener Zeit. Aus alten römischen Bauten wurden eine Menge Säulen, aus einem Stück gehauen und alle von gleicher Größe, nur verschieden durch Farbe und Natur, der Marmor- und Granitarten, zu Trägern der fünf Schiffe dieser Kirche verwendet. Ueberall wurde hier Marmor gebraucht, aber mit so viel Geschmack, daß nirgends Verschwendung sichtbar wird. Einige gute Gemälde, von welchen eines durch seinen kurzen Aufenthalt in dem Louvre doppelt merkwürdig geworden ist, vollenden die schöne Ausschmückung dieser Basilika.

In der Entfernung einiger Klaftern, dem Portal gegenüber, erhebt sich die Taufkapelle. Wäre man nicht so sehr mit der Kirche selbst beschäftigt, so würde man diesen hübschen Bau mehr beachten. Parallel mit diesen Gebäuden läuft die traurige Façade des Campo Santo hin. Man tritt hinein und sieht unter Säulenhallen im reinsten, leichtesten und elegantesten Styl rings um einen schmalen, sehr langen Hofraum in reichen Mausoleen die Reste aller berühmten Pisaner. Die frühesten Jahrhunderte werden hier durch eine Reihe griechischer, römischer und hetruskischer Sarkophage repräsentirt. Diese wurden aus allen Gegenden der frühern Republik gesammelt und in diesem Pantheon aller Verdienste

aufgestellt. Unstreitig entstand hier das schönste Museum, welches man jemals dem Tode errichtete.

Auf demselben Platz steht der berühmte schiefe Thurm. Die Pisaner ehren das Andenken des Baumeisters, indem sie die Schiefheit dieses Thurmes dem Willen seines eigenthümlichen Genies zuschreiben. Ich glaube, daß selbst im 12. Jahrhundert derjenige, der einen Thurm in so beunruhigender und unschöner Stellung absichtlich gebaut hätte, unfehlbar in ein Narrenhaus gesperrt worden wäre. Betrachtet man die Basis des Thurmes auf der Seite, wohin er sich neigt, so spricht man den Baumeister von so lächerlicher Beschuldigung frei. Zwei Vorsprünge oder Stufen dieser Basis, welche unter dem Boden verschwinden, treten daraus hervor und erscheinen eben so auf der entgegengesetzten Seite. Ihre Senkung von ungefähr 9 Zoll veranlaßt auf die Höhe von 130 Fuß, wo die Neigung des Thurmes aufhört, ein Ueberhängen von 15 Fuß.

Zu dieser Betrachtung füge ich eine zweite. Hätte Bonanno seinen Thurm absichtlich in dieser Stellung bauen wollen, so hätte er, um seine Absicht augenscheinlich zu machen, gewiß einen ganz horizontalen Platz für den Bau ausgesucht. Zu seiner Ehre und zur Ehre des gesunden Menschenverstandes muß man anerkennen, daß dieses ganze Wunder lediglich durch das Weichen des Bodens entstanden ist, und daß ein traurigeres Ereigniß nur allein durch die Festigkeit des Baues bis jetzt verhindert wurde. Das Einzige, was ich dabei nachgeben will, ist, daß diese Senkung schon während des Baues sich ereignete, und daß der Baumeister, um die Folgen desselben zu mäßigen, die noch übrigen zwei Stockwerke und Säulen vollkommen senkrecht darauf setzte, und zugleich, um ein Gegengewicht zu gewinnen, die entgegengesetzte Seite der Gallerie mit drei Reihen von Stufen belastete, welche außerdem durch gar nichts motivirt wären.

Nach diesen majestätischen Denkmalen muß man beinahe mit Hilfe eines Mikroskops eine gothische Miniaturkirche betrachten. Sie ist mit den reichst und schönst geschmückten Gebeinen und Reliquien versehen. Man begreift nicht, was den Bau einer so kostbaren, höchstens für die Lilliputer pas-

senden Kirche veranlassen konnte. Aber wie dem auch sei, man muß sie als ein wahres Muster ihrer Gattung studiren und ihre Vollendung anerkennen. Sprächen nicht alle Denkmale aus der Zeit seines Glanzes und alle Trophäen seiner zahlreichen Siege jeden Fremden so sehr an, so würden schon die Schönheit seiner Quais und Straßen, die Größe und Herrlichkeit vieler seiner Palläste Pisa einen großen Reiz verleihen.

Jedem Fremden wird der Vorschlag gemacht, die Karthause zu besuchen. Viele nehmen diesen Vorschlag an, ich gehöre unter diese, und bereue es sehr. Was findet man dort? Ein Gebäude ohne Charakter, eine Kirche voll mittelmäßiger Freskobilder und Marmore, ein von weißen Marmorsäulen getragenes Kloster rings um einen viereckigen Hof, worin, der christlichen Demuth zum Trotz, die Gräber vieler Geistlichen sehr auffallend von den Gräbern der Laien ausgezeichnet sind. Außerdem ist die Gegend eben so unbedeutend, als die ganze Anlage des Klosters. Ueberhaupt sieht man nichts Klosterthümliches, als zwölf Mönche. Wie ehrwürdig diese auch sein mögen, so sind doch die Gesichter dieser zwölf Väter einer Reise von 15 Meilen nicht werth.

Ich hatte meinen Unglückstag. Sogleich nach meiner Rückkehr von der Karthause reiste ich nach Livorno ab, in der Hoffnung, durch den Anblick eines schönen Hafens und einer schönen Stadt mich reichlich zu entschädigen. Auch diese Hoffnung täuschte mich. Ich fand ein unordentliches Bassin, in dessen schwarzem, stagnirendem und faulem Wasser ungefähr 30 Schiffe schwammen; einen offnen Hafen, worin eben so viele Schiffe sich befanden; eine Stadt mit geraden Straßen, welche ein schmuziges und grobes Volk belebt; sehr hohe Häuser mit Erdgeschossen ohne Fenster. Läden und Buden findet man nur in einer einzigen Straße, nirgends die Spur eines lebhaften Handels. Von Denkmalen nichts Interessantes, wenn man nicht dazu eine neue, ziemlich geschmacklose Kirche und eine Statue des Großherzogs Cosmus I., des Schöpfers der frühern Glanzperiode dieser Stadt, rechnen will. Die Allegorie der auf dem Fußgestelle dieser Bildsäule gefesselten vier Sklaven konnte ich mir nicht erklären, ich begnügte

mich daher, das Talent des Bildhauers und des Gießers, welche diese Unerklärlichen geschaffen, zu bewundern.

Livorno liegt am Ende einer sumpfigen Ebene, welche eine Menge schlecht berechneter und schlecht unterhaltener Kanäle unmöglich austrocknen kann. Die ganze Ebene gewährt einen äußerst traurigen Anblick. Mitten auf einer baumlosen, beinahe gänzlich unangebauten Fläche findet man elende halbverfallene Häuser; auf deren Schwellen sitzen magere, bleiche, barfüßige Weiber mit struppig verworrenen Haaren, in unordentlicher Kleidung, pflegen halbnackte Kinder und drehen dazu rastlos ihre Spindel. Alles athmet hier die Niedergeschlagenheit hoffnungsloser Armuth. Nie kehrt das Glück in einer dieser Hütten ein. Selbst die flüchtige Freude, die anderwärts wenigstens für Augenblicke auch des Aermsten Hütte besucht, flieht scheu vor diesen Wohnungen. Ich kann mir kein scheußlicheres Dasein denken, als das Leben dieser Unglücklichen, die herbe Alternative zwischen der Verdammniß der undankbarsten Bearbeitung eines abwechselnd überschwemmten und ausgebrannten Bodens und der greulichen Schiffzieherei auf dem Kanal, der Livorno mit Lucca, Pisa und Florenz verbindet! Und dazu keine andere Hoffnung, als: ewig denselben herben Arbeiten und erbärmlichen Entbehrungen ausgesetzt zu bleiben!

Lebensweise.

In Toscana versteht man das Rechnen vortrefflich und vernachlässigt kein Mittel zum Sparen. Nirgends gibt man weniger aus. Die Sparsamkeit ist so allgemein, daß sie selbst, wenn sie oft in wahre Knauserei ausartet, nicht bekrittelt wird, weil Jeder das Selbstbewußtsein hat, ähnlichen Tadel zu verdienen. Die größte Ausgabe für die Reichen verursacht die Wohnung und die Equipage. Man will ein großes Haus haben, ohne die dafür nöthige Anzahl von Dienerschaft je besolden zu wollen. Für die großen Gesellschaften an zwei oder drei Tagen des Jahres behilft man sich mit eignen sehr wohlfeilen Lohnbedienten. Man will auch eine schöne Equipage haben, und hinten darauf einen stattli-

chen Jäger mit einem Hirschfänger und Schnurrbart und mit glänzenden Epauletten. Alles Uebrige, selbst die Tafel betrachtet man nur als Nebendinge. Im ganzen Hause hat man nur einen oder zwei Laquaien, alle übrigen Bedienten erscheinen nur für bestimmte Tage, Stunden und Verrichtungen. Sie erhalten für Wohnung und Kost eine kleine Entschädigung. Man begnügt sich mit einer winzigen Küche und darin mit dem sehr zweideutigen Talent eines Weibes, die den Titel einer Köchin sich anmaßt. Selten ladet man zum Mittagsessen ein. Noch seltener gibt man Feste und vergißt dabei nie die wohlberechneten Regeln der strengsten Ordnung. Das Leben in den Landhäusern ist nach denselben Grundsätzen, wie das Leben in der Stadt geregelt.

Die Mittelklassen ahmen vollkommen das von den höhern Klassen gegebene Beispiel nach.

Die niedere Klasse hat eine sehr einfache und wohlfeile Diät, aber diese erscheint mir gesünder und besser, als die Lebensweise der Armen irgend eines andern Landes. Die Stelle der hier in der Regel selten vorkommenden Kartoffeln ersetzen einige Gattungen von getrockneten Mehlteigen, welche mit verschiedenen Gemüsearten, Kräutern und Wurzeln und mit ein wenig Butter oder Fett vermengt, eine dicke und standhafte Suppe abgeben. Die ganze Nahrung eines Arbeiters kostet nicht mehr, als vier oder fünf Soldi täglich.

Miethkutscher.

In allen Städten Italiens, aber vor allen in Toscana, wird man von Miethkutschern belagert und bestürmt. Diese bilden eine ganz eigene absonderliche Menschenklasse, welche ihre eigenthümlichen Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten überall mit sich herumträgt.

Für wenige Straßen Italiens bestehen regelmäßige Fahrposten und Diligencen. Zum Ersatz dafür findet man in jeder Stadt ein- und mehrspännige Wagen in mannichfaltigster Form, welche stets zur Abreise bereit stehen. Die Kutscher dazu halten sich auf allen öffentlichen Plätzen und Kreuzstraßen auf, befragen, bitten und bestürmen jeden Vorübergehen-

den. Sobald sie eine volle Ladung von Reisenden zusammengebracht haben, geht es damit fort in alle Städte, wo die verschiedenen Reisenden abgesetzt sein wollen. Unterwegs werden die Reisenden nicht selten an einen andern Miethkutscher von ihrem Fuhrmann förmlich verkauft, d. h. dieser tritt jenem für eine bestimmte Summe die ganze Fahrt sammt ihrem Ertrag förmlich ab. In solchem Falle müssen sich die Reisenden gefallen lassen, mit all ihrem Gepäcke allerschleunigst in einen andern Wagen umgeladen zu werden. Kommen die Miethkutscher auf der letzten Station an, so ist ihr erstes Geschäft, irgend eine neue Fahrt zu contrahiren, ohne sich zu bekümmern, wohin sie gehe. So durchziehen sie nicht selten ganz Italien, zuweilen halb Europa, ohne ein anderes Ziel oder eine andere Richtung vor Augen zu haben, als die Laune des Zufalls ihnen anweist. Ihre Pferde sehen jämmerlich aus, ertragen aber unglaubliche Strapazen. Fallen sie, so werden sie schnell wieder ersetzt. Man fährt täglich im Durchschnitt 18 bis 20 Meilen Wegs.

Liebe für seine Familie und Sorgen um dieselbe quälen einen solchen Kutscher nur wenig. Heute gefällt ihm auf einer seiner Reisen ein weibliches Wesen und sogleich macht er sie zu seiner Frau. Zwei Tage darnach verläßt er sie und beginnt wieder sein Nomadenleben. Nicht aus Berechnung oder aus Liebe kehrt er wieder zu ihr zurück, sondern nur, wenn eine spätere Reise zufällig in diese Gegend ihn bringt. Dann findet er, ohne sich darüber zu beunruhigen, zu erfreuen oder zu betrüben, seine Familie vermehrt oder vermindert. Er gibt seiner Frau einen Theil seines Ersparnisses und fährt wieder weiter. Die Unabhängigkeit und völlige Ungebundenheit im Hange zu mancherlei Genüssen, geben diesen Leuten vollkommenen Ersatz für die Strapazen einer Lebensweise, welche bei ihnen wahrhaft zur Leidenschaft geworden ist. Mir sagte einmal ein solcher Kutscher: „böte man mir den schönsten Pallast von Venedig oder Florenz mit einem jährlichen Einkommen von 20,000 Franken unter der Bedingung, daß ich meine Fahrten aufgeben sollte, so dankte ich höflichst für solch ein Anerbieten.“ Gewiß kamen diese Worte aus dem Herzen.

Bei manchen Gelegenheiten gewinnen sie bedeutend, jedoch nicht selten erleiden sie so großen Verlust, daß sie dadurch zu Grunde gerichtet werden. Der Wagen zerbricht, ein Pferd fällt, ganze Wochen verstreichen ohne Verdienst, dann gehen Wagen und Pferde in andere Hände über. Glücklich fühlt sich noch in diesem Fall der vorige Besitzer, wenn er nur einen Theil des Verkaufsgeldes behält oder als Diener des neuen Besitzers und auf dessen Rechnung künftig mit seinem frühern Eigenthum Lohnkutschergeschäfte treiben kann.

Für eine ganze Reise übernimmt ein solcher Kutscher zu einem sehr mäßigen Preis die ganze Verköstigung aller seiner Reisenden. Dadurch entgehen diese den oft wirklich exorbitanten Forderungen der Gastwirthe, während sie, im Vergleich einer Reise mit der Post, schon im Uebrigen Bedeutendes ersparten. Aus diesen Gründen ist diese Art zu reisen die gebräuchlichste durch ganz Italien.

Druckfehler.

Seite 9 Zeile 11 von unten lies lassen, ist Alles statt lassen; Alles ist ꝛc.
— 11 — 21 — oben l. Armenkolonien st. Armeekolonien.
— 30 — 8 — unten l. ob sie st. ob es ꝛc.
— 30 — 7 — — l. entgehen st. entgeht.
— 30 — 6 — — l. in ihrer st. in seiner.
— 30 — 2 — — l. sie st. es.
— 43 — 31 — oben l. Jener st. Jeder.
— 48 — 8 — — l. daß sie nichts thue, was ihren st. daß es nichts thue, was seinen ꝛc.
— 72 — 4 — — l. Brunnen st. Blumen.
— 80 — 15 — — l. wie muß sie also st. wie muß also.
— 81 — 4 — — l. Armee st. Armen.
— 82 — 13 — — l. garnisoniren läßt st. garnisoniren.
— 82 — 21 — unten l. wachsendem st. wechselndem.
— 107 — 8 — — l. Leib st. Kopf.
— 110 — 20 — oben l. Unwegsamkeit st. Unregsamkeit.
— 124 — 3 — unten l. einen finstern kalten st. eine finstre kalte.
— 151 — 13 und 14 von oben l. pressen, um die Wasserstrahlen herauszudrücken st. beißen, um die Wasserstrahlen herauszubeißen.
— 187 — 18 von oben l. emsigen st. musigen.
— 192 — 24 — — l. Parterre st. Paterren.
— 233 — 4 — — l. dissidirenden st. dissirenden.
— 248 — 11 und 12 von oben l. durch eine Straße st. eine einzige Straße.
— 274 — 23 von oben l. geistliche st. geistige.
— 284 — 4 — unten l. untergräbt, heimgesucht werden st. untergräbt.

Beim Verleger dieses ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kleiner Duodez-Atlas in 24 Blatt über alle Theile der Erde. Vornehmlich zum Gebrauch bei Cannabichs Schulgeographie, aber auch brauchbar bei allen andern Lehrbüchern der Erdbeschreibung. Gezeichnet von E. Beer. Zweite sehr berichtigte und verschönerte Ausgabe. Gr. 12. In schönem Umschlag elegant geheftet. Preis ½ Rthl. oder 54 kr.

Die erste Auflage war einen Monat nach ihrer Erscheinung vergriffen, und tausend Nachfragen mußten abgewiesen werden. Aber so richtig gezeichnete und so sauber illuminirte schöne Kärtchen sind auch noch nie für einen so billigen Preis geliefert worden; denn eine Karte kommt nur ½ Gr. oder 2½ Kr. Deshalb kann dieser zwar niedliche, aber doch recht brauchbare Atlas leicht in die Hände aller Schüler gebracht werden und wird sicher ihre Liebe und Lust zu dem nützlichen Studium der Geographie neu beleben. Dem deutschen Vaterlande wurden vorzugsweise zu mehrerer Deutlichkeit vier Blätter gewidmet.

F. W. Heidemanns (K. P. Postmeisters) Handbuch der Postgeographie von Deutschland. Erster Theil, diejenigen Länder enthaltend, worin sich Fürstl. Thurn- und Taxische Posten befinden. Mit dem Portrait des Prinzen Lamorale von Taxis, als des Mitbegründers des deutschen Postwesens. Gr. 8. Preis ohne Karte 2 Rthl. oder 3 fl. 36 kr.

(Höchst günstig beurtheilt in der Leipz. Litztg. 1824, März. p. 584, 585, noch weit rühmlicher aber in der Jen. Litztg. 1828. Erg. Bl. Nr. 72. Das Archiv für das Transportwesen 1829. Nr. 19. sagt davon unter vielen Belobungen: „die Vorzüglichkeit und Vollständigkeit dieses so zweckmäßigen, willkommenen Werkes machen es höchst empfehlenswerth.")

Nachdem der Herr Verfasser seine rühmlichst bekannte Postgeographie der preußischen Monarchie beendigt hatte, bewogen ihn der ihm zu Theil gewordene Beifall und die an ihn ergangenen Aufforderungen, noch mehr aber die ihm von den höchsten Postbehörden zugesicherte Benutzung der erforderlichen Originalquellen, dieses Werk auch auf die deutschen Bundesstaaten auszudehnen, nach deren Vollendung er denn sofort auch die östreichische Monarchie auf gleiche Weise bearbeiten und somit ein vollständiges Ganzes aller deutschen Staaten liefern wird.

Vorstehender erster Band enthält das Fürstl. Thurn- und Taxische Postareal, und zwar das Königreich Würtemberg, Kurfürstenthum Hessen, die Großherzogthümer Hessen und Weimar, die Herzogthümer Nassau, Sachsen-Gotha, Coburg, Meiningen und Hildburghausen, die Fürstenthümer Hohenzollern, Waldeck, Lippe, Schwarzburg, Birkenfeld, die Reußischen Lande und die freien Städte Frankfurt, Hamburg, Lübeck und Bremen.

Die hundert Wunder der Welt und der drei Naturreiche. Nach den besten und neuesten Quellen beschrieben und durch Abbildungen versinnlicht von C. C. Clarke. Nach der 8. englischen Originalauflage herausgegeben von G. H. Haumann. Mit 6 feinen Kupfertafeln. Dritte ver-

besserte, abgekürzte und wohlfeilere Ausgabe. Gr. 8. Sauber gebunden. (Der Umschlag stellt den Coloß von Rhodos, den Herkules bei Cassel und den Münster zu Freiburg vor). Preis 2½ Rthl. oder 4 fl. 30 kr.

Diese Jugendschrift, welche aber auch als Lesebuch in vielen höhern Schulen eingeführt ist und gewiß auch von Erwachsenen mit großem Nutzen gelesen wird — ist in vieler Hinsicht der größten Empfehlung würdig. Erstens erweckt sie durch ihr schönes Aeußeres bei jungen Lesern einen guten Geschmack, denn ihre Kupfer haben einen wirklich artistischen Werth, Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig und schon der schöne Einband spricht mit seinem interessanten Umschlag freundlich an. Zweitens ist der Inhalt höchst belehrend und bildend, da er dem Leser eine so große Menge von Merkwürdigkeiten aus der Geographie, Länder-, Völker- und Naturkunde vorführt, und seine bereits darin erlangten Kenntnisse auf eine eben so unterhaltende als belehrende Art erweitert und befestigt, und endlich werden in der anziehenden Beschreibung der großartigsten Kunstwunder der Welt die Kräfte des Menschen in ihrer ganzen Größe gezeigt. Um den großen Reichthum dieses Werkes darzulegen, ist es genug, daß es die Beschreibung von 261 Natur- und Kunstwundern enthält, darunter: 26 Bergwunder, als Chimborasso, Vesuv, Montblanc, Montserrat 2c.; 7 Felsenwunder; 54 Wasserwunder, als Nil, Amazonenfluß, Rhein, Donau, Elbe, Staubbach, Rheinfall, Niagara 2c.; 48 unterirdische Wunder, als 7 Erdbeben, 13 Höhlen, 8 Bergwerke (z. B. Wieliczka) 2c.; 12 Meer- und Inselwunder, als Eisinsel, Meerstrudel, Ebbe, Flut 2c.; 19 Wunder der Atmosphäre, als Meteore, Irrlichter, Stürme 2c.; 47 Wunder des Thierreichs, als Elephant, Orang-Outang, Kolibri; 7 Pflanzenwunder, als Baniam-, Kokusnußbaum; 19 Kunstwunder der alten Zeit, als Pyramiden, Herkulanum, chinesische Mauer, Coliseum, Trajanssäule, Porzellanthurm; 27 Kunstwunder neuerer Zeit, als Peterskirche, Straßburger Münster, Cassler Riesenschloß, Dampfmaschinen, Taucherglocken, Kriegsschiffe 2c. 2c.

Wie glücklich dem umfassenden und großartigen Plane dieses schönen Werkes entsprochen worden ist, kann daraus abgenommen werden, daß es in wenigen Jahren drei Auflagen erlebte, obschon der Preis der ersten doppelt so hoch war, als der der obigen, nämlich 5 Rthl.

Mungo Park's zweite Reise im Innern von Afrika, nebst einer Nachricht von seinem Leben. Aus dem Englischen von F. C. A. Büttner. Mit einer Karte, Park's Portrait und vier Abbildungen. 8. Geh. 1¾ Rthl. oder 3 fl. 9 kr.

Mungo Park nimmt unter allen Reisenden besonders deshalb mit die erste Stelle ein, weil er, wie nicht leicht ein anderer, einen großen Schatz von Kenntnissen, einen unermüdlichen Eifer für seine Zwecke, wenn sie auch noch so schwierig waren, eine seltene Kühnheit und Beharrlichkeit in ihrer Verfolgung und eine strenge Wahrheitsliebe in sich vereinigte. Nachdem wir ihm durch seine berühmte erste Reise den größten Theil unserer heutigen Kenntnisse des innern Afrika's zu verdanken hatten, ließ ihm sein unwiderstehlicher Hang zu einer zweiten keine Ruhe. Von Seiten des englischen Hofes mit Truppen, Waaren, gelehrten Begleitern und allen nöthigen Hilfsmitteln ausgerüstet, unternahm er das große Wagestück nochmals. Nach einer langen Wanderung im Innern des Landes, auf der er zwar einen großen Theil seiner Zwecke erreicht, aber auch mit einer Menge von

Schwierigkeiten, Abenteuern mit den Völkern des Landes und Krankheiten gekämpft hatte, die ihm Begleiter und Mannschaft raubten, war er beinahe der Letzte seiner zahlreichen Karavane, der diesen zweiten Versuch mit dem Leben bezahlen mußte. Eine deutsche Uebersetzung dieser so höchst merkwürdigen Reisebeschreibung fehlte bis jetzt noch und wird hoffentlich willkommen sein.

Dr. B. Warden's statistische, politische und historische Beschreibung der vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach dem Englischen frei übersetzt und bearbeitet von J. G. F. Cannabich. Gr. 8. 2 Rthl. oder 3 fl. 36 kr.

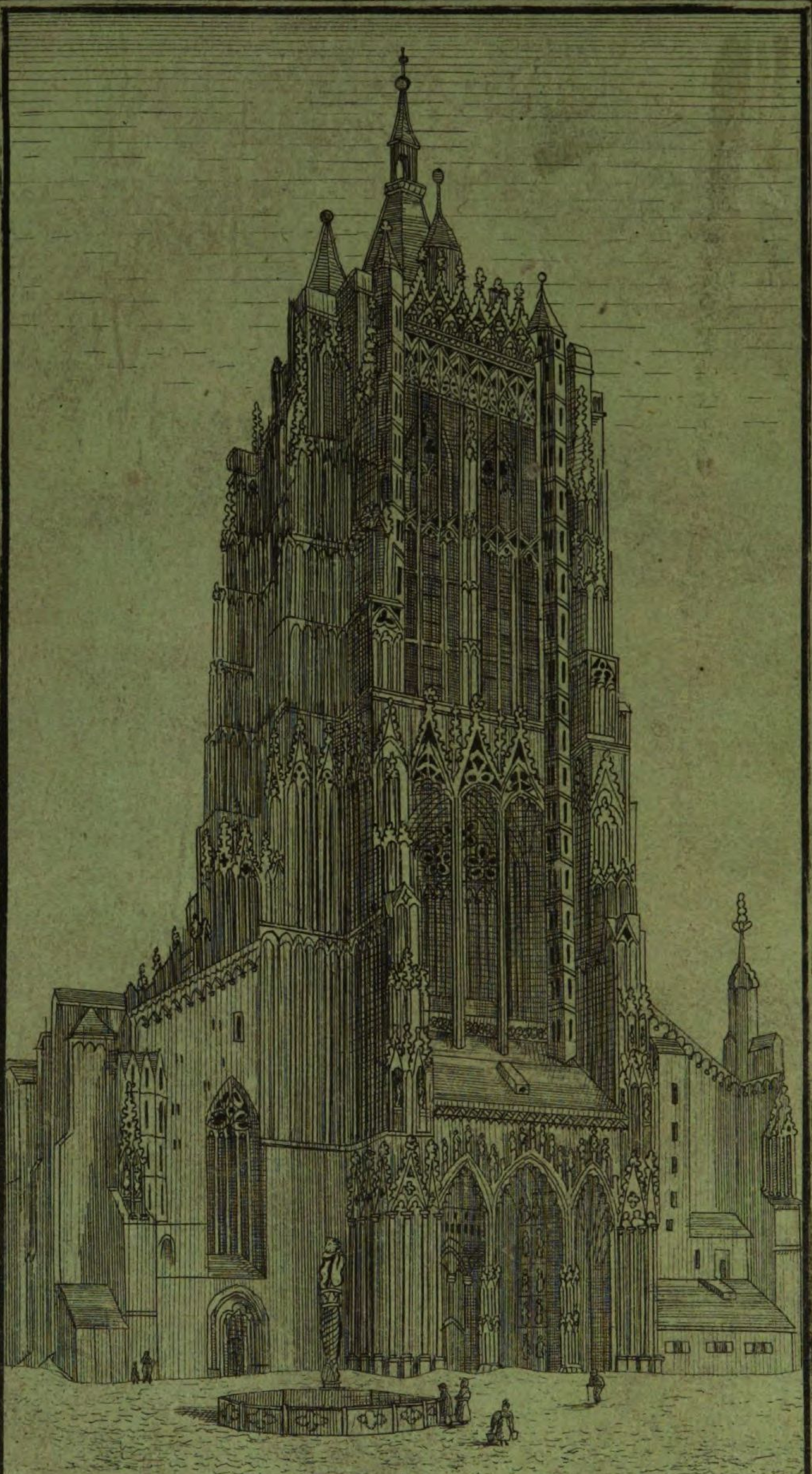
(Ein 3 Bogen langer Auszug in der Jenaer Litztg. 1827. Nr. 105, 6, 7. stellt dieses Werk als „klassisch" dar, und hält es für das beste, was die neuere Literatur geliefert hat.)

Für Alle, welche für die vereinigten Staaten ein wissenschaftliches, merkantilisches oder persönliches Interesse haben, war das Warden'sche Werk, als das neueste, reichhaltigste, geordnetste und vollständigste beinahe unentbehrlich. Aber bei der Stärke von 5 dicken Bänden und bei einem Preise von 2 Pfund Sterling und 2 Schilling war es, besonders dem der englischen Sprache Unkundigen nicht zugänglich. Der Verleger glaubte also ganz nach den Wünschen des Publikums zu handeln, wenn er einen anerkannt tüchtigen Geographen zu einem Auszug veranlaßte. In diesem Auszuge ist nicht nur alles Wesentliche des Originals treu wieder gegeben, sondern durch die ausgebreiteten Kenntnisse des Hrn. Uebersetzers und durch die vielen ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel hat diese Uebersetzung selbst noch manchen bedeutenden Vorzug vor dem Original erhalten, und verdient um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit, da hier die vollständige Beschreibung eines Landes geliefert wird, welches jetzt zu einer solchen Ausdehnung angewachsen ist, daß erst elf Länder von der Größe Frankreichs ihm an Flächeninhalt gleichkommen würden, welches nicht aus unfruchtbaren Steppen und aus von Kälte starrenden oder von Sonnenglut verbrannten Landstrecken, sondern aus fruchtbaren, größtentheils gut angebauten Gegenden in dem schönsten und gemäßigtsten Klima besteht. Und was wird dieser Staat, dessen Kräfte sich kaum zu entwickeln angefangen haben, der einen solchen Reichthum an Hilfsmitteln vereinigt, erst in Zukunft werden, da er jetzt schon der zweite Handelsstaat der Welt ist und dessen merkwürdige Regierungsform seine Bewohner so ungemein begünstigt.

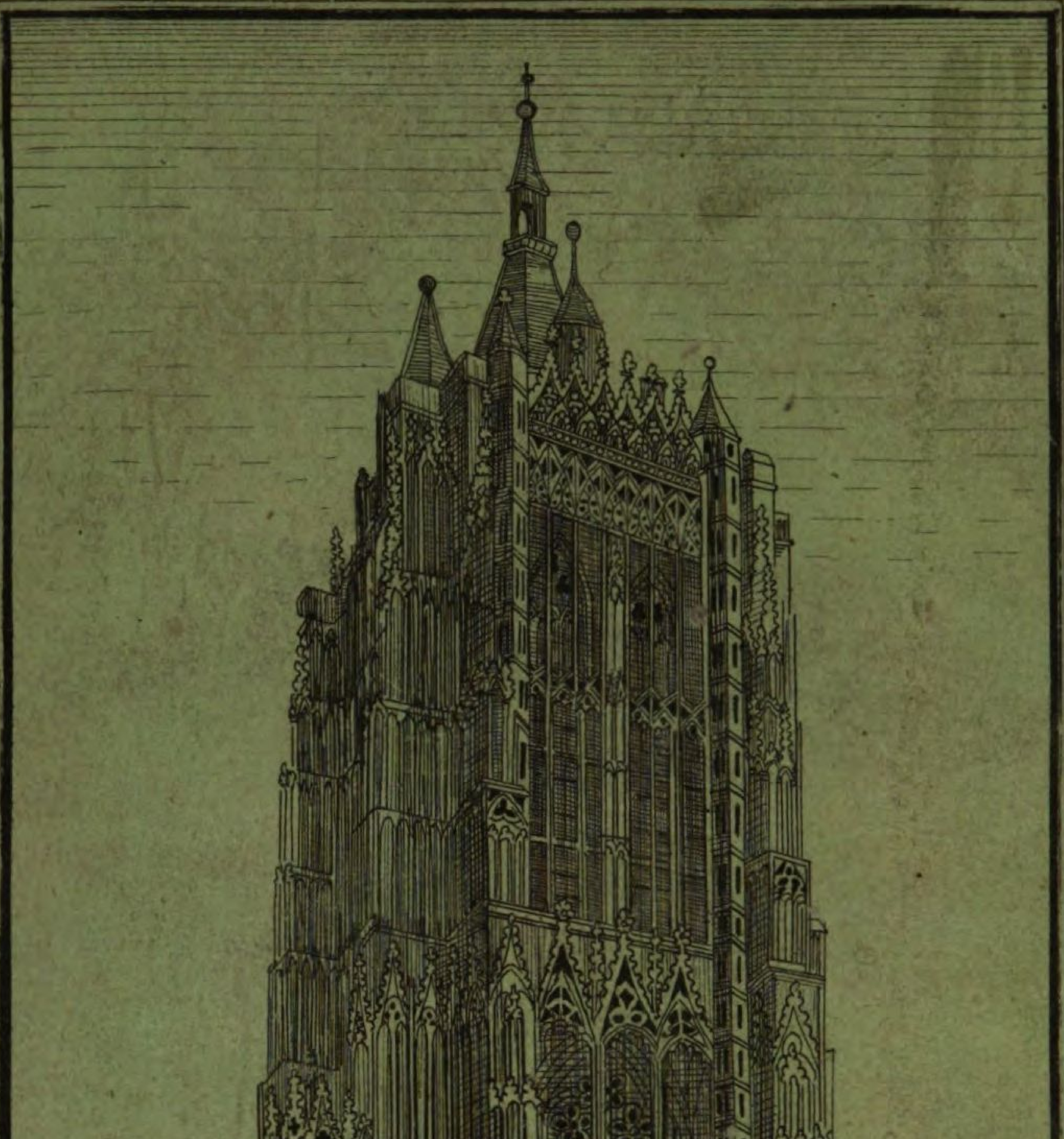
Bayerische
Staatsbibliothek
München

1148 **d'Haussez, (Ch.).** Reise eines Verbannten durch Holland, Rheinpreußen, Nassau, die Großherzogthümer Hessen und Baden, Würtemberg, Baiern, Tyrol nach Italien und Sicilien. Mit Anmerkungen dt. bearb. v. F. v. Biedenfeld. 2 Bde. Weimar 1835. IV, 310 S., 2 Bll. (Druckfehler u. Anz.); IV, 316 S. Mod. Hlwd., lith. OU. aufgeklebt. (130) 300,–

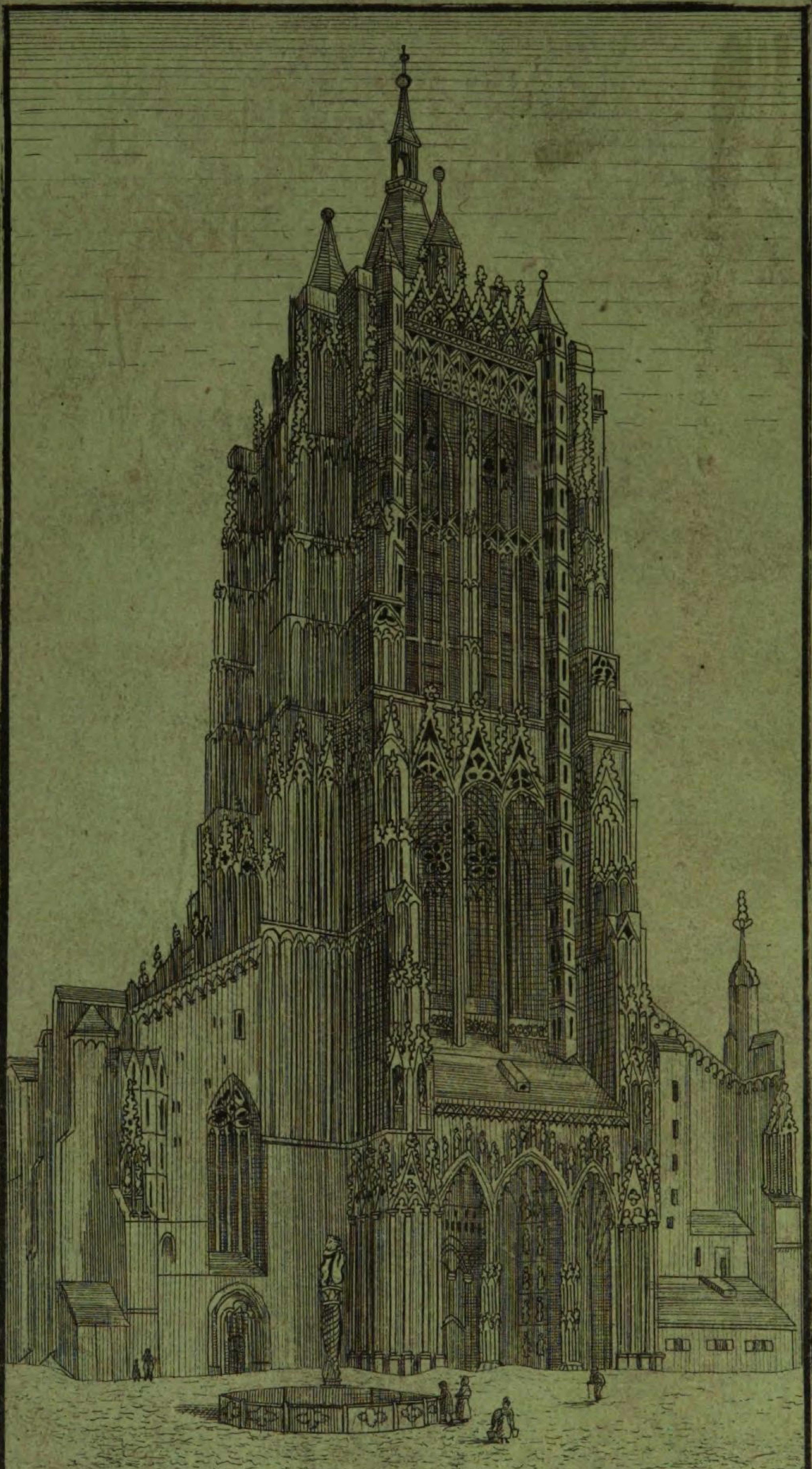
Hoefer, NBG XXIII, 567f; nicht bei Fromm. – H. war Marineminister unter Karl X. und flüchtete 1830 zunächst nach England. Auf seiner Reise durch Holland, Deutschland, Österreich und Italien machte er Beobachtungen zu Architektur, politische u. wirtschaftliche Lage und über die Bewohner der besuchten Orte, denen (besonders in bezug auf Deutschland) vom dt. Herausgeber meist sehr heftig und ironisch in Fußnoten widersprochen wird. – Stockfl.



Die Kathedrale von Ulm.



Die Kathedrale von Ulm.



Die Kathedrale von Ulm.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haussez, Charles Le Mercher de Longpré <<d'>>,

Reise eines Verbannten durch Holland, Rheinpreußen, Nassau, die Grossherzogthümer Hessen und Baden, Würtemberg, Baiern, Tyrol nach Italien und Sicilien
Bd.: Erster Theil

Weimar 1835

It.sing. 1491 q-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10469964-7